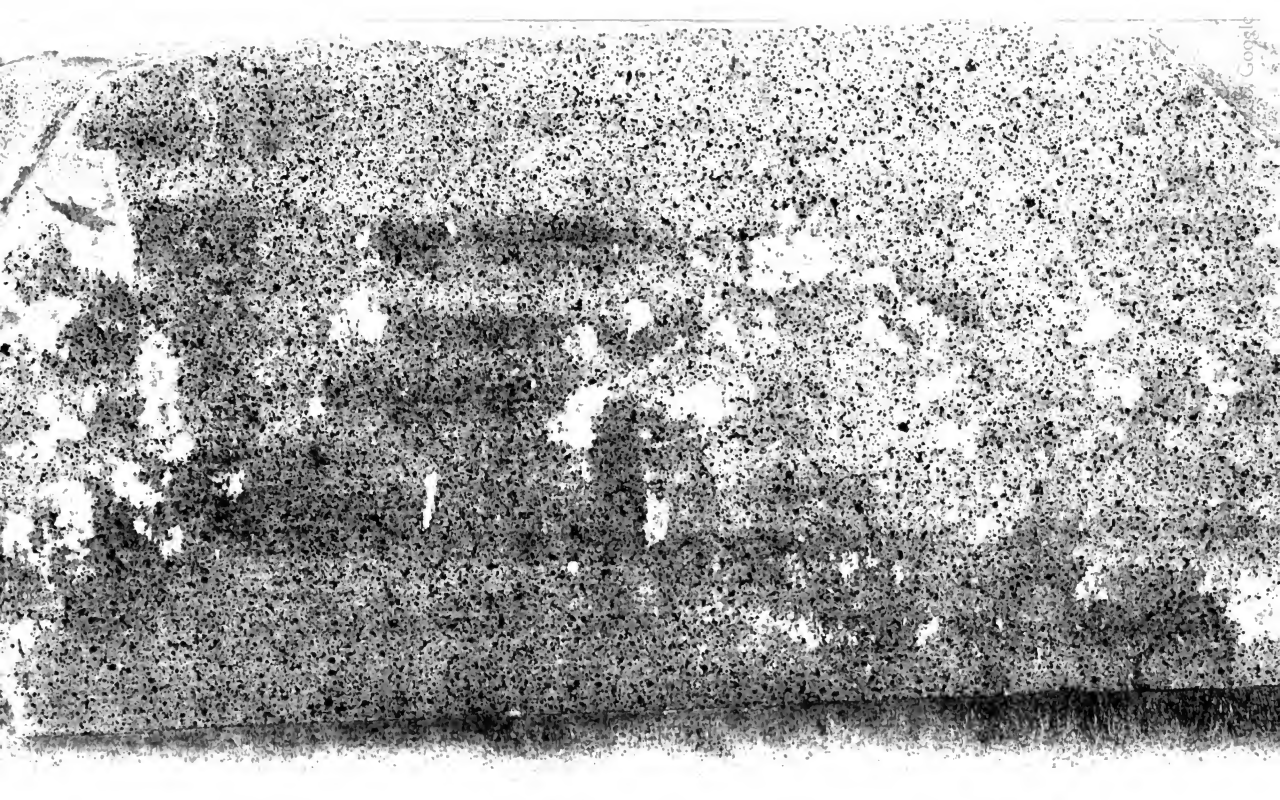
NEUES DEUTSCHES MUSEUM: 1790,[1]

Digitized by Google

Digitized by Google

Per.
163
1790,1
MUSEUM
IAN. BIS. IUN.
1790

Digitized by Google



Fol. 103. [illegible]
Museum

<36626057280019 S

<36626057280019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Ux. 11306

Digitized by Google

Neues Deutsches Museum.

Zweiter Band.

Jänner bis Junius 1790.

Herausgegeben

von

Heinrich Christian Boie.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen.
1790.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Inhalt

aller sechs Stücke dieses Bandes.

Jänner.

1. Probe der Voßischen Ilias S. 1 — 43
2. Machiavells Schilderung von Deutschland: mit Anmerkungen vom Herrn Geh. Hofrath Schlosser 44 — 85
3. Zwei Briefe über eine öffentliche Sitzung der Academie Françoise, von Friedrich Schulz 86 — 121
4. Ueber den Werth der Grafschaft Schaumburg, Lippischen Antheils 122 — 130
5. Ueber den litterarischen Karakter Friedrich II. und einige seiner Werke. Fortsetzung. 131 — 152

Februar.

Digitized by Google

Februar.

1. Apologie des Thucidides gegen einen Tadel des Dionys von Halikarnaß. Und beiher etwas über die Kriegsmanifeste. Vom Hrn. Geh. Hofr. Schlosser. S. 153—190
2. Thales und Solon. Vom Herrn Prof. Meißner. 191 — 204
3. Ueber Bürgers hohes Lied. 205 — 214
4. Welch Wunder, wenn sie dann Tiranen werden? eine wahre Anekdote nach St. Simon. 214 — 217
5. Noch ein Wort über die französische Revoluzion. 218 — 228
6. Einige Lebensumstände vom General van der Meersch. 229 — 241
7. An die Theilnehmer der Ausgabe altdeutscher Gedichte. 242 — 244

März.

1. Lobrede des Plinius auf den Trajan 245 — 306
2. Ueber Bürgers hohes Lied. (Fortsetzung) 306 — 348
3. Baron von Holbach; Denkmaal für einen Deutschen von einem Franzosen, Herrn Peigeon 349 — 359
4. Urbanität 360 — 367

Digitized by Google

Hauptinhalt.

April.

1. Ueber das Hochstift Lüttich. Auf Veranlassung der merkwürdigen Revoluzion daselbst vom Jahre 1789. Von Herrn Hommel. S. 369 — 419
2. Vom vielfachen Regenbogen. Von Herrn Hellwag 420 — 447
3. Ahdim, eine morgenländische Erzählung. Sechster Gesang 447 — 459
4. Auszug eines Briefs aus Wien, den Tod der Erzherzogin betreffend 460 — 462

Mai.

1. Ueber Herrn Garvens Abhandlung der Frage: In wie fern es möglich sei, die Moral des Privatlebens bei der Regierung der Staaten zu beobachten? Vom Herrn Geh. Hofrath Schlosser 465 — 504
2. Ueber Tempelherren und Jesuiten. 505 — 522
3. Antönchen und Trudchen. Von Herrn Friedrich Schulz. 523 — 545
4. Ueber das System des Hauses Oesterreich 546 — 566

Ju-

Digitized by Google

Hauptinhalt.

Junius.

1. Ueber Herrn Garvens Abhandlung der Frage: In wie fern es möglich sei, die Moral des Privatlebens bei der Regierung der Staaten zu beobachten? Vom Herrn Geh. Hofrath Schlosser. Beschluß. S. 569 — 611
2. Antönchen und Trudchen. Beschluß 612 — 631
3. Warnung. Von Herrn Ratschky 632 — 637
4. Ueber die historische Gewißheit 638 — 680
5. Der Philosoph und sein Schneider. Von Herrn Pfeffel. 681. 682
6. Das Götzenbild. Von demselben. 683. 684

Neues Deutsches Museum.

1. Stück. Jänner, 1790.

I.

Probe der Vossischen Ilias.

Die Bürgersche Uebersezung der vier ersten Gesänge der Ilias im Journal für Deutschland, gab, mit der Stolbergischen und dem Original verglichen, mir Anlaß, selbst einige vorragende Stellen, und drauf einen ganzen Gesang zu versuchen. Der Graf Stolberg drang auf Vollendung. Seit dem Frühling 1787 ist die erste Arbeit gethan. Aber eine deutsche Ilias, und nach solchen Vorgängern aufzustellen, ist ein Gedanke, der mich schüchtern macht.

Ich wünsche dieser, wegen der Mannigfaltigkeit des Tons ausgewählten Probe, eine etwas umständliche und nicht zu schonende Beurtheilung von Männern, die mit Kentniß des homerischen Ausdrucks durch Wort und Vers, auch gesundes Gefühl für die Kraft und Bildsamkeit unserer Dichtersprache, und für die Wirkung unseres, nach dem

homerischen Maaßstabe der Schönheit zurückgeführten Hexameters, vereinigen.

Die griechischen Namen schreibe ich jezt, wie das deutsche Auge und Ohr es zu verlangen scheint. Man foderte nur v e, und zwar, weil der Grieche es so ausgesprochen habe. Die Richtigkeit dieses Grundes, und die Art, wie man ihn geltend machte, verhärtete mich gegen die Foderung selbst, die noch in weiterer Ausdehnung gerecht war.

Welche Schreibart man auch wähle, so wird man immer auf nothwendige und zweifelhafte Ausnahmen stoßen, wo man dem Gebrauch folgen oder sich nähern muß. Diesem, der Poseidon, Kronos, Afrodite, Aïs ff. sich gerne gefallen ließ, solte ich aus gleicher Gefälligkeit, wie Foibos in Fôbos, Seiränen in Sirenen auch Häraklâs, Hekabâ, Hâlios, zwar nicht in Herkules, Hekuba, Sol, aber in Herakles, Hekabe, Helios, und Aineias in Aeneas, Aias in Ajas, Peisânor in Pisenor, Odûsseus (bloß für das Auge) in Odysseus, verwandeln. Ob Kirke und der Kyklop in einem griechischen Gedichte bleiben darf? Lessing würde die Frage bejahen. Denn in seiner Abhandlung über die griechische Anthologie vom Jahr 1771 erlaubte er sich Kephalas und Kypris. Nur bei Okeanos könte man anstehn, weil Oceanus und Ocean üblich ist.

Aber

Aber der altgriechische Weltstrom war ganz verschieden von dem römischen und unserem Weltmeer. Auch hierüber erbitte ich mir guten und freundlichen Rath.

J. H. Voß.

Ilias.

Neunter Gesang.

Also wachten die Troer vor Ilios. Doch die Achaier
Trieb unermeßliche Angst, des schaudernden Schrekkens Genossin;
Und unnennbarer Schmerz durchdrang die tapfersten Helden.
Wie zween Winde des Meers fischwimmelnde Fluten erregen,
Nord und sausender West, zugleich aus Thrakia wehend;
Schleunig stürmen sie her; und mit Einmal wogt das Gewässer
Dunkel empor, und es hüpft in den Brandungen häufiges Seegras:
Also zerriss Unruhe das Herz der edlen Achaier.
Atreus Sohn, von blutendem Gram in der Seele verwundet,
Wandelt umher, Herolden von tönender Stimme gebietend,

Ieglichen Mann mit Namen zur Rathsverſammlung zu rufen,
Aber nicht laut; auch ſelbſt arbeitet' er unter den erſten.
Als ſie nun ſaſsen im Rath, die trauernden; ſtand Agamemnon
Thränenvergieſsend empor, wie ein ſchwarz herſprudelnder Bergquell,
Welcher aus hohem Geklipp ſein dunkeles Waſſer herabgieſst.
Dieſer begann ſchwerſeufzend, und redete vor den Argeiern:

Freunde, des Volks von Argos erhabene Fürſten und Pfleger,
Hart verſtrickte mich Zeus der Kronid' in laſtendes Unheil!
Einſt verhieſs er mir zwar, der Grauſame, gnädiges Winkes,
Heimzugehn ein Vertilger von Ilios prangender Veſte;
Doch nun ſann er verderblichen Trug, und heiſset mich ruhmlos
Wieder gen Argos ziehn, da ſo viel des Volks mir dahin ſtarb.
Alſo gefällt es nun Zeus, dem allgewaltigen Herſcher,
Der ſchon vielen Städten das Haupt zu Boden geſchmettert,
Vielen es ſchmettern noch wird; denn ſein iſt ſiegende Allmacht!
Aber wohlan, vernehmt mein Wort, und gehorchet mir alle:

Laſst

Lasst uns fliehn in den Schiffen zum lieben Lande der Väter;
Nie erobern wir doch die weit durchwanderte Troja!

Jener sprachs; und alle verstummten umher, und schwiegen.
Lange fassen verstummt die trauernden Männer Achaia's.
Endlich begann vor ihnen der Rufer im Streit Diomedes:

Atreus Sohn, gleich muss ich dein thörichtes Wort dir bestreiten,
Wie es gebührt, o König, im Rath; du zürne mir dess nicht.
Siehe du schmähtest mir jüngst die Tapferkeit vor den Achaiern,
Mutlos sei ich und ganz unkriegerisch; aber das alles
Wissen ja Argos Söhne, die Jünglinge so wie die Greise.
Dir gewährte nur Eins der Sohn des verschlagenen Kronos:
Nur mit dem Zepter der Macht geehrt zu werden vor allen;
Tapferkeit gab er dir nicht, die edelste Stärke der Menschen!
Wunderbarer, du glaubtest im Ernst, die Männer Achaia's
Wären so ganz unkriegrisch und mutlos, wie du geredet?

Doch

Doch wenn ſelber dein Herz dich antreibt, heim zu entfliehen.
Wandere! frei iſt der Weg, und nahe die Schiff' an dem Meerſtrand
Aufgeſtellt, die in Menge dir hergefolgt von Mykene.
Aber die anderen bleiben, die hauptumlockten Achaier,
Bis wir vertilgt die Veſte des Priamos! Wollen auch jene;
Laſs ſie entfliehn in den Schiffen zum lieben Lande der Väter!
Ich und Sthenelos kämpfen, und ruhn nicht, bis wir das Schickſal
Ilios endlich erreicht; denn ein Gott geleitet' uns hieher!

Jener ſprachs; da jauchzten ihm rings die Männer Achaia's,
Hoch erſtaunt ob der Rede von Tydeus Sohn Diomedes.
Drauf erhub ſich vor ihnen, und ſprach der Reiſige Neſtor:

Tydeus Sohn, du biſt der tapferſte Krieger im Schlachtfeld,
Auch im Rath der beſte vor deines Alters Genoſſen;
Keiner umher der Achaier wird dieſe Rede dir tadeln,
Noch entgegen dir ſprechen: nur haſt du das Wort nicht vollendet.
Wahrlich, du biſt ein Jüngling, und könteſt ſo gar mein Sohn ſein,
Selbſt der jüngſt' an Geburt; allein du redeſt verſtändig

Unter

Unter den Fürsten des Heers, denn du sprachst, wie die Wahrheit es fodert.
Aber wohlan, ich selber, der höheres Alters sich rühmet,
Will ausreden das Wort und endigen; schwerlich auch wird mir
Einer die Rede verschmähn, nicht selbst der Fürst Agamemnon.
Ohne Freund' und Verwandten, ohn' eigenen Heerd, und gesezlos;
Ist, wen der keimische Krieg, das entsezliche Scheusal, erfreuet!
Aber wohlan, lasst jezo der finsteren Nacht uns gehorchen,
Und ein Mahl uns bereiten. Allein die Hüter der Schaaren
Gehn hinaus, und lagern am Graben sich, ausser der Mauer.
Solches nun gebiet' ich den Jünglingen. Aber du führ' uns,
Atreus Sohn, in dein Zelt; du bist der oberste Herscher:
Gieb den Fürsten ein Mahl; denn recht ist solches und billig.
Voll sind deine Gezelte des Weins, den der Danaer Schiffe
Täglich aus Thrakia her auf weitem Meere dir bringen.
Reich auch bist du an jeglicher Kost, der du vieles beherschest.
Dann im versammelten Kreise gehorch' ihm, welcher den besten

Rath, zu rathen vermag: denn noth iſt allen Achaiern
Kluger und heilſamer Rath, da die Feinde ja nahe den Schiffen
Brennen der Feuer ſo viel! Wer mögte ſich deſs erfreuen?
Dieſe Nacht wird vertilgen das Kriegsheer, oder errretten!

Jener ſprachs; da hörten ſie alle mit Fleiſs, und gehorchten.
Eilend gingen hinaus die gewapneten Hüter des Lagers:
Dieſe mit Neſtors Sohn, dem Hirten des Volks Thraſymédes;
Jen' um Askálafos her, und Jálmenos, Söhne des Ares;
Und um Meriones dort, und Deïpyros, dort um den edlen
Afareus, und Krefons erhabenen Sohn Lykomédes.
Sieben geboten der Hut; und hundert Jünglinge folgten
Jedem gereiht, in den Händen die ragenden Speere bewegend.
Dieſe nun ſezten ſich zwiſchen dem Graben umher und der Mauer,
Zündeten Feuer ſich an, und bereiteten jeder die Nachtkoſt.

Jezo führt' Agamemnon die Schaar der achaiiſchen Fürſten
In ſein Gezelt, und empfing ſie mit herzerfreuendem Gaſtmahl.
Und ſie erhoben die Hände zum leckerbereiteten Schmauſe.

Aber

Aber nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war,
Jezo begann der Greis den Entwurf zu ordnen mit Weisheit,
Nestor, welcher auch sonst mit treflichem Rathe genüzet;
Dieser begann wohlmeinend, und redete vor der Versamlung:

Atreus rühmlicher Sohn, weitherschender Held Agamemnon,
Dir soll beginnen mein Wort, dir endigen; weil du so vielen
Völkern mächtig gebeutst, und dir Zeus selber verliehn hat
Zepter zugleich und Gesez, um Aller Wohl zu besorgen.
Drum ziemt dir vor allen zu reden ein Wort, und zu hören,
Auch zu vollziehn dem andern, wem sonst sein Herz es gebietet,
Dass er rede zum Heil; denn du entscheidest, was sein soll.
Aber ich selbst will sagen, was mir am heilsamsten dünket.
Denn kein anderer mag wol besseren Rath noch ersinnen,
Als mein Herz ihn bewahrt, nicht vormals, oder auch jezo,
Seit dem Tag, da du, König, des Brises rosige Tochter
Aus dem Gezelt entführtest dem zürnenden Helden Achilleus:
Nicht nach unserer Seele Geheiss; denn ich habe mit grosem

Ernste dich abgemahnt. Doch du im Stolze des Herzens
Hast den tapfersten Mann, den selbst die Unsterblichen ehrten,
Schmählich entehrt; denn du nahmst ihm den Heldenlohn der Achaier.
Aber sinnt noch jezo umher, sein Herz zu versöhnen,
Durch gefällige Gaben und sanft einnehmende Worte.

Ihm antwortete drauf der König des Volks Agamemnon:
Greis, du hast mein Vergehn nicht unwahr jezo gerüget.
Ja ich fehlt', und leugn' es selber nicht. Schaaren der Völker
Gleicht an Stärke der Mann, den Zeus durch Liebe verherlicht:
Wie nun jenen er ehrt', und bezwang das Heer der Achaier.
Aber nachdem ich gefehlt, dem verderblichen Sinne gehorchend;
Will ich gern es vergelten, und biet' unendliche Sühnung.
Nennen will ich vor euch die ehrenvollen Geschenke:
Zehn Talente des Goldes, dazu dreifüfsiger Kessel
Sieben vom Feuer noch rein, und zwanzig schimmernde Becken;
Auch zwölf mächtige Rosse, gekrönt mit Preisen des Wettlaufs.
Traun nicht dürftig wäre der Mann, der so vieles besäfse,
Und nicht arm an Schäzen des hochgepriesenen Goldes:
Als mir Siegskleinode die stampfenden Rosse gewannen!

Weiter

Weiter schenk' ich ihm sieben untadliche Mädchen aus Lesbos,
Kunstgeübt, die ich wählt', als Er die blühende Lesbos
Selbst einnahm; sie besiegen der Sterblichen Töchter an Schönheit.
Diese schenk' ich ihm jetzt; es begleite sie, die ich entführet,
Brises rosige Tochter; auch schwör' ich den heiligen Eidschwur,
Dass ich nie ihr Lager verunehrt, noch ihr genahet;
Wie in der Menschen Geschlecht der Mann dem Weibe sich nahet.
Dieses empfang' er alles sogleich. Doch geben die Götter,
Dass wir die mächtige Stadt des Priamos endlich erobern;
Reichlich soll er sein Schif mit Gold und Erz belasten,
Selbst einsteigend, wenn einst der Danaer Beute getheilt wird.
Auch der troischen Weiber erwähl' er selber sich zwanzig,
Welche Helenen nur der Argeierin weichen an Schönheit.
Wann zum achaiischen Argos, dem Segenslande, wir heimziehn;
Soll er mein Eidam sein, und ich ehr' ihn gleich dem Oreste,
Der mein einziger Sohn aufblüht in freudiger Fülle.
Drei sind mir der Töchter in wohlverschlossener Wohnung:

145.

Deren wähl' er ſich eine, Chryſóthemis, Iſianaſſa,
Oder Laódike auch, und führ' umſonſt die Erkohrne
Heim in des Vaters Haus; ich geb' ihm ſelber noch Brautſchaz,
Reichlichen, mehr als ein Mann jemals der Tochter gegeben.
Sieben geb' ich ihm dort der wohlbevölkerten Städte:
Enope, ſamt Kardámylens Aun, und der grünenden Hire,
Fera, die heilige Burg, Antheia's graſige Anger,
Samt der ſchönen Aepéia, und Pédaſos, frölich des Weinbaus.
Nahe ſind alle dem Meere, begrenzt von der ſandigen Pylos;
Und es bewohnen ſie Männer, an Schafen reich, und an Rindern:
Welche hoch mit Geſchenk, wie einen Gott, ihn verehrten,
Und dem Zepter gehorchend ihm ſteuerten reichliche Schazung.
Dieſes vollend' ich jenem, ſobald er ſich wendet vom Zorne.
Zähm' er ſich! Aïdes iſt unbiegſam und unverſöhnlich;
Aber vor allen Göttern ein Graun der Menſchen und Abſcheu.
Nachſtehn ſolt' er doch mir, ſo weit ich an Würde der Herſchaft
Mächtiger bin, und älter an Lebensjahren mich rühme.

Ihm antwortete drauf der gereniſche Reiſige Neſtor:

Atreus

Atreus rühmlicher Sohn, weitherschender Held Agamemnon,
Nicht verächtliche Gaben bestimmst du dem König Achilleus,
Auf denn, erlest der Männer, und sendet sie, eilendes Schrittes
Hinzugehn ins Gezelt des Peleionen Achilleus.
Oder wolan, ich selber erwähle sie; und sie gehorchen.
Fönix gehe zuerst, Kronions Liebling, als Führer;
Dann auch Ajas der grosse zugleich, und der edle Odysseus.
Aber Hódios folg' und Eurybates ihnen als Herold.
Sprengt nun mit Wasser die Händ', und ermahnt zur Stille der Andacht,
Dass wir Zeus den Kroniden zuvor anflehn um Erbarmung.

Jener sprachs; und allen gefiel die Rede des Königs.
Eilend sprengten mit Wasser die Herold' ihnen die Hände.
Jünglinge füllten alsdann die Krüg' an den Rand mit Getränke,
Wandten von neuem sich rechts, und vertheileten allen die Becher.
Als sie des Tranks nun gesprengt, und nach Herzenswunsche getrunken;
Eilten sie hin aus dem Zelte von Atreus Sohn Agamemnon.
Viel ermahnte sie noch der geremsche Reisige Nestor,
Jeglichem Mann zuwinkend, allein vor allen Odysseus,
Eifrig doch zu bereden den herlichen Peleionen.

Beide

Digitized by Google

Beide nun gingen am Strande des lautherrauſchenden Meeres,
Beteten viel und gelobten dem Erdumgürter Poſeidon,
Daſs ſie doch leicht gewönnen den hohen Sinn des Achilleus.
Als ſie die Schiff' und Gezelte der Myrmidonen erreichten;
Fanden ſie ihn, erfreuend ſein Herz mit der klingenden Leier,
Schön und künſtlich gewölbt, woran ein ſilberner Steg war,
Die er gewählt aus dem Raube, die Stadt des Eetion tilgend:
Hiermit erfreut' er ſein Herz, und ſang die Thaten der Männer.
Schweigend ſaſs und allein Patroklos gegen ihn über,
Harrend auf Aeakos Enkel, bis ſeinen Geſang er vollendet.
Beide gingen daher, und voran der edle Odyſſeus,
Nahten und ſtanden vor ihm; beſtürzt nun erhub ſich Achilleus,
Samt der Leier zugleich, verlaſſend den Siz, wo er ruhte.
Auch Patroklos erhub ſich, ſobald er ſahe die Männer.
Beid' an der Hand anfaſſend begann der Renner Achilleus:

Herzlich ſeid mir willkommen, ihr theuerſten! Noth iſt es wahrlich
Doch auch dem zürnenden kommt ihr geliebt vor allen Achaiern.

Alſo

Also sprach, und eilte voran, der edle Achilleus,
Sezte sie dann im Gezelt auf Teppiche, schimmernd von Purpur;
Eilend sprach er darauf zu Patroklos, der ihm genaht war:

Einen gröſseren Krug, Menötios Sohn, uns gestellet!
Mische auch stärkeren Wein, und jeglichem reiche den Becher;
Denn die wertheſten Männer sind unter mein Dach nun gekommen.
Jener sprachs; da gehorchte dem lieben Freunde Patroklos.
Selbſt nun stellt' er die mächtige Bank im Glanze des Feuers,
Legte darauf den Rücken der feiſten Zieg' und des Schafes,
Legt' auch darauf die Schulter des Schweins voll blühendes Fettes.
Aber Automedon hielt, und es schnitt der edle Achilleus;
Wohl zerstükt' er das Fleiſch, und steckte dann alles an Spieſse.
Mächtig brante das Feuer, genährt vom Helden Patroklos.
Als die Flamme nun sank, und des Feuers Blume verwelkt war;
Schürt' er die Glut aus einander, und breitete drüber die Spieſse,
Sprengend mit heiligem Salze das Fleiſch, auf flüzenden Gabeln.
Als er nunmehr es gebraten, und hin auf Borde geſchüttet;

Theil-

Theilte Patroklos das Brot in ſchöngeflochtenen Körben
Rings um den Tiſch; und das Fleiſch vertheilete ſelber Achilleus;
Sezte ſich dann entgegen dem göttergleichen Odyſſeus,
Dort an der anderen Wand, und gebot, daſs Patroklos den Göttern
Opferte; dieſer gehorcht', und warf die Erſtling' ins Feuer.
Und ſie erhoben die Hände zum leckerbereiteten Schmauſe.
Jezo, nachdem die Begierde des Tranks und der Speiſe geſtillt war,
Winkte Telamons Sohn dem Fönix. Aber Odyſſeus
Merkt' es, und füllte den Becher, und trank dem Achilleus mit Handſchlag:

Heil dir, Peleid'! Es mangelt uns nicht des geſelligen Mahles,
Weder dort im Gezelte bei Atreus Sohn Agamemnon,
Noch auch hier; denn viel ſind der herzerfreuenden Speiſen
Hier zum Schmaus: doch achten wir nicht des lieblichen Mahles;
Sondern das groſse Weh, du Göttlicher, ringsum ſchauend,
Zagen wir! Jezo gilts, ob errettet ſind, oder verloren,
Unſre gebogenen Schiffe, wo du nicht mit Stärke dich gürteſt!
Nahe den Schiffen bereits und der Mauer drohn uns gelagert
Troja's mutige Söhn', und die fernberufnen Genoſſen;

Rings-

Ringsum lodern die Feuer durchs Heer; und es hemme sie, trozt man,
Nichts annoch, sich hinein in die schwärzlichen Schiffe zu stürzen.
Aber Zeus der Kronide verkündiget Zeichen des Heiles
Jenen durch Bliz; und Hektor mit funkelnden Augen voll Blutdurst
Wütet daher, und vertrauend dem Donnerer, achtet er niemand;
Weder Menschen noch Gott, im entsezlichen Taumel des Wahnsinns.
Sehnlich wünscht er, dass bald der heilige Morgen erscheine;
Denn er verheisst, von den Schiffen zu haun die prangenden Schnäbel,
Diese dann selbst zu verbrennen in stürmender Flamm' und Achaia's
Schaaren umher zu ermorden, betäubt im Dampfe des Brandes.
Aber angstvoll sorg' ich im Geist, dass die himlischen Götter
Ihm vollenden sein Drohn, und uns das Schicksal verhängt sei,
Hinzusterben in Troja, entfernt von der fruchtbaren Argos.
Aber wohlauf! wenn dein Herz dir gebeut, die Männer Achaia's
Jezt, auch spät, zu befrein aus der drängenden Troer Getümmel.
Siehe, dich selbst hinfort bekümmert es; aber umsonst ja
Sucht man geschehenem Uebel noch Linderung. Denke denn jezo

Vor der That, wie du wendeſt den ſchrecklichen Tag der Achaier.
Ach mein Freund, wie ſehr ermahnte dich Peleus dein Vater
Jenes Tags, da aus Ftia zu Atreus Sohn er dich ſandte:
Sohn, die Stärke des Siegs wird Athenäſa und Here
Geben, wenns ihnen gefällt; nur bändige du dein erhabnes
Stolzes Herz in der Bruſt; denn freundlicher Sinn iſt beſſer.
Meide den böſen Zank, den verderblichen, daſs dich noch höher
Ehre das Volk der Argeier, die Jünglinge ſo wie die Greiſe.
Alſo ermahnte der Greis; du vergaſſeſt es. Aber auch jezt noch
Ruh', und entſage dem Zorne, dem kränkenden! Sieh Agamemnon
Beut dir würdige Gaben, ſobald du dich wendeſt vom Zorne.
Willſt du, ſo höre mich an, damit ich dir alles verkünde,
Was dir dort im Gezelt zum Geſchenke verhieſs Agamemnon:
Zehn Talente des Goldes, dazu dreifüſsiger Keſſel
Sieben vom Feuer noch rein, und zwanzig ſchimmernde Becken;
Auch zwölf mächtige Roſſe, gekrönt mit Preiſen des Wettlaufs.
Traun nicht dürftig wäre der Mann, der ſo vieles beſäſse,
Und nicht arm an Schäzen des hochgeprieſenen Goldes:

Als

Als schon Siegskleinod' Agamemnons Rosse gewannen!
Weiter schenkt er dir sieben untadliche Mädchen aus Lesbos,
Kunstgeübt, die er wählt', als du die blühende Lesbos
Selbst einnahmst; sie besiegen der Sterblichen Töchter an Schönheit.
Diese schenkt er dir jezt; es begleite sie, die er entführet,
Brises rosige Tochter; auch schwört er den heiligen Eidschwur,
Dass er nie ihr Lager verunehrt, noch ihr genahet,
Wie in der Menschen Geschlecht der Mann dem Weibe sich nahet.
Dieses empfängst du alles sogleich. Doch geben die Götter,
Dass wir die mächtige Stadt des Priamos endlich erobern;
Reichlich sollst du dein Schif mit Gold und Erz belasten,
Selbst einsteigend, wenn einst der Danaer Beute getheilt wird.
Auch der troischen Weiber erwähle du selber dir zwanzig,
Welche Helenen nur der Argeierin weichen an Schönheit.
Wenn zum achaiischen Argos, dem Segenslande, wir heimziehn;
Sollst du sein Eidam sein, und er ehrt dich gleich dem Oreste,
Der sein einziger Sohn aufblüht in freudiger Fülle.
Drei sind ihm der Töchter in wohlverschlossener Wohnung:

Deren wähle dir eine, Chryſóthemis, Iſianaſſa,
Oder Laódike auch, und führ' umſonſt die Erkohrne
Heim in des Vaters Haus; er giebt dir ſelber noch Brautſchaz,
Reichlicher, mehr als ein Mann jemals der Tochter gegeben.
Sieben giebt er dir dort der wohlbevölkerten Städte:
Enope, ſamt Kardámylens Aun, und der grünenden Hire,
Fera, die heilige Burg, Anthelas grafige Anger,
Samt der ſchönen Aepeía, und Pédaſos, frölich des Weinbaus.
Nahe ſind alle dem Meere, begrenzt von der ſandigen Pylos;
Und es bewohnen ſie Männer, an Schafen reich, und an Rindern:
Welche hoch mit Geſchenk, wie einen Gott, dich verehrten,
Und dem Zepter gehorchend dir ſteuerten reichliche Schazung;
Dieſes vollendet er dir, ſobald du dich wendeſt vom Zorne:
Aber wenn Atreus Sohn dir zu ſehr im Herzen verhaßt iſt,
Er und ſeine Geſchenk', o ſo ſchau der andern Achaier
Drängende Noth mit Erbarmen im Kriegsheer, welches dem Gott gleich
Ehren dich wird; denn herlichen Ruhm erwirbſt du dir wahrlich:
Hektor erſchlügſt du nunmehr! denn nahe dir wagt' er zu kommen,
Voll unſinniger Wut; denn er wähnt, es gleiche nicht Einer
Ihm in der Danaer Volk, ſo viel in den Schiffen hieher kam.

Ihm

Ihm antwortete drauf der mutige Renner Achilleus:
Edler Laertiad', erfindungsreicher Odysseus,
Sieh ich muß die Rede nur grad' und frank dir verweigern,
So wie mein Herz es denkt, und wies unfehlbar geschehn wird;
Daß ihr mir nicht vorjammert, von hier und von dort mich belagernd.
Denn der ist mir verhaßt, wie die untersten Pforten des Aïs,
Welcher ein andres im Herzen verbirgt, und ein anderes redet.
Aber ich selbst will sagen, was mir am heilsamsten dünket.
Weder des Atreus Sohn Agamemnon soll mich bereden,
Noch die andern Achaier! Denn nichts war jemals des Dankes,
Stets unverdrossenen Kampf mit feindlichen Männern zu kämpfen!
Gleich ist des bleibenden Loos, und sein, der mutig gestritten;
Gleicher Ehre genießt der feig' und der tapfere Krieger;
Gleich auch stirbt der Träge dahin, und wer vieles gethan hat!
Nichts ja frommt es mir selbst, da ich Müh und Kummer erduldet,
Stets die Seele dem Tod' im Streit entgegen zu tragen.
So wie den nackenden Vöglein im Nest herflatternd die Mutter
Bringt den gefundenen Bissen, wenn ihr auch selber nicht wohl ist:

Alſo hab' ich genug unruhiger Nächte durchwachet,
Auch der blutigen Tage durchſtrebt in Thaten des Krieges,
Tapfere Männer beſtreitend, um jenen ein Weib zu erobern!
Zwölf bereits mit Schiffen verwüſtet' ich Städte der Männer,
Und elf andre zu Fuß umher in der ſchollichten Troja:
Und aus allen nahm ich der Kleinode viel' und erleſne
Mir von dem Raub', und brachte ſie all' Agamemnon zur Gabe,
Atreus Sohn. Er ruhend indeß bei den rüſtigen Schiffen,
Nahm die Schätze, und vertheilt' ein weniges, vieles behielt er.
Dennoch gab er den Helden und Königen Ehrengeſchenke,
Die noch jeder verwahrt; nur mir von allen Achaiern
Raubt' ers, und hat nun das reizende Weib, womit er der Wolluſt
Pflegen mag! Was bewog denn zum Kriegszug gegen die Troer
Argos Volk? Was führt' er hieher die verſammelten Streiter,
Atreus Sohn? Wars nicht der lockigen Helena wegen?
Lieben ſie etwan allein von den redenden Menſchen die Weiber,
Atreus Söhn'? Ein jeglicher Mann, der edel und weiſ' iſt,
Liebt ſein Weib, und pflegt ſie mit Zärtlichkeit: ſo wie ich jene
Auch von Herzen geliebt, wiewohl mein Speer ſie erbeutet.

Nun

Nun er schlau mein Ehrengeschenk aus den Händen mir wegstahl,
Locke mich jener nicht mehr, den kündigen! nimmer ihm trau' ich!
Sondern mit dir, Odysseus, und anderen Fürsten des Heeres,
Sinn' er nach, von den Schiffen das feindliche Feuer zu wenden!
Viel' und herliche Thaten vollendet' er ohne mein Zuthun:
Baute sogar sich die Mauer, und leitete draußen den Graben,
Breitunker und groß; und umpflanzt' ihn ringsum mit Pfählen!
Dennoch kann er ja nicht die Gewalt des mordenden Hektors
Bändigen! Aber da Ich im Heer der Achaier noch mitzog;
Niemals wagt' es Hektor, entfernt von der Mauer zu kämpfen;
Sondern nur zum skäischen Thor und zur Buche gelangt er.
Dort bestand er mich einst, und kaum noch entfloh er dem Angrif.
Itzo da mirs nicht gefällt, mit dem göttlichen Hektor zu kämpfen;
Bring' ich morgen ein Opfer für Zeus und die übrigen Götter,
Wohl dann belad' ich die Schiff', und nachdem ich ins Meer sie gezogen,
Wirst du sehn, so du willst, und solche Dinge dich kümmern,
Schwimmen im Morgenroth auf dem flutenden Hellespontes

Meine Schiff', und darin die ümſig rudernden Männer;
Und wenn glückliche Fahrt der Geſtaderſchüttrer verleihet,
Mögt' ich am dritten Tag' in die ſchollichte Ftia gelangen.
Vieles ließ ich im Hauſe zurück, da mein Schickſal mich herzog;
Anderes werd' ich von hier des röthlichen Erzes und Goldes,
Schöngegürtete Weiber zugleich: und grauliches Eiſen,
Bringen, durchs Loos mir beſchert doch das Ehrengeſchenk, der es ſchenkte,
Nahm es mir ſelber zum Hohn, der herſchende Held Agamemnon,
Atreus Sohn! dies alles verkünd' ihm, ſo wie ichs ſage,
Oeffentlich: daß auch die andern im Volk der Achaier ergrimmen,
Wenn er noch einen vielleicht der Danaer hoft zu betriegen,
Immer in Unverſchämtheit gehüllt! Doch wagt er es ſchwerlich,
Mir fortan, auch frech wie ein Hund, ins Antliz zu ſchauen!
Nimmer werd' ich mit Rath ihm beiſtehn, nimmer mit Werken!
Einmal betrog er mich jezt, und frevelte; aber hinfort nie
Täuſche ſein tückiſches Wort; er begnüge ſich! ſondern geruhig
Wandr' er dahin: denn ihm raubte der waltende Zeus die Beſinnung.
Gräul ſind mir ſeine Geſchenk', und ich acht' ihn ſelber nicht ſoviel!

Bät'

Böt' er mir zehnmal auch, und zwanzigmal grössere Güter,
Als was er jezo besizt, und was er vielleicht noch erwartet;
Böt' er mir auch die Güter Orchómenos, oder was Thebe
Hegt, Aegyptos Stadt, wo reich sind die Häuser an Schüzen:
Hundert hat sie der Thor', und es ziehn zweihundert aus jedem
Rüstige Männer zum Streite daher mit Rossen und Wagen:
Böt' er mir auch so viel, wie des Sandes am Meer und des Staubes;
Dennoch bewegte mein Herz mir nimmermehr Agamemnon,
Eh er mir ausgebüßt die seelenkränkende Schmähung!
Keine Tochter begehr' ich von Atreus Sohn Agamemnon,
Trozte sie auch an Reiz der goldenen Afrodite,
Wäre sie kunstgeübt, wie die Herscherin Pallas Athene;
Dennoch begehr' ich sie nicht! Er wähle sich sonst der Achaier
Einen, der ihm gleich ist, und mächtiger pranget an Herschaft!
Denn erhalten die Götter mich nur, und komm' ich zur Heimat;
Dann wird Peleus selbst ein edeles Weib mir vermählen.
Viel achaiische Mädchen sind rings in Hellas und Ftia,
Töchter erhabener Fürsten, die Städt' und Länder beherschen;

Deren erwähl ich mir eine zur trauten Ehegemahlin.
Ungeſtüm oft treibt mich des mutigen Herzens Verlangen,
Dort in Ruhe vermählt mit einer gefälligen Gattin
Mich der Güter zu freun, die Peleus der Greis ſich geſammelt.
Nichts ſind gegen das Leben die Schäze mir: alle, die vormals
Ilios Berg, wie man ſagt, die Stadt voll prangender Häuſer,
Als noch blühte der Fried', eh das Volk der Achaier daher kam;
Noch was die ſteinerne Schwelle des treffenden Föbos Apollon
Drinnen im Tempel verſchließt, auf Pytho's felſigter Höhe.
Beuten ja kan man im Krieg gemäſtete Rinder und Schafe,
Auch goldmähnigte Roſſ' und eherne Keſſel gewinnen;
Aber des Menſchen Geiſt kehrt niemals, weder erbeutet,
Noch erkauft, wenn er Einmal des Sterbenden Lippen entflohn iſt.
Meine göttliche Mutter, die ſilberfüßige Thetis,
Sagt, mich führe zum Tod' ein zwiefach endendes Schickſal.
Bleib' ich hier, und kämpf' um Ilios; dann ſei die Heimkehr
Mir verſagt, allein es blühe mir ewiger Nachruhm.
Aber kehr' ich zurück zum lieben Lande der Väter;
Dann ſei verwelkt mein Ruhm, doch weithin reiche des Lebens
Bahn, und nicht frühzeitig ans Ziel des Todes gelang' ich.

Auch

Auch den übrigen mögt' ich ein Wort zureden des Rathes,
Heimzuſchiffen von hier: nie findet ihr doch der erhabnen
Ilios Untergang; denn der waltende Zeus Kronion
Deckt ſie mit ſchirmender Hand, und mutvoll trozen die Völker.
Aber ihr ſelbſt nun geht den erhabenen Fürſten Achaia's
Botſchaft anzuſagen: das Ehrenamt der Geehrten!
Daß ſie anderen Rath und beſſeren jezo erſinnen,
Welcher die Schiff' errette zugleich, und das Volk der Achaier
Bei den geräumigen Schiffen; denn dieſer Rath iſt vereitelt,
Den ſie jezo erdacht, weil Ich im Zorne beharre,
Fönix nur mag bleiben bei uns, und zur Ruhe ſich legen;
Daß er mit mir heimſchiffe zum lieben Lande der Väter
Morgen, wenns ihm gefällt; denn nicht aus Zwang ſoll er mitgehn.

Jener ſprachs; und alle verſtummten umher, und ſchwiegen,
Hoch erſtaunt ob dem Worte; denn furchtbar hatt' er geredet.
Endlich begann vor ihnen der graue Reiſige Fönix,
Mit vordringenden Thränen, beſorgt um der Danaer Schiffe:

Haſt du die Heimkehr denn im Geiſte dir, edler Achilleus,
Vorgeſezt, und entſagſt du durchaus, vom vertilgenden Feuer

Unſere

Unſere Schiffe zu retten, da Zorn dein Herz dir erfüllet;
O wie könt' ich von dir, mein Sohn, verlaſſen noch weilen,
Einſam? Mich ſandte mit dir der graue Reiſige Peleus
Jenes Tags, da aus Ftia zu Atreus Sohn er dich ſandte,
Noch ſehr jung, unkundig des allverheerenden Krieges,
Und rathſchlagender Reden, wodurch ſich Männer hervorthun.
Darum ſandt' er mich mit, dich ſolches alles zu lehren:
Beides beredt in Worten zu ſein, und rüſtig in Thaten.
Alſo könt' ich von dir, mein trauter Sohn, mich unmöglich
Trennen, und gäbe mir auch ein Himliſcher ſelbſt die Verheißung,
Mich, vom Alter enthüllt, zum blühenden Jünglizg zu ſchaffen:
So wie ich Hellas verließ, das Land der roſigen Jungfraun,
Fliehend des Vaters Zorn, des Ormeniden Amyntor,
Welcher heftig mir zürnt' um die lockige Lagergenoſſin:
Dieſe liebte ſein Herz, die ehliche Gattin entehrend,
Meine Mutter. Doch ſtets umſchlang ſie mir flehend die Kniee,
Jene vorher zu beſchlafen, daß gram ſie würde dem Greiſe.

Ihr

Ihr gehorcht' ich, und thats. Doch ſobald es merkte der Vater,
Rief er mit gräßlichem Fluche den ſchreckenvollen Erinnen,
Wünſchend, daß nimmer ihm ſüß' auf ſeinen Knieen ein Söhnlein,
Welches ich ſelber gezeugt; und den Fluch vollbrachte der grauſe
Unterirdiſche Zeus, und die furchtbare Perſefonea.
Erſt zwar trieb mich der Zorn, mit ſcharfem Erz ihn zu tödten;
Doch der Unſterblichen einer bezähmte mich, welcher ins Herz mir
Gab die Rede des Volks, und die Schmähungen unter den Menſchen;
Daß nicht rings die Achaier den Vatermörder mich nennten.
Jezo erduldete mirs nicht länger das Herz in dem Buſen,
Daß im Hauf' ich verweilte, geſellt zum zürnenden Vater.
Zwar umringten mich ſtets die Jugendfreund' und Verwandten,
Welche mit vielem Flehn zurück im Palaſte mich hielten.
Viele gemäſtete Schaf' und viel ſchwerwandelndes Hornvieh
Schlachteten ſie, und manches mit Fett umblühete Maſtſchwein
Sengten ſie ausgeſtreckt in der lodernden Glut des Heſtios;
Viel auch wurde des Weines geſchöpft aus den Krügen des Greiſes.

470.

Neun der Nächte bei mir verweileten jene beſtändig,
Wechſelsweiſ' um mich wachend; und nie erloſchen die Feuer:
Eins am Thor in der Halle des feſtummauerten Vorhofs,
Eins auf des Hauſes Flur, vor der doppelten Pforte der Kammer.
Aber nachdem die zehnte der finſteren Nächte gekommen;
Jetzt erbrach ich der Kammer mit Kunſt verſchloſſene Pforte,
Eilte hinaus, und erſtieg die feſte Mauer des Vorhofs
Leicht, von keinem der Hüter bemerkt und der wachenden Weiber,
Sprang dann hinab, und entfloh durch Hellas weite Gefilde,
Bis ich gen Ftia kam, in die wimmelnden Auen und Aecker,
Hin zum Könige Peleus; der gern und freundlich mich aufnahm,
Und ſo herzlich mich liebt', als ein Vater ſein einziges Söhnlein,
Spät im Alter gezeugt, ſein groſſes Gut zu ererben,
Dieſer machte mich reich, und gab mir ein Volk zu verwalten,
Fern an der Grenze von Ftia, der Dölober mächtige Herſchaft.
Dich erzog ich zum Manne, du göttergleicher Achilleus,
Liebend mit herzlicher Treu; auch wolteſt du nimmer mit andern

Weder

Weder zum Gastmahl gehn, noch daheim in den Wohnungen essen,
Eh ich selber dich nahm, auf meine Kniee dich setzend,
Und die zerschnittene Speise dir reicht', und den Becher dir vorhielt.
Oftmals hast du das Kleid mir vorn am Busen befeuchtet,
Wein aus dem Munde verschüttend in unbehülflicher Kindheit.
Also hab' ich so manches durchstrebt, und so manches erduldet,
Deinethalb; ich bedachte, daß' eigene Kinder die Götter
Mir versagt, und wählte, du göttergleicher Achilleus,
Dich zum Sohn, daß du einst vor traurigem Schicksal mich schirmtest.
Zähme dein großes Herz, o Achilleus; sei nicht so hartes
Unerbarmendes Sinns; die Götter ja selbst sind erbittlich,
Welche doch weit erhabner an Herlichkeit, Ehr' und Gewalt sind.
Diese versöhnt durch Opfer und demutsvolle Gelübde,
Durch vergossenen Trank und angezündetes Räuchwerk,
Flehend der Mensch, wenn einer durch Missethat sie beleidigt,
Denn die reuigen Bitten sind Zeus des allmächtigen Töchter,
Welche lahm und runzlich und scheeles Blicks einhergehn,

Und

Und stets hinter der Schuld den Gang zu beschleunigen streben.
Aber die Schuld ist frisch und hurtig zu Fuß; denn vor allen
Weithin läuft sie voraus, und früher in jegliches Land auch
Komt sie, den Menschen zu schaden; doch heilend folgen ihr jene.
Wer nun mit Scheu aufnimt die nahenden Töchter Kronions,
Diesen helfen sie sehr, und hören auch seines Gebetes.
Aber verschmäht sie einer, mit hartem Sinne sich weigernd;
Siehe dann flehn die Bitten, zu Zeus Kronion gewendet,
Daß die Schuld ihn begleite, bis er durch Schaden gebüßet.
Aber gewähr, Achilleus, auch du den Töchtern Kronions
Ehre, die jenen das Herz auch anderer Helden gebeugt hat.
Wenn er jezt nicht Gaben dir böt', und künftig verhieße,
Atreus Sohn, und noch immer beharrt' in bitterer Feindschaft;
Traun, ich ermahnte dich nie, des Zorns leichtsinnig vergessend,
Argos Volk zu beschüzen, wie sehr auch dein es bedürfte.
Doch nun schenkt er dir vieles sogleich, und andres verheißt er;
Sandt' auch, dich zu erflehn, dir jezt die edelsten Männer,

Die

Die er in Argos Volk auswählete, weil ſie die liebſten
Aller Achaier dir ſind. Verachte nicht dieſen die Rede,
Oder den Gang. Bis jezo war nicht unbillig dein Zürnen,
Alſo vernahmen wir auch den Ruhm der vorigen Männer:
Wenn auch der Helden Herz von zürnendem Eifer entbrant war,
Wurden ſie doch durch Gaben und freundliche Worte beſänftigt.
Einer That gedenk' ich von Alters her, nicht von neulich,
Wie ſie geſchah; ich will ſie euch lieben Freunden erzählen.
Mit den Kureten ſtritt der Aetolier mutige Heerſchaar,
Einſt um Kalydons Stadt, und ſie würgten ſich unter einander:
Denn die Aetolier kämpften für Kalydons liebliche Veſte;
Und der Kureten Volk war entbrant, ſie mit Krieg zu verheeren.
Artemis ſandte das Weh, die goldenthronende Göttin,
Zürnend, daß Oeneus Ihr kein Opfer der Ernt' im Gefilde
Bracht'; er weihte den andern Unſterblichen Dankhekatomben;
Nur nicht ihr, der Tochter des hocherhabnen Kronions,
Achtlos oder vergeſſend; doch groß war der Frevel des Herzens.
Jene von Zorn entbrant, die Unſterbliche, froh des Geſchoſſes,

Sandt' ihm ein borstenumstarrt Waldschwein mit gewaltigen Hauern,
Das viel Schaden begann, des Oeneus Aecker verheerend.
Hohe Bäum' umwühlt' es, und stürzte sie über einander
Samt den Wurzeln zur Erd', und samt den Blüten des Obstes.
Endlich erschlug den Verwüster des Oeneus Sohn Meledgros,
Der aus vielen Städten die mutigsten Jäger und Hunde
Sammelte; denn nie hätt' er mit kleinerer Schaar es bezwungen.
Jenes Gewild, das viel' auf die traurigen Scheiter geführet.
Artemis aber erregt' ein großes Getös' und Getümmel,
Ueber des Ebers Haupt und borstenstarrende Hülle,
Zwischen dem Volk der Kureten und stolzgesinnten Aetoler.
Während nun in die Schlacht der streitbare Held Meledgros
Auszog, traf die Kureten das Unheil; und sie vermogten
Ausser der Mauer nicht mehr zu bestehn, so viel sie auch waren.
Aber nachdem Meledgros der Zorn ergrif, der auch andern
Oft das Herz in dem Busen, und sehr verständigen, aufschwellt;
Siehe, da ruhete jener, der leiblichen Mutter Athäa
Zürnend, daheim bei dem Weibe, der rosigen Kleopätra,

Wel-

Welche Marpissa gebahr, die rasche Tochter Euénos,
Idas ihrem Gemahl, dem tapfersten Erdebewohner
Jener Zeit; denn selbst auf den herscheuden Föbos
Apollon
Hatt' er den Bogen gespannt, um das leichtgeschenkelte Mägdlein.
Aber jene benanten Alkyone Vater und Mutter
Jezo da heim im Palast, weil ihre Mutter Marpissa
Einst, das Jammergeschick der Alkyon traurig erduldend,
Weint', hinweggeführt von dem treffenden Föbos Apollon.
Siehe bei jener ruhte der zürnende Held Meleágros,
Hart gekränkt durch der Mutter Verwünschungen, welche der Götter
Rache mit Seufzen erfleht, um ihres Bruders Ermordung:
Diese schlug mit den Händen die nahrungsprossende Erde,
Rufend zu Aides Macht und der schrecklichen Persefonea,
Hin auf die Kniee gesenkt, und nezte sich weinend den Busen,
Wünschend des Sohnes Tod; und die wütende grause Erinnys
Hört' aus dem Erebos sie, das nachtdurchwandelnde Scheusal.
Schnell nun erscholl um die Thore der feindliche Sturm, und die Thürme
Krachten dumpf von Geschoss. Da kamen Aetoliens Greise
Flehend zu ihm, und sandten die heiligsten Priester der Götter,
Daß er zög' in den Kampf, ein grosses Geschenk ihm verheissend,

Wo die fetteste Flur der lieblichen Kálydon prange,
Dort geboten sie ihm ein flattliches Gut sich zu wählen,
Funfzig Morgen umher: die Hälft' an Rebengefilde,
Und die Hälft' unbeschattetes Land für die Saat zu durchschneiden.
Viel auch fleht' ihm der Greis, der Rossebändiger Oeneus,
Stieg hinan die Schwelle der hochgewölbeten Kammer,
Klopft' an die Flügelthür', und sank zu den Knieen des Sohnes.
Auch die Schwestern um jenen zugleich, und die würdige Mutter
Fleheten; aber nur mehr verweigert' er; auch die Genossen,
Die er stets vor allen am meisten geliebt und geachtet.
Dennoch konten sie nicht sein Herz im Busen bewegen,
Bis das Geschoß nun die Kammer erschütterte, hoch auf die Thürme
Klomm der Kureten Volk, und die Stadt rings flammte von Feuer.
Jezo flehte dem Helden die schöngegürtete Gattin,
Jammernd mit thränendem Blick, und erinnert' ihn alles des Elends,
Das in eroberter Stadt die armen Sterblichen dulden:
Wie man die Männer erschlägt, und die Stadt mit Flammen verwüstet,
Auch die Kinder entführt, und die tiefgegürteten Weiber.
Jezt ward rege sein Herz, da so schreckliche Thaten er hörte;
Eilend ging und umhüllt' er den Leib mit strálender Rüstung.
Also wandte der Held den bösen Tag der Aetoler,
Seinem Mute gehorchend; doch nicht mehr gaben ihm jene

Viel

Viel und schöne Geschenk', er wehrt' umsonst dem Verderben.
Aber so denke du nicht, mein trautester; laß dir den Dämon
Nicht dorthin verleiten das Herz! Dir frommt' es ja wenig,
Wenn du die brennenden Schiffe vertheidigtest. Nein, für Geschenke
Komm; dann ehren dich rings, wie einen Gott, die Achaier.
Doch wenn sonder Geschenk in die mordende Schlacht du hineingehst;
Dann wird weniger Ehre dir sein, wie mächtig du obsiegst.

Ihm antwortete drauf der mutige Renner Achilleus:
Fönix, mein alter Vater, du göttlicher, wenig bedarf ich
Jener Ehr'; ich meine, daß Zeus Rathschluß mich geehret!
Diese daurt bei den Schiffen des Heers, so lange der Athem
Meinen Busen noch hebt, und Kraft in den Knien sich reget,
Eins verkünd' ich dir noch; du bewahr' es im innersten Herzen.
Kümmre mir nicht die Seele mit deinem Seufzen und Jammern,
Atreus Heldensohn zu begünstigen. Jenen zu lieben
Ziemt dir nicht; du mügtest in Haß die Liebe mir wandeln.
Besser daß du mit mir den kränkst, der mich selber gekränket!
Herrsche mir gleich an Macht, und empfang die Hälfte der Ehre.

Dieſe verkünden es ſchon; du bleib' und ruh' im Gezelte
Hier auf ſanftem Lager. Sobald der Morgen ſich röthet,
Halten wir Rath, ob wir kehren zum Unſrigen, oder noch bleiben.

Jener ſprach', und winkte Patroklos geheim mit den Wimpern,
Fönix ein wärmendes Bett zu beſchleunigen, daß ſie der Heimkehr
Aus dem Gezelt alsbald ſich erinnerten. Eilend begann nun
Ajas, der göttliche Sohn des Telamon, vor der Verſamlung:

Edler Laertiad', erfindungsreicher Odyſſeus,
Laß uns gehn; denn ſchwerlich erreichen wir jezo den Endzweck
Unſeres Weges hieher; zu verkündigen aber gebührt uns
Schnell das Wort den Achaiern, wiewohl es wenig erfreuet;
Denn ſie ſizen gewiß, und erwarten uns. Aber Achilleus
Trägt ein Herz voll Stolzes und Ungeſtüms in dem Buſen!
Grauſamer! nichts bewegt ihn die Freundſchaft ſeiner Genoſſen,
Die wir ſtets bei den Schiffen vor allem Volk ihn geehret!
Unbarmherziger Mann; Sogar für des Bruders Ermordung,
Oder des todten Sohns, empfing wohl mancher die Sühnung;

Und

Digitized by Google

Und in der Heimat bleibt der Beleidiger, vieles bezahlend;
Aber bezähmt wird jenem der Mut des erhabenen Herzens,
Wann er die Sühnung empfing. Allein dir gaben ein hartes
Unversöhnliches Herz die Unsterblichen, wegen des Einen
Mägdleins! Bieten wir dir doch sieben erlesene Jungfraun
Auch viel andres dazu! O sei doch erbarmendes Herzens!
Ehr' auch den heiligen Heerd; wir sind dir Gäste des Hauses.
Aus den Danaer Volk, und achten es groß, vor den andern
Nahe verwandt dir zu sein, und die wertheften aller Achaier.

Ihm antwortete drauf der mutige Renner Achilleus:
Ajas, göttlicher Sohn des Telamon, Völkergebieter,
Alles hast du beinahe mir selbst aus der Seele geredet.
Aber es schwillt mein Herz von Galle mir, wenn ich des Mannes
Denke, der mir so schnöde vor Argos Volke gethan hat,
Atreus Sohn, als wär' ich ein ungeachteter Fremdling,
Aber geht nun hin, und verkündiget jenen die Botschaft,
Denn nicht eher gedenk' ich des blutvergießenden Kampfs,

Ehe des mutigen Priamas Sohn, der göttliche Hektor,
Schon den Gezelten und Schiffen der Myrmidonen genaht iſt,
Tödtend der Danaer Volk, und der Dampf von den Schiffen emporſteigt.
Doch bei meinem Gezelt und ſchwärzlichen Schiffe da hoff' ich
Hektor, wie ſehr er auch ſtürmt, im wütenden Kampfe zu hemmen.

Jener ſprachs; und jeglicher nahm den doppelten Becher,
Sprengt', und ging zu den Schiffen zurück, geführt von Odyſſeus.
Aber Patroklos befahl den Genoſſen umher und den Mägden,
Schnell für Fönix den Greis ein wärmendes Bett zu bereiten.
Ihm gehorchten die Mägd', und breiteten ämſig das Lager,
Wollige Vließ', und die Deck', und den zarten leinenen Teppich.
Dort nun ruhte der Greis, den heiligen Morgen erwartend.
Aber Achilleus ſchlief im Innerſten ſeines Gezeltes;
Und ihm ruhte zur Seit' ein roſenwangiges Mägdlein,
Das er in Lesbos gewann. Diomede, Tochter des Forbas.
Auch Patroklos legt' ihm entgegen ſich; aber zur Seit' ihm
Iſis hold und geſchmükt, die Achilleus der Held ihm geſchenket,
Als er Skyros bezwang, die erhabene Stadt des Enyeus.

Jene,

Jene, nachdem sie erreicht die Kriegsgezelt' Agamemnons,
Grüßte mit goldenen Bechern die Schaar der edlen Achaier,
Andere anders woher entgegeneilend und fragend;
Aber zuerst erforschte der König des Volks Agamemnon:

Sprich, preisvoller Odysseus, erhabener Ruhm der Achaier,
Will er vielleicht von den Schiffen das feindliche Feuer entfernen?
Oder versagt ers, und nährt den Zorn des erhabenen Herzens?

Ihm antwortete drauf der herliche Dulder Odysseus:
Atreus rühmlicher Sohn, weitherschender Held Agamemnon,
Noch will jener den Zorn nicht bändigen, sondern noch höher
Schwillt ihm der Mut; er achtet nicht dein, noch deiner Geschenke,
Selber heißet er dich mit Argos Söhnen erwägen,
Wie du die Schiffe zu retten vermögst und das Volk der Achaier.
Aber er selber droht, sobald der Morgen sich röthet
Nieder ins Meer zu ziehen die schöngebordeten Schiffe
Auch den übrigen mögt' er ein Wort zureden des Rathes,
Heimzuschiffen von hier: nie findet ihr doch der erhabne
Ilios Untergang; denn der waltende Zeus Kronion

Deckt ſie mit ſchirmender Hand; und mutvoll trozen die Völker.
Alſo ſprach er; auch dieſe bezeugen es, welche mir folgten:
Ajas, und beide Herolde dort, die verſtändigen Männer.
Phönix dem Greiſe gebot er, ſich dort im Gezelte zu lagern,
Daß er mit ihm heimſchiffe zum lieben Lande der Väter
Morgen, wenns ihm gefällt; denn nicht aus Zwang ſoll er mitgehn.

Jener ſprachs; und alle verſtummten umher, und ſchwiegen,
Hoch erſtaunt ob dem Worte; denn furchtbar hatt' er geredet.
Lange ſaßen verſtummt die trauernden Männer Achaia's.
Endlich begann vor ihnen der Rufer im Streit Diomedes:

Atreus rühmlicher Sohn, weitherſehender Held Agamemnon,
Hätteſt du nimmer gefleht dem untadlichen Sohne des Peleus,
Noch unendliche Gaben gelobt! denn er trozte ja ſo ſchon;
Und nun haſt du noch mehr im trozigen Sinn ihn beſtürket.
Aber ich denke nun, wir laſſen ihn, ob er hinweggeht,
Oder bleibt. Dann wird er zur Feldſchlacht wieder mit ausziehn;

Wenn

Wenn es sein Herz im Busen gebeut, und ein Gott ihn erreget.
Aber wohlan, vernehmt mein Wort, und gehorchet mir alle.
Jezo geht zur Ruhe, nachdem ihr das Herz euch erfreuet,
So der Kost, wie des Weins; denn Kraft ist solches und Stärke.
Aber sobald nun früke die rosige Eos hervorstralt;
Ordne dann schnell vor den Schiffen das Volk samt Wagen und Rossen,
Muntre sie auf, und streite du selbst im vordersten Treffen.

Jener sprachs; und umher die Könige riefen ihm Beifall,
Hoch erstaunt ob der Rede von Tydeus Sohn Diomedes.
Als sie des Tranks nun gesprengt, da kehrten sie heim in die Zelte;
Jeder ruhete dort, und empfing die Gabe des Schlafes.

2.

Machiavells Schilderung von Deutschland.

Aus dem Italienischen übersezt und mit Anmerkungen begleitet

von

J. G. Schlosser.

Vorbericht des Uebersezers.

Diese Schilderung von Deutschland scheint ein Ministerial-Aufsaz des Florentinischen Staats-Secretairs gewesen zu seyn. Ich weis nicht eigentlich zu sagen, in welchem Jahr er ihn mag geschrieben haben; aber aus dessen Inhalt sieht man, daß er nicht älter, als vom Jahr 1512 her seyn kan; denn der Verfasser gedenkt der Schlacht bei Ravenna und des Kriegs in Navarra und Guienne mit Spanien, welche beide Begebenheiten in dieses Jahr fallen.

Es scheint allerdings nicht, daß der Verfasser aus den besten Nachrichten geschöpft habe; und er fällt deswegen in manche Irthümer; aber sein

Haupt-

Hauptzweck ist wahrscheinlich auch nur dahin gegangen, seinen Landsleuten zu zeigen, daß sie vor den deutschen Kaisern sich weder zu fürchten, noch auf sie sich zu verlassen hätten. Nach den Umständen damaliger Zeit und nach der Lage und dem Charakter Friedrich des III. und Maximilians, hatte er auch sehr richtig geurtheilt; aber in der Politik verändert sich die Szene so oft, daß man einem einzigen System selten lange anhängen kan. So bald Karl der V. die Regierung antrat, und in Spanien freie Hände bekam, wurde der deutsche Kaiser den Italienern nur zu furchtbar; freilich nicht als deutscher Kaiser, doch half ihm selbst die Kaiser Krone so viel, daß er von dieser Seite sicher seyn konte. Man muß also das Räsonnement des Machiavells so verstehen, wie er die Umstände vor sich hatte.

Und eben diesen Gesichtspunkt muß man auch in dem, was er sonst von Deutschland sagt, vor Augen haben. Denn es hat sich alles so geändert, daß Deutschland ganz ein andres Land zu seyn scheint, als es zu Anfang des XVI. Jahrhunderts war. An dieser Veränderung haben viele große und viele kleine Revolutionen Antheil. Das Handels-System ist durch die Entdeckung von Amerika und durch die Umschiffung von Afrika, ganz geändert worden; das Kriegs-System hat, durch die Errichtung der stehenden Armeen und den verbesserten Gebrauch der Schießgewehre,

eben-

ebenfalls eine ganz andere Gestalt gewonnen; die Politik ist durch die Italienischen Kriege des XVI. Jahrhunderts, bei welchen Frankreich und Deutschland Italienische und Spanische Feinheit und Treulosigkeit lernten, völlig umgeschmolzen worden; die Errichtung der Reichs-Gerichte und die Festhaltung des Land-Friedens hat das deutsche System völlig umgekehrt; die Erschöpfung der kaiserlichen Domänen, die Einführung des Primogenitur-Rechts in den meisten Fürsten-Häusern; die mißlungenen Eingriffe der Kaiser in die deutsche Konstitution, und, mehr vielleicht als alles, die Religions-Trennung hat endlich diese Umschaffung vollkommen gemacht, so daß eine Beschreibung von Deutschland aus dem XV. Jahrhundert, nun beinahe eben so wenig mehr anwendbar ist, als Tacitus Beschreibung von unserm Vaterlande es damals war.

Diesem ungeachtet halte ich dennoch dafür, daß es weder unnüz noch unangenehm seyn wird, das, was ein so erfahrner Staatsmann als Machiavell, von unserm Vaterland sagte, wieder einmal anzuhören; und sich erzählen zu lassen, wie man vor beinahe drei hundert Jahren auswärts von uns dachte. Denn im Grund ist doch das Gemälde noch gleichend, und nur die Staffirung ist verändert. Wir aber haben Ursache zu wünschen, daß Deutschlands Genius nicht, wie ein

unge-

ungeschickter Maler, durch seine immer veränderte und mehr verkünstelte Staffirung, endlich das ganze Gemälde verunstalte, oder gar aus den Augen rücke.

Machiavells Schilderung von Deutschland.

Daß Deutschland mächtig ist, daran kan niemand zweifeln, denn das Land ist sehr bevölkert, hat Geld und hat Waffen.

Was den Reichthum der Nazion anbetrift, so ist keine Stadt in diesem Land, die nicht einen öffentlichen Schaz im Vorrath haben sollte, und jederman sagt, daß Strasburg allein etliche Millionen Gulden in seinem Schaz aufgespart habe. Das kommt daher, weil diese Städte keine andern Ausgaben haben, die ihnen das Geld wegnehmen, als etwa für die Unterhaltung ihrer Vestungs-Werke, die ihnen, wenn die erste Anlage gemacht ist, wenig kostet [1]).

Auffer-

1) Nicht allein der Reichthum, sondern auch die Menge der deutschen Städte hat Deutschland blühend gemacht. Fischer, in seiner Geschich-

Äusserdem beobachten sie auch darin eine schöne Ordnung, daß sie immer ihre öffentlichen Maga-

zine

schichte des deutschen Handels, führt den Laonikus Chalkondylos an, nach welchem zu dessen Zeit, d. i. in der Mitte des 15ten Jahrhunderts, über zweyhundert Städte in Deutschland waren. Diese Berechnung ist aber sicher unrichtig, denn damals sind wohl über 2000 in Deutschland gewesen, und im 11ten, 12ten und 13ten Jahrhundert die meisten errichtet worden. Es ist bekant genug, daß Kaiser Heinrich der erste die ersten anlegte, um den Einfällen der Hunnen Einhalt zu thun, und eine bessere Miliz beisammen zu haben. Die zu dem innern Verkehr nöthigen Märkte und die Politik der Kaiser und der Fürsten, welche dem Adel und der Geistlichkeit immer ein Gegengewicht in den Weg stellen wolten, veranlaßte die Vermehrung derselben, und sonderlich wurden unter Heinrich dem IV. und Vten, und Friedrich dem ersten viele errichtet, die nachher auch von der Seite den Kaisern große Dienste thaten, und nicht weniger der Nazion selbst nüzlich waren, theils als Sicherheits-Plätze gegen die Räubereien des Adels, theils als Markt-Plätze, wo der Bauer seine Produkte, und Manufakturen in Spinnereien und Werbereien immer absezen konte. Es ist unläugbar, daß Deutschland, ohne die große Anzahl von Städten, die unter uns errichtet worden sind, nicht besser daran seyn würde, als Böhmen, Polen, und Ungarn und Rußland, und

desto-

zine und Keller mit Früchten, Trank und Feurung auf ein ganzes Jahr versorgen; wodurch sie dann in den Stand gesezt werden bei einer Belagerung das

destomehr ist es zu bedauern, daß unsere meisten Fürsten, anstatt die Städte bei ihren Privilegien, ohne welche keine Stadt bestehen oder aufkommen kan, zu schützen, und diese wohl noch zu vermehren, alles anwenden, sie zu vernichten und zu untergraben. Bei einigen ist der Despotismus der Fürsten selbst an diesen Misgriffen Schuld, bei andern die Geldsucht, bei vielen der Ministerial-Despotismus, der noch weniger Widerspruch leiden kan, als der fürstliche; und wo der Unterthan Rechte hat, da ist Widerspruch! Bei manchen Fürsten, und selbst im Reiche verfallen die Städte durch die Verbesserungs-Sucht; wieder bei andern durch die Trägheit der Regierungen, die Eingeschränktheit der Cammern u. s. w. Viele glauben sogar, die Begünstigung der Städte wäre eine Unbilligkeit gegen das platte Land, und denken nicht, daß die kleinen Vorzüge der Städte dem Landvolk auf tausend Seiten ersezt werden. Bei allen diesen großen Misgriffen unserer heutigen engherzigen Regierungs-Kunst, welche den meisten unserer Städte nur noch den Namen von Städten übrig läßt, erhält sich dennoch Deutschland noch beinahe bloß durch sie, und durch die Zerstreuung der Residenzen, welche den inländischen Verkehr-Zirkel herum treiben. Sollte aber einmal, durch eine unglückliche Revolution, Deutschlands Vermögen und In-

das Volk und die Arbeiter so lange ohne Nachtheil zu ernähren. 2) — Auf Soldaten brauchen sie noch weniger zu verwenden, weil ihre eigene Bürger immer bewaffnet, und in den Kriegsübungen unterhalten werden; 3) Und an

den

dustrie in zwei oder drei Residenzen zusammen fließen; so ist bei dem großen Zerfall unserer Städte, sicher voraus zu sehen, daß unsere besten Provinzen in kurzem verödet, und unser, noch immer sehr genüglicher, Wohlstand bald in ein eben so glänzendes Elend wird verwandelt werden, als das ist, welches wir bei unsern Nachbarn in Frankreich und in allen den Landen sehen, wo der Nahrungs-Saft in allzuwenigen Punkten zusammen fließt.

2) Die Ursache, warum die Städte ehemals so viel auf Magazine hielten, wovon man noch in manchen Bürger-Elden Spuren findet, lag nicht allein in der Furcht vor Belagerungen, sondern man wollte dadurch auch den Nachtheil abwenden, den die Faust-Kriege und Räubereien anrichten konten, wenn sie das platte Land verwüsteten. Zu unserer Zeit wären solche Magazine aus andern Ursachen fast nöthiger. Denn da unsere Regierungen beinahe überall alles erzwingen wollen, so fängt in Deutschland nichts an gebräuchlicher zu werden, als die Handlungs-Sperren, und diesen ist auf keine Weise zu begegnen, als durch solche Magazine.

3) Unsere Art Krieg zu führen hat diese Bürgerwachen dem Anschein nach unnüz, und die Pup-

pen-

den Festtagen pflegen sie, statt der Spiele, sich entweder mit ihren Musketen, oder mit der Hell-

penmäßige Verzierungen unsers Militairs hat sie lächerlich gemacht. Ein großer geistlicher Reichsfürst in Deutschland pflegt zu sagen: wenn ihm eine regulirte Miliz das Gewehr präsentire, so ziehe er seinen Hut ab; trete aber eine Bürger-Wache vor ihm ins Gewehr, so gäbe er ihr den Segen. Da ich nicht weis, ob er mehr Werth auf seinen Hut-Gruß, oder auf seinen Segen legt; so kan ich nicht sagen, os er mit diesem Unterschied den Bürger-Wachen mehr Ehre erweisen will, als den Soldaten-Wachen, oder nicht; doch scheint es mir fast, er sieht seinen Segen für das schlechteste an, was er geben kan. Solcherlei Persiflage, zusammen genommen mit der Trägheit, dem Stolz, dem Egoismus unsrer Städtischen Bürger, hat diese Wachten indessen beinahe überall abgebracht. Ich will glauben, daß sie zum Ernst unnüz sind; aber daß sie zu Erhaltung des Patriotismus und der Gleichheit unter den Bürgern in den Reichs-Städten höchst wichtig sind, davon bin ich überzeugt. Ich misbillige es deswegen sehr an unsern meisten Reichs-Städten, daß sie dieselben haben eingehn lassen, und daß beinahe schon jeder mittelmäßige Handwerks-Mann eine Schande darin sucht, sie selbst zu versehen, und eine Ehre sich von denselben loszukaufen. Daß aber in den Fürsten-Städten die Bürger ebenfalls diesem ihren ehrenvollen Vorrechte entsagt haben, oder entsagen mußten, das haben sie theuer erkauft.

barte oder mit andern Waffen, um Gaben und dergleichen, zu üben. Und das ist ihnen unter sich der Lohn für ihren Dienst; in andern Sachen geben sie aber wenig aus, 4) daher ist es natürlich,

4) Bei unserer jezigen städtischen Einrichtung ist das das schlimmste, daß, wo die Stadt-Aemter salarirt werden, nicht allein ein großer Theil des städtischen Vermögens auf diese Ausgaben verwendet werden muß; sondern daß auch zugleich die Magistrate selbst sehr viel von ihrer Achtung, und ihrem Patriotismus verlieren; wo diese Aemter aber nicht salarirt werden, da müssen sie meist den Reichen allein in die Hände fallen. Ein sehr mächtiger deutscher Reichsstand, der nach ihm selbst gefälligen Grund-Sätzen regiert, hat vor einiger Zeit den städtischen Burgermeistern und Syndicis seiner Lande angemutet, um der Ehre willen zu dienen. Diese Anmutung, die in der Schweiz hier und da sehr an ihrem Plaz ist, war unter einer despotischen Regierung, wo der größte und der kleinste Staatsdiener nur sehr uneigentlich von politischer Ehre sprechen kan, ein wenig allzuzutraulich; auch fand sich meines Wissens niemand, dem diese Ehre genügt hätte. In den freien Städten würde sie hier und da genügen, wenn nicht der Geld-Reichthum, oder die Familien-Ehre alle andere Ehre verschlungen zu haben und von allen Pflichten zu dispensiren schiene. Plutarch, wo ich nicht irre, bemerkt, daß, als Athen seinem Untergang nahe gekommen wäre, auch ein geringer Bürger sich geschämt habe,

lich, daß die Staats-Kassen dieser Städte immer reich bleiben.

Aber auch der Privat-Bürger ist in diesen Städten meist wohlhabend, denn sie leben alle sehr armselig; sie bauen nicht kostbar, kleiden sich sparsam, und begnügen sich mit einem schlechten Hausrath. Wenn sie Brod und Fleisch genug haben, und eine Stube sich in dem Winter zu wärmen, so sind sie zufrieden; und wer nicht mehr hat, verlangt nicht mehr. Mancher braucht in zehn Jahren kaum 2 Fl. für Kleider, und jeder lebt nach seinem Stand in diesem Verhältniß; niemand bekümmert sich viel darum, wenn ihm dieses oder jenes fehlt; hat er nur an dem nothwendigen Bedürfniß keinen Mangel, so entbehrt er den Ueberfluß leicht, und selbst sein nöthiges Bedürfniß ist ungleich geringer, als Unsers. 5) Diese Sitten, diese Lebensart der

habe, wenn seine Obrigkeit ihm zu erscheinen befohlen hätte; wohingegen der allervornehmste Spartaner auf den ersten Wink alles hätte liegen lassen, um zu gehorsamen. Wo das Verhältniß der Obrigkeiten und der Bürger nicht ist, wie in Sparta, da kan Ehre den Magistrat nicht belohnen; und wo Geld ihn belohnt, da ist es natürlich, daß beide, Obrigkeit und Bürger, über den reichen Mann des Bürgers vergessen.

5) Dieser Zug des deutschen Charakters stimmt mit dem nicht überein, was Aeneas Silvius zu

Deutschen, macht, daß wenig Geld aus ihrem Lande geht, denn sie begnügen sich mit dem, was ihr eignes Land hervorbringt; hingegen geht vieles Geld in ihr Land, für ihre Manufaktur-Waaren, womit sie ganz Italien versehen. Und der Vortheil, den sie daher ziehen, ist desto größer, weil das Kapital, das sie einnehmen, meist nur ihre Fabriken und Handarbeiter zahlt, und das Material sie wenig kostet. 6)

Und so sind sie denn bei ihrem harten Leben und ihrer Freiheit glücklich. Aus dieser Ursache gehen sie auch nicht leicht in fremde Kriegs-Dienste, wenn sie nicht wohl bezahlt werden; und auch dann würden sie sich nicht dazu verstehen, wenn ihre Städte

zu Friedrich des Dritten Zeiten von einigen deutschen Städten, und sonderlich von Nürnberg schrieb: „Wie viele Häuser sind da" sagt er, „deren kein König sich zu schämen hätte? Die Könige von Schottland würden froh seyn, wenn sie wohnten, wie ein mäßiger Bürger dieser Stadt." Dem ungeachtet ist es wohl sehr richtig, daß die meisten deutschen Städte sehr reich waren, denn der Handel der Privat-Personen war überaus groß, und die Abgaben ausserordentlich. Eben darum sind aber auch die meisten Städte nachher, da der Handel sich aus Deutschland verlor, sehr gefallen.

6) Auch diese Bemerkung ist zum Theil unrichtig, denn Deutschland führte auch einen ansehnlichen ökonomischen Handel.

Digitized by Google

Städte sie nicht selbst schickten. Deswegen muß ein deutscher Kaiser viel mehr Geld aufwenden, als ein anderer Fürst. Denn je besser die Leute in ihrem eigenen Hauswesen stehen, desto weniger sind sie geneigt, in den Krieg zu laufen.

Wenn denn nun aber unter solchen Umständen die Städte Deutschlands sich mit den deutschen Fürsten vereinigten, um dem Kaiser beizustehen; oder, wenn sie selbst sich zu einem Kriege gemeinschaftlich entschlossen: so würde Deutschland einer jeden Unternehmung gewachsen seyn. Aber weder die Fürsten noch die Städte wünschen ihre Kaiser zu groß zu sehen. Denn, wenn ein solcher Kaiser selbst mächtige Staaten besäße, oder für sich stark würde; so würde er ohnfehlbar die Fürsten drücken, und demütigen, und sie zwingen, ihm zu seinen Absichten behülflich zu seyn, wie er wollte, nicht wie es ihnen anstünde. 7) So wie es der König

7) Dieses System änderte sich bald, nachdem Machiavell so schrieb. Deutschland war aber sehr glücklich, daß dasselbe einen sehr mächtigen Kaiser wählte, da es zu der Zeit keinen Schwachen haben durfte. Denn gerade die allzugroße Macht Karls des V. machte, daß er seine Absichten nicht ausführen konte. Schon lang ist es bemerkt worden, daß, wie alles in der Natur seine Grenzen hat, auch die Reiche und Staatskräfte sie haben. Deutschland wird also immer sich erhalten können, wenn

von Frankreich zu unseren Zeiten macht, und wie Ludwig es machte, der seine Baronen theils umbrachte, theils durch seine Macht bezwang, und alle dadurch zu dem Gehorsam beugte, zu welchem wir sie nun gebracht sehen. Und wie es denn den deutschen Fürsten gieng, eben so würde es auch den Städten ergehen, die ein solcher Kaiser dann gewiß auch so zähmen würde, daß sie thun müßten, was er wollte; und daß er von ihnen ziehen könnte, so viel er nehmen, nicht was sie geben wollten.

Eine solche Vereinigung der deutschen Fürsten und Städte ist aber nicht zu erwarten, vielmehr

wenn ein Kaiser regiert, der zu mächtig ist, um, ohne überall Eifersucht zu erregen, noch mehr wachsen zu können. Sollte aber je ein Fürst auf den deutschen Thron kommen, der sich, ohne große Eifersucht zu erregen, noch mächtiger machen kan, dann fürchte ich, wird er anfangen zu theilen, und da der Zuwachs eines jeden Theils ihn noch immer nicht übermächtig macht: so wird ein solcher auch schon eher seines Gleichen finden, die sich mit ihm zu verstehen geneigt sind. Denn, sollte nun ein Schwächerer mit dem Mächtigern theilen, so würde jener wenig gewinnen, weil die Uebermacht des Stärkern in geometrischer Proportion wüchse, und doch ein gleicher Theil der Eifersucht auf beide fiele. Wenn aber Gleiche sich in Eroberungen theilen, so bleibt das Verhältniß das nämliche zwischen ihnen, und es wächst nur zu ihrem Vortheil gegen Fremde.

Digitized by Google

mehr sind sie unter sich sehr getrennt, und die Ursache dieser Trennung der deutschen Nazion liegt in zwey Hauptabneigungen, die sie unter sich haben, nämlich in der Feindschaft der Schweizer gegen die Deutschen, und in dem Mistrauen der Fürsten gegen den Kaiser.

Man sollte zwar wohl nicht glauben, daß die Schweizer und die deutschen Städte einander entgegen wären, da doch beide einerlei Zweck haben, nämlich ihre Freiheit zu erhalten, und sich wider die Fürsten in Sicherheit zu sezen; aber diese Feindschaft komt daher, weil die Schweizer nicht allein Feinde der Fürsten sind, so gut als die deutschen Städte, sondern weil sie noch weiter gehen, und auch keinen Adel leiden wollen; denn in ihrem Lande haben sie weder Fürsten noch Adel, und genießen also einer völlig freien Freiheit, ohne von einem Unterschied unter ihren Bürgern zu wissen, ausgenommen der Magistrate. Diese Gesinnung der Schweizer hat den städtischen Adel in Furcht gesezt, und damit dieses Beispiel nicht auch bei ihnen einreiße, thun sie, was sie können, diese Städte und die Schweizer gegen einander aufzuhezen. Ausser dem sind auch diejenigen Bürger der deutschen Städte, welche sich zum Kriege gebrauchen lassen, den Schweizern nicht gewogen, indem sie glauben, daß sie weniger geachtet würden, als diese. Und das geht so weit, daß man bei einer Armee diese beide Nazionen nicht zusam-

men halten kan, denn so viel oder so wenig ihrer beisammen sind, kan man gewiß sagen, daß es immer Händel unter ihnen giebt. 8)

Ueber die Feindschaft der Fürsten gegen die Schweizer und gegen die deutschen Städte brauche ich nicht viel zu sagen; denn die Sache ist bekant genug, und eben so wenig ist es nöthig von der Gesinnung der deutschen Fürsten gegen ihren Kaiser mehr zu sagen.

Man muß indessen doch wissen, daß die Kaiser sonderlich auch die Fürsten zu hassen pflegen,

8) Machiavell scheint hier, und in einer folgenden Stelle, in welcher er wieder von der Feindschaft der Deutschen gegen die Schweizer spricht, sehr übel unterrichtet zu seyn. Bekannt ist genug, daß die Deutschen den österreichischen Kaisern beinahe immer ihren Beistand gegen die Schweizer versagt haben. Wahrscheinlich hat der Krieg zwischen dem schwäbischen Bund und den Schweizern den Machiavell zu diesem Irthum verführt. Man weis aber wohl, daß keine Eifersucht, noch weniger eine Besorgniß der städtischen Patriziate an diesem Krieg Schuld waren; und eben so bekant ist, daß der schwäbische Bund bei weitem nicht aus lauter Städten bestanden hat. Uebrigens ist diese Stelle ein gutes Beispiel von der Gewandheit, womit oft die Politiker und die pragmatischen Historiker Gründe zu diesen oder jenen Ereignissen zu finden wissen, die oft eben so unwahr sind, als die Ereignisse selbst.

Digitized by Google

gen, und daß sie, weil ihre eigene Kräfte nicht hinlangen sie zu unterdrücken, die Städte zu dieser Absicht gebrauchen. 9) Ja sie haben sogar die

9) Dieses war lang die Politik der Kaiser, nicht selten aber suchten sie beide durch einander aufzureiben. Da dieses fehl schlug, so nahm Karl der V. und Ferdinand der II. die Religion zu Hülfe; beyde aber rückten zu früh und zu merklich mit ihren Absichten hervor. Einige nachher gemachte, den ältern nicht unähnliche Versuche wurden durch ein Kriegsglück, das dennoch für die deutsche Konstitution nicht immer sicher zu erwarten ist, vereitelt; doch kan man eher von ihm Rettung hoffen, als von den Kunstgriffen geheimer Politik, wozu, ich weis nicht wie, in die deutsche Reichsverfassung nur allzu fruchtbare Samen ausgestreut sind. Es wird manches schwer mit den Grundsätzen dieser Konsitution zu vereinbaren seyn, was nach und nach in dieselbe eingeschlichen oder aus den vorigen Zeiten übrig geblieben ist, und deswegen ist es ein großes Glück für Deutschland, daß die Uneinigkeit zwischen dem Kaiser und den Fürsten, deren Machiavell gedenkt, nicht mehr Plaz findet; und noch ein größeres Glück ist es für unser Vaterland, daß die Fürsten und die Städte nicht mehr so getrennt sind, wie sie es ehmals waren. Wäre es nun noch möglich eine Methode zu ersinnen, wie man die kleinen Neckereien und den kleinen Druck, welchen die minder mächtigen Stände oft leiden müssen, im Auge der

der Mächtigen so wichtig machen könte, daß sie es für werth der Mühe achteten, auch diesem abzuhelfen, so würden manche Incongruitäten unserer Verfassung weit weniger schädlich seyn. Ich kan oft nicht ohne Verwunderung sehen, daß große Höfe Deutschlands sehr konstitutionswidrige Eingriffe in die Rechte kleiner Stände nicht rügen wollen, bis sie dazu aufgefodert werden, und daß diese Höfe auch alsdann oft so kaltsinnig bleiben. Mich dünkt, wenn man sich an die Stelle dieser kleinen Stände sezt, so kan man sich wohl vorstellen, wie schwer es ihnen wird selbst die Hülfe der Mächtigen gegen diesen Druck, den sie leiden, anzurufen. Oft dürfen sie selbst das nicht wagen, oft ist die Bedrängniß, die sie leiden, zwar ihnen sehr wichtig, aber sie scheint doch zu unwichtig, als daß der Gedrückte Beistand von den großen Höfen mit Anstand fodern könte. Es bleibt ihm also nichts übrig, als, entweder den Druck zu dulden, oder sich ganz dem Drückenden Preis zu geben; da wir nun sehen, daß oft der Reichsfiskal im Namen des Kaisers, wahre, oder eingebildete Kontraventionen der Stände gegen die kaiserlichen Rechte rügt: so sehe ich nicht, warum nicht, ganz der Konstitution gemäß, auch die mächtigen Glieder des Reichs, in Sachen, die im Angesicht des ganzen Reichs vorfallen, sich als Vertheidiger der Konstitution sollten darstellen dürfen? Es ist selten, daß die Freiheit einer Nazion ihr auf einmal geraubt wird, aber, wenn der Despotismus, der im Finstern zu schleichen gewohnt ist, erst auf der schwachen Seite, Jahrhunderte lang,

Schritt

Schritt vor Schritt Land gewonnen hat; dann ist es schwer, ihm zu widerstehen. Wenn die um sich greifenden Fränkischen oder Hohenstaufischen Kaiser ein ganz von ihnen abhängendes Reichsgericht an der Hand gehabt hätten, und wenn die minder mächtigen deutschen Stände ihr Land und Leute, ihre Rechte und Einkünfte beinahe ganz in der Hand dieser Gerichte gesehen hätten: so würde es sie wohl wenig gekostet haben, den größten Theil des Reichs damals zu zwingen, auf ihre Seite zu stehen, und was würden dann die Mächtigern gegen sie vermogt haben? Wie viele Mühe hatten die Sachsen, bis sie Heinrich den IV. bezwingen konten? Und was vermogte Heinrich der Löwe gegen Friedrich, da jener und dieser so viele Macht hatten, ihren Anhängern wohl und wehe zu thun? Der König in Preußen hält sich in seinen Werken sehr über die Laulichkeit und noch mehr über die Blindheit der Reichsfürsten auf, wenn er von dem 7jährigen Krieg spricht. Was will aber ein minder mächtiger Fürst thun, wenn er sich beinahe nirgends eines Rückhalts bewußt ist? So weit also Deutschland von dem Zustand entfernt ist, den Machiavell in dieser Stelle schildert; so wird dessen Konstitution doch nie sicher seyn, bis Kaiser und Stände sie auch in dem Kleinsten beobachten, auch in dem Kleinsten jedem Mißbrauch der Gesetze, oder jeden Einbruch in dieselbe von Amtswegen entgegen streben, und sich eines jeden Reichsglieds so lebhaft annehmen, daß jedes mit Freimütigkeit in seinen Reichstags- und Kreistagsstimmen, die Konstitution und das Wohl des Vaterlandes ohne Nebenabsichten

die Schweizer, in die sie wieder einiges Vertrauen sezten, eben in dieser Absicht manchmal für sich unterhalten. 10)

Unter so vielen gemeinen Uneinigkeiten der ganzen Staatskörper, und bei den noch ausser dem so oft vorfallenden besondern Streitigkeiten der Fürsten gegen Fürsten, und der Städte gegen Städte, ist es also wohl nicht zu erwarten, daß je ein Kaiser die Kräfte der ganzen Nazion zu seinen

vor Augen haben kan. In einer so zusammengesezten Maschine ist das die wahre und sicherste Harmonie, wenn jede Kraft, sobald sie ihren Wirkungskreis überschreitet, eine Kraft findet, die ihr verhältnißmäßig, und von selbst widersteht. Aber eine armselige Pfuscherei ist es, wenn die widerstehende Kraft nicht widersteht, als bis sie angetrieben wird.

10) Machiavell scheint hier auf die Hülfe zu zielen, welche die Schweizer zu des Kaiser Maximilians Römerzug bewilligten, die auf 6000 Mann angeschlagen war. Diese Hülfe war aber weder gegen die deutschen Stände, noch nur einmal gegen die Italiener gerichtet, sondern eigentlich nur eine Ehrenbegleitung. Ich erinnre mich auch keines Falles, in welchem ein Kaiser, vor oder nach Maximilian, die Schweizer gegen die Reichsstände gebraucht hätte.

Digitized by Google

seinen Endzwecken werde brauchen können; 11) Und sollte jemand dennoch glauben, daß Deutschland lebhaft und zweckmäßig zu irgend einer Unternehmung gebraucht werden könte, weil wohl kein Fürst in Deutschland dermal dem Kaiser die Spize bieten kan, wie ehedem geschehen ist; so muß man doch auch bedenken, daß die Fürsten den Kaiser immer hindern, wenn sie ihn nicht fördern; und so mancher, der sich nicht unterstehen würde, Krieg mit dem Kaiser zu führen, darf doch wohl wagen ihm seine Hülfe zu versagen; und wer auch das nicht wagt, getraut sich doch wohl seinen auch versprochenen Beistand nicht zu

11) Diese Bemerkung ist schon oft gemacht worden; und eben so oft hat man sich gesagt, daß eben diese Streitigkeiten der Stände unter sich auch wider den Kaisern vieles genüzt habe. Beides scheint mir sehr wahr. Viele Stände haben deswegen, um wenigstens in ihrem Hause Eintracht zu pflanzen, durch ihre Familienverträge schon unappellable Austräge einführen wollen; und ich sehe in der That nicht, mit welchem Rechte die Reichsgerichte diese, ehemals so gewönliche, Art, die Privatstreitigkeiten der Stände zu schlichten, verwerfen können. Denn, wenn auch die Autonomie der Stände nicht so viel sollte wirken können; so ist doch die Wirkung eines Familienvertrags in Deutschland stark genug, eine solche Clausel zu rechtfertigen. Demungeachtet wird sie immer ver-

zu leisten; und wer sich auch das nicht getraut, kan doch wohl mit seiner Hülfe so lange zaudern, bis die Zeit, in welcher sie nüzen konte, vorüber ist; das alles aber hindert und stört alle Absichten, die etwa der Kaiser haben könte. Das hat sich wenigstens zu der Zeit bestätigt, als der Kaiser zum erstenmal gegen den Willen der Venezianer und der Franzosen nach Italien gehen wollte; denn da hatte ihm der deutsche Reichstag zu Costanz — tausend zu Fuß, und 3000 zu Pferd versprochen; und doch kamen nie über 5000 zusammen; denn, wenn das eine Kontingent des einen Standes kam, so ging das andere wieder nach

verworfen, und gerade das ist eine von den wichtigen Blößen, deren ein um sich greifender Kaiser sich immer bedienen kan, um die mindermächtigen Stände zu lenken, wie es ihm gefällt. Es wäre vielleicht der Weisheit unsrer Zeiten, und dem Patriotismus des jezigen Kaisers würdig, statt dieser Beharrlichkeit auf der Gerichtsbarkeit des Reichs, lieber den Austrägen in Streitigkeiten zwischen Immediaten die ausgedehnteste Kraft zu geben; und sie auch da einzuführen, wo ältere, mit der deutschen Konstitution gar nicht zu vereinbarende, Privilegien der Ausnahmen von den Reichsgerichten, so viele Reichsstände in so vielen Fällen ganz ohne Hülfe lassen, und sie in die unglückliche Nothwendigkeit sezen, entweder ihre klaren Rechte zu verlieren, oder sie auf Kosten ihrer Pflichten und ihres Patriotismus zu retten.

Digitized by Google

nach Hause, weil seine Zeit aus war, und viele begnügten sich Geld statt Truppen zu geben. Weil nun der Kaiser das auch sehr gerne annahm, so kam deswegen, und wegen andern Ursachen, nie so viel Volks zusammen, als nöthig war, und der ganze Zug schlug fehl. 12)

Deutsch-

12) Ich brauche nicht zu bemerken, daß nicht allein die Deutschen, sondern noch vielmehr die Italiener Schuld waren, daß dieser Zug fehl schlug. Die damals verwilligte Truppenzahl bestand aus 12,000 Mann, und ihr Dienst sollte überhaupt nur auf ein halbes Jahr dauern. Da aber die Venezianer die Truppen nicht wollten durchziehen lassen, so wär auch diese Armee zu gering gewesen, sie zu nöthigen, wenn sie beisammen gewesen wäre. Daß übrigens Machiavell die Summe der Truppen ausgelassen hat, mag daher gekommen seyn; weil sie wegen ihrer geringen Zahl in dem Reichsabschied nicht ausgedruckt wurde; und daß selbst der Anschlag in den Reichsakten von der verwilligten Summe verschieden ist, komt vielleicht daher, weil die von den Schweizern versprochene Truppen mit gezählt wurden. Uebrigens ist es bekant genug, daß die Deutschen, denen man anfangs vielerlei Unwahrheiten von des König Ludwigs Unternehmungen vorgesagt hatte, als sie nachher die Wahrheit erfuhren, gar keine Neigung zu dieser ganzen Expedition mehr übrig hatten, und lange nicht die Hälfte von des Kaisers Forderung verwilligten. Zu viel

Deutschlands Macht ruht mehr in den Städten, als in der Hand der Fürsten; [13]) denn es giebt zweierlei Art von Fürsten in dem Reiche, Geist-

viel Ehre würde man indessen den deutschen Reichsständen erweisen, wenn man die Zögerungen, deren hier Machiavell gedenkt, ihrer Politik allein zuschriebe. Die schlechte Verfassung der Meisten, die Pedanterie ihrer Räthe, oft Treulosigkeit, wenigstens Mangel von Patriotismus, u. dgl. würden die Meisten eben so langweilig machen, wenn für, als wenn gegen die Konstitution eine Reichsarmee aufgestellt werden sollte.

13) Dieses Verhältniß, das schon zu der Zeit, in welcher dieser Aufsaz geschrieben wurde, nur halb richtig gesehen war, ist zu unserer Zeit so ganz verändert, daß die Reichsstädte beinahe gar keinen, wenigstens einen sehr unwirksamen Einfluß auf das Reich haben. Der Ursachen dieser großen Veränderung sind viele. Eine der wichtigsten ist unstreitig die Veränderung des Handelsystems. Denn nachdem der Handel sich fast ganz aus Deutschland weggezogen hat, und in ganz Oberdeutschland, so wie auch in einem großen Theil von Niederdeutschland, nur inländischer Handel getrieben wird; so mußte der Reichthum und das Ansehn der Städte fallen. Hierzu kamen aber noch viele Nebenursachen. Der Fabriken- und Manufakturenhandel würde vielleicht den Städten den Verlust des ökonomischen Handels einigermaßen ersezt haben; aber zwei Dinge hinderten sie diesen mit

Geistliche und Weltliche. Die weltlichen sind sehr geschwächt, theils durch ihre eigene Schuld, weil

mit Vortheil zu treiben. Einmal, die Zünfte; denn so viel diese in anderm Betracht nutzen können, so waren sie doch wegen ihrer unpolitischen Einrichtung Schuld, daß kein Fabrikant seine Waare für sich ausmachen konte, sondern bald diese, bald jene zunftmäßige Handwerker beiziehen mußte. Hierzu kamen denn noch die vielen Abgaben, welche die Städte ehemals, als der Handel noch viel auswarf, angelegt hatten, und die nun nicht auf die Fabriken übernommen werden konten; denn, da die Fabrikanten meist um baares Geld, oder auf Kredit verkaufen mußten, und ihr Geld nicht wie vordem in andere Waaren stecken, oder ihre Fabrikation dafür vertauschen konten; so konte ihr Geld nun nur einmal arbeiten, höchstens konte durch Wechsel, die jedoch bey weitem nicht für alle Städte mit Vortheil gebraucht werden können, noch etwas daran gewonnen werden. Dazu kam aber nun noch auf der andern Seite, daß die Städte, wegen der Eingeschränktheit ihres Territoriums, von der Eifersucht der benachbarten Fürsten abhiengen, die, als dieselbe durch den Landfrieden auch zu friedlichen Künsten zu greifen genöthiget wurden, theils selbst Fabriken anlegten, theils das Materiale, theils die Fabrikationen selbst auf alle mögliche Art zurück hielten und hinderten, Straßen und Geleite erschwerten, die Zölle auf das härteste erpreßten u. s. w. — Ferner hatten die Städte endlich die Pfalbürger

ganz

die meisten Fürstenthümer nach ihrer Gewohnheit in viele Theile unter den Kindern vertheilt wor-

den,

ganz verloren; ihre Bürgeranzahl war sehr verringert worden, und doch machte sie ihre eigene Eifersucht geizig mit ihrem Bürgerrecht. Die mittelbaren Städte wurden durch ihre eigenen Herren ganz von allen Bündnissen mit den Reichsstädten abgeschnitten und durch die Missgriffe, deren ich oben gedacht habe, sehr heruntergebracht; die Reichsstädte selbst trennten sich der Religion halber von einander, und mußten den Schuz der Fürsten suchen. Eben diese Religionstrennung verwirrte auch das Stadtregiment; und wo diese nichts wirkte, da verursachten bald die Zünfte, bald die Patrizier, wo welche waren, oder wo keine waren, der Magistrat, durch geizige, stolze oder eigensinnige Händel noch größere Verwirrungen. Diese innere Händel entspannen sich auch um desto leichter, da, nach Errichtung der Reichsgerichte, die Verfolgung derselben leichter schien. Es entstunden also unzählige Prozesse zwischen Magistraten und Bürgerschaften, und diese gaben den Kaisern täglich Anlaß, nicht allein sich in die städtische Verfassung zu mischen, sondern auch sie zu modeln, wie es ihnen gut dünkte. Die juristischen Pedanten an den Reichsgerichten, oder die für die kaiserliche Gewalt eifrigen Politiker, die diese Gerichte besezten, machten dann meist solche Anordnungen, unter welchen die städtischen Verwaltungen nothwendig leiden mußten, wenigstens in beständigem innern Streit unterhalten wurden.

War

War auch in einer oder der andern Stadt noch Patriotismus genug übrig, daß die Partheien sich selbst versöhnten: so machten die Reichsgerichte sich zu Garanten ihrer Verträge und maßten sich dadurch das Recht an, alle Aenderung derselben, wenn auch der größte Theil der Städte einwilligte, und wenn auch die Aenderung noch so evident gut gewesen wäre, zu verhindern. So mußten z. B. einige Städte, in welchen gewisse ehemalige Zünfte ein Recht zu Rathsstellen hatten, die größten Dummköpfe aus diesen Zünften in den Rath nehmen, wenn sie die Reihe traf; in andern wurden die Aristokraten ohne alles Verhältniß zum Staat, auch in den unbilligsten, zweckwidrigsten Ansprüchen unterstützt; bei vielen mußten die nützlichsten Anordnungen unterlassen werden, wenn ein paar unbesonnene Volkstribunen widersprachen. Ja, man hat sogar Beispiele, daß die Reichsgerichte den Reichsstädten die peinliche Gerichtsbarkeit über ihre Magistratspersonen, selbst in Fällen, wo Verrätherein und alle Arten von Schlechtigkeiten vor Augen lagen, streitig zu machen, und sich solcher Nichtswürdigen auf das lebhafteste anzunehmen nicht Scheu trugen, u. s. w. Hierzu kamen denn noch die verderblichen Kriege, erst der Städte selbst gegen die Fürsten, welche die schwäbischen Städte beinahe allein zu Grunde gerichtet hatten; dann der Religionskrieg, dann der 30jährige; dann der Abfall Strasburgs und der Elsaßer Städte; und endlich die mehr als barbarischen Verwüstungen der Franzosen in den Rheingegenden. Alles dieses zusammen genommen, mußte die deutschen Städte ruiniren;

und da inzwischen die Fürsten in eben dem Verhältniß zunahmen, in welchem die Städte abgenommen hatten; so konte es nicht fehlen, daß ihr Einfluß in die Reichsangelegenheiten, der zu der Zeit, in welcher Machiavell schrieb, so groß war, nicht ganz zerfallen sollte.

Dennoch scheint es mir eben so unpolitisch von der Seite der Kaiser, als von Seiten der Fürsten, daß der städtische Körper so ganz vernachlässigt wird. Die Kaiser haben offenbar den größten Vortheil davon, wenn die unmittelbaren Städte in Aufnahme kommen; denn da aller Handel und Gewerbe, welches, wenn der Ackerbau den Lebenssaft gegeben hat, nach unserer jezigen Verfassung den Staaten allein eine wirksame Seele geben kan, sich immer lieber in die Reichsstädte zieht, in welchen doch eine gesezmäßige Konstitution ist, und in welchen die Rechte der Bürger und das Verkehr mit ihnen, immer sicherer ist; so entgeht durch sie der innern Macht der Fürsten immer ein Beträchtliches, und die kaiserliche Authorität ist bei ihnen und bei der Ritterschaft immer am wirksamsten. Den Fürsten aber muß die Erhaltung der Städte um desto wichtiger seyn, da dieselbe, wenn sie auf keinen andern Schuz zählen können, als auf den kaiserlichen, auch nothwendig thun müssen, was ein jeder Kaiser will.

Uebrigens können diejenigen, die vor nichts in der Welt Respekt haben, was kein Ordensband trägt, und welche die reichsstädtische Verfassung zu einem ewigen Gegenstand ihres schaalen Spottes machen, diese vortreflichen Herrn können übrigens aus dieser Stelle

den, 14) theils, weil die Kaiser, wie gesagt, sie durch die Hülfe der Städte sehr herunter gebracht

 haben.

Machiavells lernen, daß eine Zeit in Deutschland war, in welcher die Reichsstädte eine große Rolle spielten, und unsre jungen reichsstädtischen Bürger, welche sich ihres Vaterlandes zu schämen anfangen, können sich mit eben dieser Stelle trösten, wenn sie trauren, daß sie nicht von adelichen Ministerialen abstammen, und daß sie der Ehre, den Schlüssel zu einer fürstlichen Schlafkammer an der Rocktasche zu tragen, nicht fähig sind.

14) Es ist zu verwundern, daß, da die goldene Bulle schon die Untheilbarkeit der Churlande befahl, die Fürsten nicht dadurch aufmerksam gemacht, und die Primogeniturrechte durchaus einzuführen bewogen wurden. Es verstrichen wohl einige Jahrhunderte, ehe sie anfingen gemeiner zu werden, vermutlich weil die jüngern Brüder nicht so leicht dazu zu bewegen waren, oder wohl auch, wie einige Publizisten bemerken, weil man sich ein Gewissen daraus machte, die jüngern Brüder von ihren Rechten auszuschließen. Ueberhaupt bemerkt man, dünkt mich, erst in den Zeiten nach der goldenen Bulle, daß die Fürsten einige Begriffe von ihrem Regentenstand bekamen, denn bis dahin scheinen sie noch immer ihre Rechte bloß für Eigenthumsrechte gehalten zu haben. Wahrscheinlich hat der lebhaftere Gebrauch des römischen Rechts ihnen ihre bisher gehegten Ideen verdächtig gemacht. Indessen scheinen mir diejenigen

jenigen neuen Ideen, welche an die Stellen der alten getreten sind, auch noch lange nicht gereinigt genug. Ich habe schon anderswo bemerkt, daß die meisten Fürsten Regentenrecht noch zu sehr mit dem Eigenthumsrecht vermischen, oder vielmehr beide zu oft verwechseln. Und diese Verwechslung ist auch sehr natürlich; denn die Eigenthumsrechte sind ganz reine Rechte, sind bloß egoistisch, und schließen in sich das Recht des Misbrauchs ein, folglich sind sie bloß vom Eigenwillen und den jedesmaligen Einfällen eines jeden Herrn abhängig. Die Regentenrechte aber werden sehr uneigentlich Rechte genannt. Sie sind eigentlich nur Verhältnisse; und diese schließen allen Egoismus, allen Eigenwillen aus. Da es nun den Fürsten und ihren Räthen ungleich leichter wird, und ungleich angenehmer ist, ihre Lande wie etwa einen Bauernhof zu administriren als sie nach den Grundsätzen der bürgerlichen Gesellschaft zu regieren; so ist es sehr natürlich, daß jeder Fürst am liebsten nach Eigenthumsrechten regiert. Dieser Irthum wird auch noch täglich weiter führen, da wir überall sehen, daß die Cammern und die Finanzsachen mit der größten Sorgfalt behandelt, die Regierungs- und Justizsachen hingegen beinahe völlig vernachlässigt werden, und was nur von weitem zum Eigenthumsrecht gezogen werden kan, den Cammern einverleibt wird. Es ist nicht schwer abzusehen, was für eine schlimme Folge für die Reichsfürsten selbst aus dieser Verwechslung der Rechte und der Verhältnisse entstehen muß; indessen hat doch die aufkeimende Idee vom Regentenverhältniß der deutschen Fürsten so viel

genuzt,

genuzt, daß wenigstens in den meisten Landen die Erbordnung der Regenten nach den Verhältnissen der Politik eingerichtet worden ist.

Man ist jedoch auch hier noch mitten auf dem Wege stehen geblieben, und hat diese neue Erbordnung, nach dem Gesez der Primogenitur, auf einer andern Seite für die deutsche Konstitution beinahe eben so gefährlich gemacht, als die Vertheilung der Lande ihr gefährlich war. Denn da man den nachgebornen Prinzen nicht alles nehmen wollte, und da die deutsche Erbordnung sich auch viel auf die Gleichheit von Schild und Wapen gründete; so hat man ihnen die Titel und den Rang ihrer Häuser gelassen. Weil man aber ihnen nicht so viel geben konte als nöthig war, diesen Rang und Titel zu unterhalten; so konten diese jungen Prinzen selten, fast nie heirathen. Besorgte man also ehemals, daß durch die vielen Vertheilungen die Fürsten zu klein werden dürften, so hat man nun zu besorgen, daß durch die Primogenitur die meisten Häuser aussterben werden. Diese Besorgniß ist in manchen Häusern allerdings noch nicht dringend, weil die ehemaligen Theilungen noch so viele Nebenäste erhalten haben. Aber schon wird sie doch in einigen solcher Häuser wichtig. Diesem Uebel konte vielleicht vorgebeugt werden, wenn der Stolz des höhern Adels sich herablassen wollte, die Vermählung eines Prinzen mit einer Landsäßigen, oder doch mit einer Unmittelbaren von Adel für Standesmäßig zu halten; und wenn die apanagirten Herren, statt der Herzoglichen, Markgräflichen, Landgräflichen und Fürstlichen Titel, sich mit dem Freyherrntitel und dem Wapen und Namen ihres

Hauses so lange begnügten, bis sie, nach Absterben der regierenden Linie, zur Nachfolge kämen. So hat das königliche Haus Frankreich keinen Anstand, seinen nachgebornen Prinzen den Grafentitel zu geben; und der erste Lord in England schämt sich nicht, seinen jüngern Sohn die Handlung, Schiffahrt, Künste oder Wissenschaften lehren zu lassen. Einige mäßige Familien-Fideicommisse von 6- bis 8000 fl. Einkünfte könte einige solche Nebenäste lange erhalten, und das Land, die regierende Linie und die apanagirten Prinzen selbst befänden sich besser dabey. Eine solche Anstalt würde es zugleich möglicher machen, daß wenigstens ein Theil der fürstlichen Familien, männlicher und menschlicher erzogen würde; und wenn solche apanagirte Herren einmal zur Regierung kämen, so würden sie besser wissen, was es heiße, Partikulier und Unterthan zu seyn, als sie es nun wissen. — Ich weis wohl, daß die so oft bestrittene, in der Praxis wohl nicht mehr zu bestreitende Frage, von dem Verhältniß der apanagirten Herren zu der Gerichtsbarkeit ihrer regierenden Brüder, hier etwas in dem Wege stehen dürfte; mich dünkt aber, die durch die Praxis bestätigte Meinung in dieser Sache gründet sich bloß auf die Eifersucht der Reichsgerichte für ihre Jurisdiktion. Und es scheint mir, daß kein großer Anstand weder von Seiten der Konstitution, noch von Seiten der Gerechtigkeit und der Billigkeit, hier einem Reichsgesez entgegen stünde, das die apanagirten Herren der Jurisdiktion des Landesfürsten ihres Wohnorts unterwürfe.

Ich

haben. 15) Ihre Freundschaft ist also von wenigem politischem Nuzen. Die geistlichen Fürsten

Ich bin weder Publizist noch Politiker genug, um zu entscheiden, ob ohne die Vorsichten, von denen ich so eben sprach, anzuwenden, nicht das deutsche Reich dennoch in etlichen Jahrhunderten große Revolutionen erfahren werde. Doch besorge ich diese noch um desto mehr, da ich auch die Rechtslehrer sogar über die Frage im Zweifel sehe: in wiefern die weiblichen Erben, diejenigen Reichsallodien ansprechen können, welche die Besorgniß ihrer Voreltern dem Reiche zur Belehnung mit den Regalien aufgetragen hat? Denn, sollten die apanagirten Prinzen länger ausser Stand gesezt werden, ihre Linien fortzusezen, die weiblichen Erben aber auch von solchen Allodien ausgeschlossen werden; so ist es sehr möglich, daß das Reich in ein oder zwey Jahrhunderten auf sehr wenige Köpfe zusammen schmelze, und alsdann wird die Konstitution sich unmöglich mehr erhalten können.

15) Auch hier scheint mir Machiavell nicht unterrichtet genug zu seyn. Die Politik der Kaiser, die ehemals ihre Geistlichen, nachher die Städte den Fürsten entgegen sezte, hat sich bald geändert. Denn so wie die allzugroßen Begünstigungen der Geistlichen unter den sächsischen Kaisern den folgenden vielen Nachtheil brachte, so hat, nach dem Interregnum und unter den Luxenburgischen Kaisern, die merkliche Begünstigung der Reichsstädte auch bald bedenk-

sten sind zwar nicht durch die Theilung ihrer Lande geschwächt worden, aber ihre eigene Städte, die in ihren eigenen Fürstenthümern liegen, sind, durch ihre Anmaßung und durch die Gunst der Kaiser, ihnen übermächtig geworden; so daß die Erzbischöffe und geistlichen Churfürsten und dergleichen geistliche Fürsten den Städten selbst, welche in ihrem Lande liegen, nichts vermögen. Und also ist es auch diesen Fürsten nicht möglich die Absichten des Kaisers zu begünstigen, da sie in ihrem eigenen Lande immer Zwietracht und Spaltungen haben. [16])

Aber

bedenklich zu werden angefangen. Schon Karl der IV. mogte ihre Verbindung nicht leiden; freilich vielleicht mehr aus bösem Gewissen, als aus Politik; und selbst Kaiser Wenzel, der ihnen doch viel zu danken hatte, war ihnen bald entgegen, wenigstens traute er nicht lang ihrem Glück, das sie zu verlassen schien. Man hatte also schon zu Machiavells Zeiten, zumal nach den großen Niederlagen der fränkischen und schwäbischen Städte, in den Fürsten- und den Schweizerkriegen eben nicht mit Grunde sagen können, daß die Fürsten von den Städten gedemütigt, oder hinunter gebracht worden wären.

16) Es wundert mich, daß Machiavell bei dieser Gelegenheit nicht auch bemerkt, daß die Geist-

Aber vielleicht vermögen die Reichs-Städte mehr, welche die Seele dieses Reiches sind, Geld haben, und wohl eingerichtet sind? Diese sind, um vieler Ursachen willen, ihrer eigenen Freiheit nicht versichert genug, also weit entfernt Eroberungen machen zu wollen; was sie aber für sich selbst nicht suchen, werden sie noch vielweniger für andere erwerben wollen. Ferner, da ihrer so viele sind, und da jede unabhängig ist; so sind ihre Anstalten, wenn sie welche machen wollen, langsam, und bey weitem nicht von so großem Nuzen, als sie seyn müßten, um zweckmäßig zu seyn. Das haben wir vor wenigen Jahren gesehen, als die Schweizer in Schwaben und in des Kayser Maximilians Lande einfielen. Der Kayser machte damals mit diesen Reichs-Städten ein Bündniß, daß sie 14000 Mann stellen sollten; aber kaum kam je die Hälfte von ihnen ins Feld; denn wie die Truppen aus einer Stadt kamen, giengen die andern wieder nach Haus. Dadurch sahe dann der Kaiser sich genöthigt, mit den Schweizern Frieden

Geistlichen ein doppeltes Interesse hatten, wenigstens in Italien nichts für den Kaiser zu thun; denn ihre ganze Politik bestand immer darin, weder den Kaiser noch den Pabst zu mächtig werden zu lassen; und daß die Päbste die Kaiser nicht gerne in Italien sahen, ist bekant.

den zu machen, und ihnen Basel zu überlassen. [17]) Wenn nun aber diese Städte in ihrer eigenen Sache so verfahren, wie werden sie sich erst der Fremden annehmen? Dieses alles zusammen genommen, macht also, daß ihre Gewalt nicht viel ausrichten, und für den Kaiser nicht von großem Nuzen seyn kan. Auch haben die Venezianer, wegen ihres Handels mit den Kaufleuten der deutschen Städte, so gute Einsichten von deren Verfassung erhalten, daß sie in allen Geschäften mit dem Kaiser, sich immer besser, als alle andre, und immer mit Ehren herausgezogen haben. Denn, wenn sie die Macht dieses Reichs befürchtet hätten; so hätten sie durch irgend ein Auskunfts-Mittel, entweder durch Geld oder durch Abtretung eines Stück

17) Machiavell spricht hier von dem Kriege der Schweizer mit dem schwäbischen Bund. Man weis aber, daß dieser eigentlich wegen Tyrol und der Graubündtner anging, und daß das deutsche Reich, obgleich der Kaiser die Stände aufforderte, nicht den geringsten Theil daran nahm. Auch ist es sehr irrig, daß der Kaiser oder das Reich damals Basel an die Schweizer abgetreten hätten. In dem Friedensschluß ist dieser Stadt so wenig Meldung geschehen, als sie ein Gegenstand des Kriegs war. Vielmehr blieb damals diese Stadt ganz neutral; und der Beitrit derselben geschahe erst im zweiten Jahr nach dem Frieden mit dem schwäbischen Bund.

Digitized by Google

Stück Landes, sich zu helfen gesucht; oder, sie würden, wenn sie ja besorgt hätten, daß diese Macht sich zusammen ziehen, und mit vereinten Kräften handeln könte, nie gewagt haben, sich ihr zu widersezen. Nur die Gewißheit, daß dieses nie möglich seyn könne, hat ihnen den Mut gemacht, standhaft die Gelegenheit abzuwarten [18]).

Ueber-

18) Ohne mich in die Streitigkeiten über die Frage einzulassen, ob die Rede, welche Guicciardini den Venezianischen Gesandten nach der Niederlage bei Givadadda in den Mund legt, richtig sei oder nicht, so scheint doch wenigstens das Wesentliche der Friedens-Vorschläge, durch welche der Kaiser Maximilian von dem Cambräischen Bündniß abgezogen werden sollte, nicht wohl zu läugnen zu seyn. Diese aber widerlegen Machiavells Reflektionen in allen Worten. Denn nach diesen Vorschlägen wollte Venedig nicht allein dem Reich jährlich einen Tribut von 50,000 Dukaten zahlen; sondern auch alles, was sie dem Reich, und dem Haus Oesterreich genommen hatten, herausgeben, alles, was sie auf Terra ferma hätten, abtreten, und sich selbst dem Reich unterwerfen. Ich will gerne glauben, daß es der Republik nicht so ganz Ernst mit so großen Versprechungen war, aber nach der Lage, in welcher dieselbe sich damals befand, würde sie doch auf jede gemäßigte Bedingnisse um so lieber mit Ernst sich eingelassen haben, da sie von selbst die Terra ferma aufgab.

Ueberhaupt sieht man auch, schon an einer Stadt, wie schlecht das, was allen gemein ist, besorgt zu werden pflegt; wie vielmehr kan man also auf solche Nachlässigkeit zählen, wenn ganze Länder in eben dem Falle sind. Außerdem wissen die Städte auch wohl, daß, was etwa durch einen Krieg in Italien, oder sonst wo erobert werden könte, immer nur den Fürsten zu gut kommen wird, nicht ihnen, weil jene es in Person benuzen können, welches den Städten unmöglich ist. Wo nun aber ein Vortheil, der erworben wird, so ungleich ist, da ist es natürlich, daß auch die Anstrengung, die er fodert, nicht gleich ist. Auf diese Art also ist die Macht von Deutschland zwar groß, aber es ist schwer Gebrauch davon zu machen. Wer sie also fürchtet, darf nur das alles überlegen, und sich erinnern, wie wenig die Macht dieses großen Reichs seit mehreren Jahren ausrichten könte; und dann wird er leicht den Schluß machen, daß auf dieselbe nur sehr wenig zu zählen ist [19]).

Die

19) Das ist in der That das größte Glück für die Deutschen, daß Deutschland nicht geschickt ist, Eroberungen zu machen; und selbst der Verlust, den dieser Staatskörper bisher gelitten hat, war ein Gewinn. Um destoweniger kan ich begreifen, wie man dazu kommt, den Kaisern noch immer die Pflicht auflegen zu wollen, das, was von dem Reiche weggekommen ist, wieder dazu zu brin-

Die deutschen Soldaten haben gute Pferde, aber sie sind schwer; auch sind ihre Waffen gut an den Theilen, wo man gewöhnlich bewaffnet ist. Dennoch bemerkt man leicht, daß sie es mit Franzosen und Italienern nicht aufnehmen können.

Nicht

bringen. Wahrscheinlich ist auch diese Clausel der Capitulationen nur deswegen eingerückt geblieben, damit, wenn irgend ein Kaiser, zumal aus dem Oesterreichischen Haus, diese Länder zurücknehmen sollte, sie dann wieder in die Reichs-Verbindung kommen. In der That ist es aber für Oesterreich und das Reich besser, daß dessen Eroberungen sich gegen Morgen wenden, denn die Grenzen, in welchen sich Deutschland jezt befindet, scheinen ihm am natürlichsten zu seyn. Gegen Norden und Süden ist wenig von Auswärtigen zu besorgen; gegen Westen wird Frankreich wahrscheinlich auch lieber schwache Nachbarn haben, als unsichere Grenzen vertheidigen wollen. Und sollte Rußland seine Erweiterungs-Begierde über Deutschlands Ost-Seite ausbreiten wollen; so scheinen theils an diesen Grenzen, theils in dem System von Europa, unwiderstehliche Hindernisse zu einem auch nur mäßigen Fortgang im Wege zu liegen. Ueberhaupt dünkt mich, die lange Erfahrung hat endlich die polirten Nazionen gelehrt, daß sie nicht nur große, ausgebreitete Besizungen erwerben müssen, um groß und mächtig zu seyn; sondern daß die Bequemlichkeit und Selbständigkeit des Handels, überhaupt das, was Aristoteles als den lezten Zweck der Politik annimt,

Nicht daß sie schlechtere Soldaten wären, sondern weil sie zu Pferde nicht bewaffnet sind. Auch sind ihre Sättel zu klein und zu schwach, und ohne Bogen, so, daß der kleinste Stoß sie zu Boden wirft. Hierzu kommt dann, daß sie an dem untern Theil des Leibs, auf den Seiten und am Schenkel gar keine Rüstung haben. Deswegen können sie den ersten Anstoß, worin doch das meiste besteht, nicht aushalten, folglich auch sich ihrer kürzern Gewehre nicht bedienen; denn ehe sie dazu kommen, können ihre unverwahrten Pfer-

die αὐταρκεια, (Selbstgenügsamkeit) allein, einem Staat seine Festigkeit und Dauerhaftigkeit giebt. Wenn man abzieht, was der Charakter der jezt Kriegführenden Mächte zu dem jezigen Krieg beiträgt; so scheint auch diese Absicht die einzige zu seyn, die ihn, wenigstens im Auge der Regierungs-Weisheit, entschuldigt. Wird nun aber diese Absicht erreicht; so ist es wahrscheinlich, daß Oesterreich und Rußland, nach einer Erholung von einem halben Jahrhunderte ein paar Jahrhunderte verwenden werden, damit ihre Lande, denen sie jezt so eifrig einen Ausweg zum Handel schaffen wollen, auch wieder etwas, womit sie handeln können, vor sich bringen. Und sind diese beiden Mächte denn auf dem Punkt, dann werden sie wohl wieder ein paar Jahrhunderte, so freundschaftlich sie sich jezt zu Nachbarn machen wollen, selbst dieser Nachbarschaft wegen, mit einander zu streiten haben. Deutschland scheint also wohl für ein halb-

Pferde und Schenkel schon so zugerichtet werden, daß sie nichts weiter zu thun im Stande sind. Jeder Infanterist kan sie mit der Hellbarte vom Pferde reißen, oder ihre Pferde verwunden; und da diese selbst so schwer sind, so taugen sie zu keiner schnellen Bewegung, und der Reiter kan sie nicht regieren.

Ihre Infanterie ist vortrefflich. Lauter große schöne Leute, anders als die Schweizer, die meist klein, unansehnlich und häßlich sind. Aber auch diese Infanterie hat schlechte Rüstung, oft gar keine. Sie führen meist nur ihre Spieße, oder

halbtausend Jahre von auswärtigen Feinden wenig zu befürchten zu haben; und kan demnach seine ganze Sorge desto lebhafter und ungestörter auf seine innere Konstitution wenden, die zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht werden wird, wenn die deutschen Reichs-Stände gegen das ganze Reich Patriotismus; gegen einander Gerechtigkeit: und gegen ihre Unterthanen, statt der sehr bürgerlichen Oekonomie des Eigenthümers, die edle Politik eines Regenten ausüben lernen. — Ob die Glieder des deutschen Reichs dieses alles schon gelernt haben, oder wie viel Jahrhunderte sie brauchen, um es zu lernen; ob sie es von selbst lernen werden; oder ob sie eben so lebhafte Lehrmeister dazu nöthig haben, als unsre Nachbarn, das zu untersuchen, bin ich nicht Seher genug.

Digitized by Google

kurze Schwerter, um desto leichter, gelenker, und freier zu seyn; denn sie sagen, sie hätten nichts mehr zu befürchten, als die Artillerie, und dagegen könten die Harnische und Küraſſe sie doch nicht schüzen; andere Waffen aber achteten sie nicht, weil sie so geschlossen stritten, daß man weder in sie eindringen, noch ihnen nur auf eine Spieß-Länge nahen könte.

Im Feld und in der Schlacht sind sie überhaupt sehr gut; aber vor einer Festung taugen sie gar nicht, und in der Festung wenig; wie sie denn überhaupt wenig vermögen, wo sie nicht ihre Glieder halten und in geschlossener Ordnung fechten können. Das hat man gesehen, so oft sie mit den Italienern zu thun gehabt haben, und sonderlich wo es darauf ankomt, Land zu gewinnen; wie z. B. bei der Belagerung von Padua [20]; und in andern solchen Gelegenheiten, bei welchen sie sich übel gehalten haben, wohingegen sie im Felde desto besser gestanden sind; so, daß wenn in der Schlacht vor Ravenna zwischen den Franzosen

20) Nach der, so viel ich weis, einstimmigen Erzählung aller Geschichtschreiber ist die Belagerung von Padua, bloß deswegen mislungen, weil der Kaiser Maximilian Fehler über Fehler dabei machte; weswegen auch die Franzosen die zu Maximil. Truppen gestoßen waren, wenig ausrichteten.

zosen und den Spaniern die Franzosen keine Landsknechte gehabt hätten, die Schlacht ohne Zweifel für sie verloren gegangen wäre [21]). Denn da die beiden Armeen gegen einander fechten, hatten die Spanier schon die Französische und Gaskonische Infanterie gebrochen, und wären ihnen die Deutschen in ihrer geschlossenen Ordnung nicht zu Hülfe gekommen, so wären sie alle gefangen, oder erschlagen worden. Endlich in dem Krieg, den der König in Spanien in Guienne gegen Frankreich anfieng, haben sich die Spanier mehr vor den 10,000 Mann deutscher Truppen, die der König bei seiner Armee hatte, als vor seiner ganzen übrigen Infanterie gefürchtet, und alle Gelegenheit, mit ihnen zusammen zu kommen, sorgfältig vermieden [22]).

21) Nach Guicciardini, der diese Belagerung und die Schlacht, die darauf erfolgt ist, am besten beschrieben hat, haben die Deutschen sich zwar damals vortreflich gehalten; aber sie würden dennoch den Spaniern nicht länger haben widerstehen können, wenn Gaston sie nicht mit der Französischen Reiterei unterstüzt hätte.

22) Wie flüchtig dieser Aufsaz hingeschrieben worden ist, sieht man leicht schon daraus, daß Machiavell gar nicht in die ältern Zeiten hineingeht, in welchen er Beispiele genug gefunden haben würde, seinen Saz zu belegen. Doch so seicht auch diese Schilderung ist, so scheint sie mir doch dem praktischen Genie ihres wirklich großen Verfassers nicht ganz unwürdig, und ein Deutscher wird Stoff genug zu weiterer Spekulation darin finden.

3. Zwei

3.

Zwei Briefe über eine öffentliche Sizung der Academie Françoise.

Von Friedrich Schulz.

I.

Paris, den 28. Aug. 789.

Sie wissen, Lieber, daß der 25ste August, oder der Tag Ludwigs des Heiligen, ein sehr festlicher Tag für Paris ist. Alles war an demselben in Bewegung. Das Volk hörte Messen und war bei Prozeßionen, die gebildetern Klassen wohnten der Sizung der Academie Françoise bei, und ergossen sich wieder unter das Volk, um die Gemähldeausstellung zu mustern, und das große Concert in den Garten der Tuilerien anzuhören.

Ich überspringe Messen, Gemähldeausstellung und Concert, und sage Ihnen diesmal nur einiges über die Academie Françoise, das zu ihrer äußern Karakteristik gehört. Ihre innere kennen Sie gut genug, um mir die Erzählung bekanter Dinge zu ersparen.

Die

Die Sizung am Ludwigstage ist öffentlich, und viele Tage, wohl auch Wochen vorher, werden Eintrittsbillets von den Mitgliedern der Akademie ausgetheilt. Man versprach sich, daß der diesjährige sehr glänzend sein würde, weil ein allgemein geliebter Schriftsteller und Mensch, der Abbé Barthelemy, seine Eintrittsrede halten, und weil der wizigste Kopf in Paris, der Chevalier von Boufflers, jeziger Direktor der Akademie, mit einer andern darauf antworten würde. Es war mir äußerst interessant, den Verfasser des größten und vollkommensten historischen Gemähldes und den Schöpfer der kleinsten und niedlichsten Kalambours nach einander sprechen zu hören.

Ich war zwei Tage vorher bei Barthelemy, dem ich statt alles Empfehlungsschreibens den ersten Band von der deutschen Uebersezung seines Anacharsis mitgebracht hatte, und der mich für diese kleine Aufmerksamkeit so empfing, als ob ich den Anacharsis geschrieben hätte. Da er kein Deutsch versteht, so äusserte er, ich mögte ihm die Vorrede der Uebersezung übersezen, und ich konte dies ohne Herzklopfen thun, da der deutsche Uebersezer, Herr Jänisch in Berlin, ihm volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und von dieser französischen Arbeit nicht in dem deutschen Tone spricht, den sich viele unserer jungen Gelehrten, zur Schande für deutschen Geschmack und

deutsche

deutsche Dankbarkeit haben zu Schulden kommen lassen. Es machte dem würdigen Greise (denn er ist tief in den achtzigen) wahre Freude, sich auch in Deutschland gelesen zu wissen, und er erklärte sich mit einer Bescheidenheit und Feinheit darüber, die mich wohl bemerken ließen, warum ihn einer meiner Bekanten, der mich auf ihn vorbereitete, den Auteur adorè nante und nennen konte.

Er sagte mir, daß er am Ludwigstage seine Eintrittsrede in die Akademie halten, und daß er diesen Tag der jüngste in der Academie Françoise werden würde, nachdem er schon seit einigen Jahren der älteste (Doyen) der Academie des Inscriptions gewesen wäre. Zugleich gab er mir ein Eintrittsbillet.

Der Versamlungssaal der Akademie ist im Louvre. Er ist zu klein bei öffentlichen Sizungen, denn hunderte von Zuschauern oder Zuhörern mußten, ohne vordringen zu können, zurück. Piron sagte einmal bei dieser Gelegenheit: Il est plus difficile d'entrer ici, que d'y etre reçû. Das Auditorium war bunt und schön, wie bei allen dieser Art in Paris. Es waren wohl so viel Weiber als Männer da, aber erstre waren fast alle in den Jahren, wo die Französinnen aus Mangel an Liebhabern entweder andächtig oder gelehrt werden. Was jung unter ihnen war, schien der Mutter oder der Tante nur

hieher

hieher gefolgt zu sein, um nicht allein zu Hause zu bleiben, um ein neues Bonnet zu zeigen, und einen Liebhaber zu sehen, oder um durch Beifallklatschen ein paar kleine weiße Hände in ihr Licht zu sezen. Die ältern wurden ungeduldig, da die Akademisten etwas länger ausblieben, als gewöhnlich, die jüngern zeigten von dieser Ungeduld nichts. Jene harrten nach Nahrung für ihren Verstand, diese waren schon im vollen Genusse ihres Herzens oder ihrer Augen und der Augen anderer.

Der Saal ist mit einigen Bildnissen geziert, auf die sich meine Blicke und Betrachtungen richteten, nachdem ich die lebendigen Erscheinungen um mich her ein wenig beobachtet hatte. Die Königin Christine von Schweden, der einzige weibliche Sonderling in seiner Art, der Kanzler Seguier, der Kardinal Richelieu, Ludwig XIV, Diderot und Piron (leztre waren nie Mitglieder der Akademie, weil die Philosophie des einen fast so ungebunden war, als die sittliche Aufführung und der Unglaube des andern) diese und andre standen und hingen hier in Farben und in Stein, in bunter Gesellschaft unter einander.

Queer durch das Zimmer stand der Länge nach eine mit grünen Tuch überzogene Tafel, und an derselben auf beiden Seiten vierzig mit dergleichen Sammt beschlagene Lehnsessel für die

Aka-

Akademisten. Diese waren ehedem gewöhnliche Stühle, und nur die Beamten der Akademie, oder erlauchte Mitglieder hatten Lehnsessel. Man fand, daß dies der Gleichheit entgegen wäre, die in einer Versamlung dieser Art nothwendig herschen müßte, und einige Mitglieder wolten nicht auf simpeln Stühlen sizen, so lange andre auf Lehnsesseln Plaz nehmen dürften. Um leztern die Lehnsessel nicht zu nehmen, bekamen die übrigen auch dergleichen. Daher die Redensart, er hat einen Lehnsessel (fauteuil) in der Akademie bekommen, statt er ist unter die Zahl der Akademisten aufgenommen worden. In keinem Lande in der Welt sind deshalb die Gelehrten nach Lehnsesseln so begierig, als in Frankreich, und alle Satyren auf dieselben, stammen richtig von solchen, die noch keinen haben. Voltaire war der giftigste Spötter derselben, so lange er noch keinen hatte, und Mercier wird so lange gegen sie schreien, bis er einen hat.*) Aehnlichen Ursprungs ist das beissende Epigram, das bei der Aufnahme des berühmten Astronomen Condamine, der etwas taub und sehr freimütig war, in der ganzen Stadt umlief.

La

*) Vergl. Tableau de Paris, chap. CCLXXXIX de l'Academie Françoise, und Neueste Gemählde von Paris. (Leipzig 1789) 2ter Band, S. 240. fg.

La Condamine eſt aujourd'hui
Reçu dans la Troupe imortelle.
Il eſt bien ſourd, tant mieux pour lui,
Et non muet, tant pis pour elle.

Die Akademie iſt Ausfälle dieſer Art, von ihrer erſten Stiftung an, ſo gewohnt worden, daß ſie nicht einmal mehr darauf achtet. Das Publikum liebt ſie und lacht darüber, iſt aber doch boshaft genug, die Verfaſſer derſelben merken zu laſſen, was Bernhard von Fontenelle einmal in zwei Verſen ſehr treffend ſagte:

Sommes nous trente neuf: *) on eſt a
nos genoux
Et ſommes nous quarante: on ſe moque
de nous.

Sie ſehen, Lieber, womit ich mich ungefähr bis zur Erſcheinung der Akademiſten unterhielt. Ich vergaß darüber, daß ich weder Lehnſeſſel noch Stuhl hier hatte, und daß ich (wie meine deutſchen gelehrten Landsleute und Mitbrüder faſt alle) mich auf eigenen Füßen aufrecht erhalten mußte. Und wohl uns, daß wir dies können und müßen. Man verfolgt uns wenigſtens nicht mit Epigrammen, daß wir zu weich ſizen.

Das

*) Die volle Zahl der Akademiſten iſt bekantlich vierzig.

Das Auditorium fing schon an, von Mangel an Achtung zu flüstern, daß man es eine Viertelstunde über die gewöhnliche Zeit warten ließe, und zeigte dadurch, daß es sich nach einer gewöhnlichen Inkonsequenz von seiner Seite, für die Hauptsache bei der Sizung hielte. Endlich kamen die Akademisten, aber bei weitem nicht vollzählig. Ich glaube, es waren ihrer kaum zwanzig. Sie nahmen ihre Pläze ein: der Neuaufgenommene an dem untern Ende der Tafel, der Direktor an dem obern, und die übrigen längs herab an beiden Seiten. Es herschte auf einmal eine tiefe Stille, und alle Augen waren mit Erwartung und Wohlgefallen auf den Greis Barthelemy gerichtet, der zuerst reden solte. Die Reden werden gelesen.

Es ist dem Neuaufgenommenen jedesmal aufgegeben, etwas zum Lobe dessen zu sagen, dessen Stelle er einnimmt, und zugleich des Stifters der Akademie, des Kardinals Richelieu, rühmlichst zu erwähnen. Der Abbé Barthelemy entledigte sich dieses doppelten Geschäftes sehr glücklich: des erstern mit wahrer Herzlichkeit und Feinheit, und des leztern so kurz und unbestimmt, wie es jezt, da sich die freie Nazion mit Widerwillen an diesen despotischen und tirannischen Minister erinnern darf, nothwendig geschehen mußte, wenn die Academie Françoise, ei-

ne

ne Nazionalakademie sein, und die Nazion nicht beleidigen solte.

Der Ton in der Rede des Greises war so einfach, sanft und rührend, daß ich bei einigen Stellen mehr als ein nasses Auge bemerkte, und daß bei andern das Beifallklatschen enthusiastisch war. Ich hebe Ihnen ein paar Stellen dieser Art aus, damit Sie sehen, daß den Franzosen doch eben was ans Herz gehen kan, und was ihnen ans Herz geht.

Der Redner spricht von einer gewissen Unruhe, die ihn befällt, wenn er auf diese aufgeklärte Versamlung blickt. Die stille Erwartung, selbst das günstige Vorurtheil derselben, beunruhigt ihn, und eben so sehr der Ort, der so große Genieen in seinem Schooße hatte, die zum Theil die halbe Welt erleuchteten. — „Wie kan ich es wagen," sagt er: „Gemählde anzulegen, die jene vollendeten, Gegenstände zu behandeln, die jene erschöpften?" (diese Stelle wurde stürmisch beklatscht) „Von dieser Beklemmung," fuhr er fort: „strebe ich mich zu befreien, nicht durch das Werk, daß man mit Nachsicht aufgenommen hat, sondern durch ein Verdienst, das man mir nicht streitig machen, um das man mich nicht beneiden kan: sechzig arbeitsame Jahre auf Studien gewandt zu haben, die vor allen Geduld und Fleiß erfordern. Nein, meine Herren, kein Theil von uns darf sich schämen:

men: Sie nicht, mir Ihre Stimmen gegeben, ich nicht, Sie darum gebeten zu haben. Sie haben von neuem gezeigt, daß das litterarische Verdienst jeder Art Ihre Aufmerksamkeit reize. Wer je die gelehrte Laufbahn, mehr voll Eifers als mit Talenten, antritt, kan an meinem Beispiele sehen, daß ihm sein rastloser Fleiß zu seiner Zeit eine Belohnung erringen wird, die sein Alter ehrt und ihm Theil an dem Ruhme giebt, der unausbleiblich auf die Wissenschaften zurück fällt. (Dans cette confusion d'idées, je cherche à me rassurer, non sur un Ouvrage, qu'on a daigné reçevoir avec indulgence, mais sur un titre qu'on ne sauroit ni me contester ni m'envier, sur près de 60 ans de travaux consacrés à des études longues & pénibles. Non, Messieurs, nous ne rougirons point, vous, de m'avoir accordé vos suffrages, moi, de les avoir sollicités Vous avez prouvé de nouveau, qu'il n'est aucun genre de Littérature, qui échappe à votre vigilance. Ceux qui désormais entreront dans la carrière avec plus de zèle que de talent, apprendront par mon exemple, que de grands efforts pourront un jour leur mériter une récompense qui honorera leur vieillesse, et leur fera partager le surcroit de gloire, qui doit infailliblement rejaillir sur les Lettres.)

Diese

Diese Stelle war es, die alles anfangs in eine stille Rührung sezte, und gleich darauf zu einem schwärmerischen lauten Beifall hinriß; und ich gestehe, daß sie in dem Munde eines Greises von diesen Verdiensten, und der persönlich so geliebt wird, diese Wirkung unmöglich verfehlen konte. Ich war auch gerührt, aber mehr darüber, daß es in Deutschland keine Gelegenheit giebt, so gerührt zu werden.

Ich gebe Ihnen noch eine Stelle, als Beleg, wie leicht und treffend die Franzosen manche Dinge sagen, beschreiben und fühlen. Er spricht von der Buchdruckerkunst, wie sie alle Bücher dergestalt vervielfältigt hat, daß die Wissenschaften keinen solchen Verlust mehr leiden können, als sie z. B. durch die Einäscherung der Bibliothek zu Alexandrien litten. „Und wenn heute," sagt er, „die stärkste Bibliothek in Europa ein Raub der Flammen würde, verlören doch die Wissenschaften nichts weiter, als eine kleine Anzahl Bücher, die einzig in ihrer Art, aber nicht nöthig sind, eben weil sie so rar sind."

Das Treffende dieser Bemerkung ward eben so heiter beklatscht, als eine Wendung, die er, als er Griechenland zum zweitenmal anzog, mit eben soviel Feinheit als Bescheidenheit nahm. In Griechenland, sagte er, ich zieh' es noch einmal an, weil ich es nicht vergessen kan,

kan, ohne des Undanks bezüchtigt zu werden u. s. w. Aber eine Art von Trunkenheit ergrif vollends alles, bei einer der leztern Stelle seiner Rede, besonders bei den Worten: „Frankreich wird bald die herlichen Folgen der Aufklärung fühlen. Wir sehen unsre Stellvertreter um einen Thron versamlet, von welchem Worte des Trostes zu uns herabstiegen, die nie von so hoch herabgefallen waren. — (Elle (la France) voit ses Representans rangés autour d'un Trône d'ont sont descendues des paroles de consolation, qui n'etoient jamais tombées de si haut —). Die Naivetät und das Karakteristische, das in den lezten Worten liegt, verband sich mit dem, was alle Köpfe jezt hier so lebhaft beschäftigt, um ein Beifallsgeräusch zu bewirken, das den Redner über zehn Minuten unterbrach. Als er geendigt hatte, lebte Zufriedenheit und herzliche Freude in allen Mienen.

Der Chevalier von Boufflers wartete mit seiner Antwort so lange, bis das erste Geräusch vorüber war; aber er konte selbst, als er schon einige Perioden gelesen hatte, noch nicht verhindern, daß Augen und Herzen immer noch auf den Abbé Barthelemy gerichtet waren. Boufflers Aeusseres hat nichts vortheilhaftes. Ein rundes, schwarzes Gesicht, eine unansehnliche Figur und eine schwache, gellende Stimme thaten

ihm

ihm vom Anfang herein, wo noch die sonore Stimme und die ächt antiken Züge Jenes dem Auditorium vorschwebten, etwas Schaden; aber er rächte sich bald an den Umstehenden durch ihre eigenen Empfindungen. Er kam nicht sobald auf Barthelemy, als sich schon die Aufmerksamkeit zwischen diesem und ihm theilte, und als er sagte: Was ich noch nach Ihnen sagen wolte, würde kaum verstanden werden, und wenn Sie zu reden aufgehört haben, glaubt man immer noch Sie zu hören: *) da nahm das Händeklatschen seinen Anfang, und die allgemeine Aufmerksamkeit war für ihn.

Er holte im Eingange noch einige Züge von Herrn Beauzee nach, dessen Stelle der Abbé Barthelemy erhalten hat. Lauter Wiz und Blumen, aber mit einem Verstande und einer Feinheit verwebt, die mir sehr bald den Einfall Pascals taschenspielerisch wegzauberten: daß die, welche Antitheſen machen, und den Worten dabei Gewalt anthun, wie Baumeister sind, die der Symme-

*) Tout ce que j'oserois dire apres vous, seroit a peine entendu, & quand vous avez fini de parler, c'eſt encore vous, que l'on ecoute.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

metrie wegen falsche Fenster machen. *)

Nur die französische Sprache ist, bei ihrer Armuth, die durch Vieldeutigkeit zum Reichthum wird, eines solchen Vortrags, und der Geist eines Franzosen, der wie Boufflers unter den wizigsten Menschen von früher Jugend an gelebt hat, und selbst unter ihnen einer der wizigsten ist, solch einer Leichtigkeit, Gefügigkeit und Feinheit fähig. Ich habe nie den Triumph des Wizes in diesem Glanze gesehen, und nie müssen Einfalt und Natur so nackend dagegen gestanden haben. Der Wiz und die Weiber aus der feinen Welt, helfen sich aus allem, aber beide haben das gemein, daß sie keine genaue Untersuchung vertragen, und daß sie bei dem künstlichen Schimmer, den sie um sich zu verbreiten wissen, schöner sind, als in ihrem natürlichen Lichte. Bouffl ers Rede hatte alle Eigenschaften, die stellenweise jeden Uebersezer, übersezte er sie in welche Sprache er wolle, zur Verzweiflung bringen müssen. Ich bin nicht sehr lüstern nach dieser Verzweiflung; aber ich will doch einige der schönsten und am meisten karakteristischen Stellen

*) Ceux qui font des antitheses en forçant les mots, sont comme ceux, qui font de fausses fenêtres pour la Symmetrie. Penſées de Paſcal.

ſen Deutſch nachzuſagen verſuchen, und ſie Ihnen franzöſiſch beilegen, damit Sie ſehen, was ſie verloren haben, und es ihnen, aber auf Ihre Unkoſten, wieder geben können.

Nachdem er einige Züge aus der Geſchichte der litterariſchen Bildung Beauzee's angeführt hatte, gieng er auf ſeinen Karakter als Menſch über. „Wenn es," ſagte er, „wenn es eine Belohnung für die beſcheidne Tugend giebt, könte man ſie einem Manne verſagen, beſonders in einem Zeitalter, wo Tugend ſo ſelten wird: einem Manne, der gerade denkt und gerade handelt, ſich immer gleich bleibt, in dem ewigen Gewühl von Leidenſchaften, Vorurtheilen, Kabalen und Ränken offen und parteilos bleibt, der frei von Sorgen für die Zukunft, unempfindlich gegen Glanz, gleichgültig gegen Reichthümer iſt, der alles ſeiner Wißbegierde, der Ruhe, der Freundſchaft, der Tugend aufopferte, und der, in der Stille und anſpruchslos, ſich mit dem Guten beſchäftigte, das er ſtiften kan, aber nicht für ſich ſtiften will. "S'il eſt, comme dit Horace, une récompenſe aſſurée à la vertu diſcrète, comment la refuſer, & ſur-tout dans des temps où cette vertu devient ſi rare, comment la refuſer, dis-je, à un homme ſimple, droit et toujours ſemblable à lui-même, qui dans la guerre éternelle des paſſions, des opinions, des ca-

bales, des intrigues, a ſu conſerver ſa franchiſe & ſa neutralité, qui, libre de ſoins, inſenſible à l'eclat, indifférent pour la richeſſe, préféroit à tout l'étude, la paix, l'amitié, la vertu, & s'occupoit, en ſilence, non du bien qu'il pouvoit acquérir, mais du bien qu'il pouvoit faire?).

Dieſe Stelle wurde ſtark beklatſcht. Der Doppelſinn des Wörtchens „bien“ mit der Antitheſe „acquerir“ und „faire“ hat größtentheils mit ihr Glück gemacht. Unſre Sprache macht, vermöge ihrer Fülle, einen billigen Unterſchied zwiſchen „das Gute“ und „die Güter;“ eine Antitheſe läßt ſich alſo nicht herausdrechſeln, aber erſezen kan ſie dieſe und hundert andre noch weit beſſer, als ich ſie erſezt habe.

Aber hören Sie weiter. Hier fingen die Antitheſen an zu wimmeln, doch niemand wird ſagen können, daß ſie falſche Fenſter waren. Die Stelle war ungefähr ſo ſchön, als Hirſenkörner durch ein Nadelöhr werfen, nüzlich iſt. Bei der lezten Kunſt iſt der Fleiß und die Geſchicklichkeit, wie überall, bewundernswerth, und beim Antitheſenmachen iſt es die Biegſamkeit des Geiſtes, in ein und eben demſelben Dinge ganz entgegengeſezte Züge aufzufinden. Beide ſind Kinder des Luxus und der überfeinerten Menſchengattung: Beide ſind da, und deßhalb, wenn die nie verſchwenderiſche Natur konſequent ſein ſoll,

soll, nothwendig. Deßhalb klatschte ich von Herzen mit, sezte mir aber während des Klatschens fest vor, durch so etwas nie Beifall zu verdienen.

„Dies war," fuhr der Chevalier fort, „dies war Beauzee's Karakter. Das Schicksal hatte ihm alles versagt, aber er verlangte nichts vom Schicksal; und während er sich mit dem mäßigen Ertrag seiner litterarischen Arbeiten begnügte, sah er wenigstens, daß seine Freunde seine Gleichgültigkeit gegen sich selbst nicht mit ihm theilen wolten: man bot ihm oft Hülfe an, fast immer wolte er sie nicht. Vergebens strebte man, sein Geheimniß ihm abzudringen und sein Geständniß zu erhalten. Wenn er sich auch zuweilen einen Dienst leisten ließ, lehnte er doch beständig die Bedingung ab. Er wolte die, die er zu seinen Wohlthätern wählte, dadurch ehren, daß er sich durch ihre Wohlthaten geehrt hielt; und durch seine Weise Schuldner zu sein, machte er ihnen den Preis der Großmuth streitig. Seine ganze Freude endlich, sezte er in den Genuß einer ruhigen Selbstzufriedenheit, seinen ganzen Ruhm in die Achtung seiner Freunde, und so sahe man ihn zu allen Zeiten, ruhig, mitten unter dem Getümmel, das er floh, allein, in der Welt, die er liebte, seine Ideen ausschnellen, seine

Wünsche

Wünsche einziehen, in sich selbst sein Glück suchen, und immerfort sein Schicksal mit seinem Willen einträchtig paaren. (Tel fut le caractère de M. Beauzée. La fortune lui avoit tout refusé: mais il ne lui demanda rien; et pendant qu'il se contentoit du modique fruit de ses travaux litteraires, il vit au moins, que ses amis ne partageoient point pour lui sa résignation. Beaucoup de secours lui furent offerts; presque tous ont été refusés. En vain essayoit-on d'exiger son secret, pour obtenir son aveu. S'il accepta quelque fois le service, il refusa toujours la condition. Il voulut honorer ceux, qu'il avoit choisis pour ses bienfaiteurs, en s'honorant de leurs bienfaits; et dans sa manière de leur devoir, il leur disputa le prix de la générosité. Du reste, plaçant tous ses plaisirs dans la satisfaction intérieure, et sa gloire dans l'estime de ses amis, on l'a, dans tous les temps, vu tranquille au milieu du tumulte qu'il fuyoit isolé au milieu du monde qu'il aimoit, étendre ses idées, borner ses voeux, trouver le bonheur en lui-même, & joindre à chaque instant son consentement à sa destinée.)

Ich gesteh' Ihnen, lieber R**), daß ich nicht das Herz hätte, so etwas, wenn ich es auch könte, vor einem deutschen Publikum, das so gemischt

mischt wäre, wie jenes, zu sagen und lauten Beifall, der begriffen und verstanden zu sein voraussezt, dafür zu hoffen. Indessen Boufflers erhielt ihn hier so reichlich und laut, wie er es verdiente, und ich klatschte abermals mit, und es galt wiederum nicht sowol seiner Kunst, als der leichten Fassungsgabe, oder, warum soll ich hehl halten, was es eigentlich ist: dem hohen Grade der Kultur unter den Parisern.

Ich weis wohl, Lieber, daß Sie mir diesen psychologisch-kritischen Brief verzeihen werden, da sein Inhalt mit meinem Hauptplane, den französischen Menschen von allen Seiten zu sehn und anschaulich zu machen, so innig zusammenhängt. Damit er aber nicht zu lang werde, schließe ich ihn hier, um für noch einen ähnlichen Ihrer Geduld versichert zu bleiben.

II.

Paris den 29. Aug. 1789.

Der Chevalier fuhr fort, noch einige Blumen seiner Art auf das Grab des verstorbenen Akademikers zu streuen, und die lezten waren immer die schönsten, bis er endlich die Zuhörer auf ein ganzes Blumenbeet führte, so schön und blendend, daß man zweifelhaft blieb, ob sie aus der Hand eines Kunstgärtners oder der Natur hervorgegangen wären. Ich lege Ihnen diese Stelle

bei,

bei, und Sie werden kaum entscheiden können, ob darin die Kunst Genie ist, oder ob das Genie einmal die gefälligen Formen der Kunst angenommen habe.

Von dem Felde der Sprachkunde kam er durch einen feinen Uebergang auf die Numismatik und von dieser mit folgendem Gemählde auf die Geschichtsforschung und den Anacharsis:

„Wenn es darauf ankäme," sagte er, „dem Menschen zu zeigen, wie schwach sein Arm gegen den Arm der Zeit ist, dürfte er nur in die Gegenden hinüber blicken, die sonst frei waren, jezt von einem Sklaven in einem Despoten beherscht werden: in das Vaterland der Künste, wo Schilf und Schaum den Marmor decken, der vormals aus den Händen des Leucippus und Phidias belebt hervorging! O, wo sind sie hin, diese Bäche und Springbrunnen, deren Namen jezt noch dem Ohre so sanft klingen, als das Wispern ihrer Silberwellen, da sie noch unter Blumen und buntem Gebüsche sich hinstahlen? Jezt hemmen ihren Lauf unförmige Massen eingestürzter Gewölbe, zertrümmerter Kuppeln, aufgerissener Grundsteine, Kapitäler und Zocklen, bunt untermengt mit Urnen, Altären und verstümmelten Rümpfen und Gliedern der Götter. Und wer solt' es glauben? Der Ilissus, Cephisus und Peneus und soviel andre Flüsse, führen jezt, dem Auge sich traurig verbergend, gif-

tigen

tigen Schlamm durch die attiſchen Thäler, durch Tempe. Jene lachenden Fluren, jene reichen Saaten, jenes vom Himmel begünſtigte Land, wo die Kunſt kaum Plaz für ihre ewig neuen Schöpfungen fand, o, ſchon lange fehlt ihnen der belebende Athem, der über ihnen wehete, und ſie ſind wie Körper ohne Seele, die allmählig ihre kenbar machenden Züge und Formen verlieren. Griechenland bezeugt am wenigſten, was Griechenland ſonſt war. Der Wanderer, den verwegene Neugier weit von ſeinem Vaterlande zu dieſen öden Geſtaden führt, findet ſelbſt die Natur dort nicht mehr, und als Lohn für Beſchwerlichkeit und Gefahr bringt er nichts zurück, als die fruchtbare Wahrheit: Freiheit iſt das Leben der Völker und Länder, Deſpotismus ihr Tod.“ (S'il s'agiſſoit de prouver à l'homme, combien ſa main eſt foible contre la main du Temps, il ſuffiroit de promener ſes regards ſur chacune de ces contrées autrefois libres, où maintenant un Eſclave règne en Deſpote; ſur cette patrie des Arts, où l'algue & la mouſſe couvrent aujourd'hui les marbres qui jadis avoient reçu la vie des mains de Leucippe & de Phidias. Que ſont devenus ces ruiſſeaux & ces fontaines, dont les noms ſont encore auſſi doux à l'oreille que les murmures de leurs flots argentés, quand ils couloient entre les arbuſtes & les fleurs? Mainte-

tenant leur cours eſt arrêté par d'informes amas de voûtes écroulées, de dômes abattus, de fondemens arrachés, de ſocles & de chapiteaux roulés pêle-mêle, avec les urnes, les trépiés, les autels, & les membres mutilés des Dieux. Et qui le croiroit? L'Hiſſus, le Céphiſe, le Pénée, & tant d'autres fleuves, inutilement cherchés, ne promènent plus qu'un limon inſect dans les vallons de l'Attique & de Tempé. Ces riantes prairies, ces campagnes fertiles, cette terre favoriſée du Ciel, où les Arts trouvoient à peine de la place pour leurs chef-d'oeuvres toujours renaiſſans, depuis long-temps privées de l'ame qui reſpiroit en elles, reſſemblent au cadavre, qui, après avoir perdu la vie, perd ſucceſſivement juſqu'aux traits & aux formes qui l'avoient autrefois diſtingué. La Grèce eſt le pays, qui atteſte le moins ce que fut autrefois la Grèce; le Voyageur, qu'une curioſité audacieuſe a conduit loin de ſa patrie vers ces rivages déſolés, n'y retrouve pas même la Nature; & pour unique fruit de tant de fatigues & de dangers, il ne remporte qu'une grande leçon, c'eſt que, pour les pays comme pour les Peuples, la liberté eſt un principe de vie, & le deſpotiſme un principe de mort.)

Ich

Ich darf Ihnen wohl nicht erst sagen, lieber R**, daß diese Stelle mit Freudenthränen beklatscht worden ist. Die Franzosen sind die einzige Nazion in der Welt, die mit nassen Augen lachen, und mit lachendem Munde weinen kan. Der Schlußfall der Stelle verwandelte die allgemeine Rührung in eine Art von Freudengeschrei, weil er so treffend und schnell auf das gegenwärtige allgemeine Gefühl der wiederkehrenden Freiheit anschlug. Der Redner ward stürmisch dadurch unterbrochen, und es dauerte mehrere Minuten, eh' er fortfahren konte.

Eine Bemerkung muß ich über einen Zug in dieser Stelle machen, die Ihnen vielleicht überfein scheinen wird, die ich aber nicht unterdrücken kan, vielleicht weil sie wahr ist, vielleicht weil ich mich nur zu tief hineingedacht habe, um sie falsch zu finden. Der Chevalier sagt im Original von Dreifüßen, die mit Urnen, Altären u. s. w. bunt untermengt wären. Diese Dreifüße verrathen die Fantasie des witzigen Kopfes, der kalt alles herzuführt, was er sich, da Griechenland noch blühete, aufrecht gesehen zu haben erinnerte, und der es, um ein Gemählde der Unordnung daraus zu machen, gleichsam in Ordnung hinstellt. Bemerken Sie wohl die überlegte Stufenfolge in seinen Ruinen? Er steigt vom Größten zum Kleinsten herab; erst Wölbungen, dann Kuppeln, dann aufgerissene Grundsteine, als die äus-

sern

sern Erfordernisse eines prächtigen Tempels, dann Kapitäler und Zotten, die dem Aeussern und Innern gemein sind, dann Urnen, Dreifüße, Altäre, Götterbilder. Bemerken Sie auch an dieser Ordnung, daß bloß Kunst hier spricht? das Genie sieht alles, die Kunst denkt sich alles; das Genie ist wild und mannigfaltig wie die Natur, die Kunst einförmig und überlegt und thut keinen Schritt ohne das Gedächtniß; das Genie sieht zertrümmerte Städte, die Kunst einen verfallenen Tempel; das Genie fühlt, daß keine Dreifüße dort mehr vorhanden sein können, die Kunst spielt mit kleinen Möbeln und braucht zur Vollendung ihres niedlichen Hausraths einen Dreifuß; sie führt alles zusammen, weil sie bei ihrem Flitterstaat alles brauchen und verarbeiten kan; das Genie verschmäht alles, was es nicht in seinem Wege sieht, und nimt nichts auf, was nicht schon zu seinem Behufe fertig ist. Die Kunst drechselt Kalambours, und ihre Wirkungen zeigen sich lächelnd oder weinerlich, das Genie spricht mit ungezwungener Kehle und bewirkt schallendes Lachen oder Thränengüsse; die Kunst ist eine zarte und furchtsame Marquise, und das Genie stiehlt Pferde unter den schwankenden Leichnamen gehenkter Diebe. Oßian und Shakespeare sind Genieen für rohe, Wieland und Göthe für ausgebildete, Corneille und Racine für

ver-

verfeinerte, Doret und Boufflers für verzärtelte Nazionen.

„Aber welcher zweite Orpheus,“ fuhr der Chevalier fort, und machen Sie sich immer auf eine überraschende Wendung gefaßt, „welche süsse Stimme hat auf jene kahlen Hügel die stolzen Baumgruppen, die sie vormals krönten, zurück gerufen, und den verwilderten Fluren ihr kühlendes Buschwerk, den Auen ihr Grün, den Feldern ihre wogenden Saaten in ihrem vorigen Schmucke zurück gegeben? Welche mächtigen Akkorde haben die zerstreueten Steine von Mauern, die Götter erbaueten, von neuem zusammengefügt? Gebäude stehen wieder auf ihren Grundfesten, Säulen auf ihren Unterlagen, Statuen auf ihren Fußgestellen; jedes Ding hat seine Gestalt, seinen Glanz, seine Stelle wieder; und in dieser zweiten Schöpfung erkennt das liebenswürdigste aller Völker seine Städte, seine Wohnungen, seine Gesetze, Gebräuche, seine Genüsse, Arbeiten, Beschäftigungen und Feste. Sie, Sie haben diese Wunder gewirkt! Sie reden, und im Nu weicht zweitausendjährige Nacht dem hereinbrechenden Lichte, und läßt Griechenland im höchsten Schimmer seiner alten Pracht zum blendendsten Schauspiel aufstrahlen. Argos, Korinth, Sparta, Athen und tausend andre verschwundene Städte sind von neuem bevölkert. Sie zeigen, Sie öfnen uns die Tempel, die Theater, die Schulen,

len, die Akademien, die öffentlichen Gebäude, die Wohnungen der Bürger, die innersten Gemächer. Unter Ihren Augen sind wir bei ihren Versammlungen, in ihren Lägern, in ihren Schulen, in ihren Gesellschaften, bei ihren Gastmählern, mischen wir uns unter ihre Spiele, sind wir Zuschauer bei ihren gottesdienstlichen Handlungen, Zeugen bei ihren Berathschlagungen, Theilnehmer ihrer Genüsse, eingeweiht in ihre Mysterien, vertraut mit ihren innersten Gedanken: und nie haben die Griechen Griechenland und die Griechen so gekant, als sie Ihr Anacharsis Sie kennen gelehrt hat." (Mais quel autre Orphée, quelle voix harmonieuse a rappellé sur ces côteaux depouillés les arbres majestueux, qui les couronnoient, & rendu à ces lieux incultes, l'ornement de leurs bocages frais, de leurs vertes prairies, & de leurs ondoyantes moissons? Quels puissans accords ont de nouveau rassemblé les pierres éparses de ces murs autrefois bâtis par les Dieux? Tous les edifices sont relevés sur leurs fondemens, toutes les colonnes sur leurs bases, toutes les statues sur leurs piédestaux; chaque chose a repris sa forme, son lustre, & sa place; &, dans cette création récente, le plus aimable des Peuples a retrouvé ses cités, ses demeures, ses lois, ses usages, ses interêts, ses travaux, ses occupa-

pations, & ses fêtes. C'est vous, Monsieur, qui opérez tous ces prodiges: vous parlez, aussi-tot la nuit di vingt siecles fait place à une lumiere soudaine, & loisse éclore à nos yeux le magnifique spectacle de la Grèce entière au plus haut degré de son antique splendeur. Argos, Corinthe, Sparte, Athènes, & mille autres villes disparues sont repeuplées. Vous nous montrez, vous nous ouvrez les Temples, les Théâtres, les Gymnases, les Académies, les édifices publics, les maisons particulières, les réduits les plus intérieurs. Admis, sous vos auspices, dans leurs assemblées, dans leurs camps, à leurs écoles, à leurs cercles, à leurs repas, nous voilà mêlés dans tous les jeux, spectateurs de toutes les cérémonies, témoins de toutes les délibérations, associés á tous les intérêts, initiés à tous les mystères, confidens de toutes les pensées; & jamais les Grecs n'ont aussi bien connu la Grèce, jamais ils ne se sont aussi bien connus entre eux, que votre Anacharsis vous les a fait connoitre.)

Nur noch Eine Stelle, lieber R**, die lezte in der Rede und die Krone derselben. Ich kenne kein Werk der Kunst von dieser Art, worin der Verf. so haushälterisch und doch so reich seine Zuhörer oder Leser zu der Höhe hinaufführt, wo sie in dem allerhöchsten Genusse zugleich das Ende des

desselben finden werden, und wo sich ihr Interesse in Dank verwandelt, belohnt und belohnend, auf den Urheber ihrer angenehmen Gefühle stürmisch ergießen soll.

„Und endlich," fuhr er fort, „die ungekünstelte Schilderei der Griechen ist nicht das einzige Verdienst Ihres Werks: die Seele des Schriftstellers, die sich immer verbirgt und immer verräth, giebt demselben ein noch anziehenderes Interesse. Immer fühlt man sich versucht, Ihren Namen jenen liebenswürdigen Weisen unterzulegen, die Sie, ohne es zu wissen, mit Ihren Zügen malten. Man fühlt, wenn man Sie liest, daß ihre Maximen, Ihre Grundsäze, ihre Aufklärung in Ihrem Verstande, ihre Tugenden in Ihrem Herzen sind, daß Sie gleichsam mit Ihnen in der Gemeinschaft der Güter leben, gleich reich durch das, was sie von ihnen borgen, und durch das, was Sie ihnen leihen. Mehr Sie, als die Griechen, findet man in den Huldigungen wieder, die Sie immerfort der Freundschaft mit Wohlgefallen darbringen. Nirgend erkennt man ihre göttliche Abkunft, ihre süße Stimme, ihren siegenden Einfluß so herlich! Freundschaft war es, die mit treuer Hand Phedims Bildniß mit der Zartheit und Reinigkeit seiner eigenen Seele malte! Sie rief noch einmal auf einige Augenblicke den Arsam, den allgemein beweinten, so mit Recht beweinten Mann hervor! Mit Rührung

sieht

ſieht man, wie der große Mann, der dahin iſt, am Buſen der Freundſchaft gewiſſer, als an dem Felſen des Nachruhms ſich überlebt, und in dem Herzen eines tugendhaften Freundes, nicht ein Grabmaal, ſondern einen Tempel findet.“ (Au reſte, Monſieur, la peinture naïve des Grecs ne fait point tout la mérite de votre Ouvrage, & celle de l'Auteur qui ſe voile & ſe trahit ſans ceſſe, y répand un intérêt encore plus attachant. On eſt toujours tenté de ſubſtituer votre nom à celui de ces Sages ſi aimables auxquels vous donnez vos traits ſans vous en aperçevoir. On ſent, en vous liſant, que leurs maximes ſont vos principes, que leurs lumières ſont dans votre eſprit, que leurs vertus ſont dans votre coeur, & que vous vivez avec eux, pour ainſi dire, en commun nauté de biens, également riche de ce que vous leur empruntez, & de ce que vous leur prêtez. C'eſt vous que l'on retrouve encore mieux que les Grecs dans cet hommage pur, qu'à chaque inſtant vous vous plaiſez à rendre à l'amitié. Nulle part on ne reconnoît mieux ſa divine inſpiration, ſes doux accens, ſon influence pénétrante; c'eſt l'amitié qui, de ſa main fidéle, traça l'image de Phédime avec la délicateſſe, avec la pureté de l'ame de Phédime elle même; c'eſt elle qui fait reparoître un

instant cet Arsame, si justement, si généralement pleuré! On voit avec attendrissement le grand Homme, qui n'est plus, survivre encore mieux à lui-même par le cœur d'un ami vertueux, non un mausolée, mais un temple.)

Es war ein Wunder, daß der Redner nicht durch den ungeduldigen Beifall, der bei jeder Periode aus allen Augen blizte und sich in jeder Muskel zeigte, früher unterbrochen wurde. Aber er siegte über die allgemeine Bewegung, ihm zu danken, durch immer neue Nahrung für lebhaftern Dank, so lange, bis er Athem zu schöpfen gezwungen war: und nun hallte das Zimmer gewaltiger, als je vorher. Aber seine Rede war noch nicht zu Ende.

„So," fuhr er fort, „so finden Sie in Ihrer Tugend, den Lohn der Tugend, und verschönern damit ein nüzliches Leben, das in dem Umgange mit den edelsten und besten Menschen des Alterthums und Ihres Zeitalters sanft dahin fließt. Aber Sie hätten auch, genügsam in dies wünschenswerthe Loos gehüllt, vergebens gestrebt, sich den Blicken der Welt ganz zu entziehen: die Gesellschaft hatte auch ihre Rechte auf Sie, und der unbemerkte Weg, auf dem Sie sich gern ihrer Ehrfurcht entwunden hätten, würde ihr zu großen Genuß entführt haben, und sie würde dann den Karakter, der mit der Einfalt der Kind-

heit

heit die Weisheit des Alterthums verbindet, dieſe köſtliche und göttliche Kunſt, Wahrheit mit angenehmen Genuß, Wohlwollen mit gutem Rath, und Lehre mit Unterhaltung zu paaren, ſeinen Geiſt zu verleihen, ſtatt zu zeigen, ſeinen Verſtand zu nuzen, und den Verſtand anderer zu befruchten, die Gelehrteſten zu belehren, und ſich ſelbſt mit den Ungelehrteſten zu unterrichten, Allen zu gefallen und ſich unter Allen zu gefallen — dieſen edlen und nüzlichen Mann würde ſie minder kennen gelernt, und nicht erfahren haben, daß Plato, Ariſtoteles, und Sokrates beſonders, noch lebten, und daß jezt die franzöſiſche Akademie die Akademie von Athen nicht beneiden darf.“ (C'eſt ainſi, Monſieur, qu'en réuniſſant l'exercice & la récompenſe de vos vertus, vous avez paſſé pendant long-temps & vous paſſez encore la vie la plus douce & la plus utile, entre la noble élite des premiers perſonnages des anciens temps, & de ceux de votre ſiécle. En vain cependant, content d'un ſort auſſi déſirable, auriez vous tenté de vous dérober entièrement aux regards du Public: la Société avoit auſſi ſes droits à réclamer, & l'obſcurité à laquelle on vous a vu toujours inutilement aſpirer, auroit fait trop de tort a vos Contemporains; ils connoîtroient moins ce caracteré ſimple comme l'enfance, ſage comme l'anti-

quité; cet art précieux & sublime de mêler toujours la grace à la verité, l'indulgence à la censure, la bienveillance au conseil, & l'amusement à la leçon; de prêter son esprit au lieu de le montrer; de se servir de sa raison pour féconder celle des autres; d'instruire les plus ignorans; de plaire à tous, & de se plaire avec tous. Enfin nous ne saurions pas que Platon, Aristote, & sur-tout Socrate, vivent encore, & qu'en ce moment l'Académie Françoise ne peut porter aucune envie à celle d'Athènes.)

Ich darf Ihnen wohl nicht erst sagen, daß der Beifall, der jezt laut wurde, mehr als stürmisch war. Mit einer Art von Trunkenheit, die man in den französischen Parterren aller Art findet, hefteten sich alle Blicke bald auf den Lobredner, bald auf den Gelobten, und beide genossen des Triumphes, die Anbetung ihrer Mitbürger auf eine Weile gefesselt zu haben.

Nun stand der Sekretair, der Herr von Marmontel auf, und gab Nachricht von den Preisen, welche die Akademie für das vergangene Jahr ausgesezt, und von den Wettschriften, die sie gewonnen oder nicht gewonnen hatten. Den Preis der Poesie hatte ein Gedicht des Herrn von Fontanes, Mitglied der Akademie, erhalten, und er hatte um Erlaubniß gebeten, es selbst vorlesen zu dürfen. Dies geschah auch. Es war

ein

ein Poëme ſur l'Edit en faveur des non-Catholiques und viele Stellen darin wurden lebhaft beklaſcht, beſonders die beiden Verſe, wo er auf Necker kam.

Que les complots des cours ont trois fois exilé,
Et que le voeu public a trois fois rappellé —

und alle übrigen, die auf die jezige Lage und Stimmung der Nazion auf Freiheit und Toleranz Bezug hatten. Der Verfaſſer las ſehr pathetiſch vor, aber es war unmöglich, den franzöſiſchen Verſen die Einförmigkeit zu nehmen, die ſie vor deutſche Ohren nie verbergen können.

Darauf fuhr der Sekretair in der Geſchichte der Preisaufgaben fort. Der Preis der Beredſamkeit war auf eine Lobſchrift auf Vauban geſezt, aber nicht errungen worden. Ein anderer Preis, von dem Abbee Raynal niedergelegt, der auf eine Abhandlung über den Karakter und die Politik Ludwigs des Neunten hätte fallen ſollen, mußte ebenfalls für das folgende Jahr zurück behalten werden. Den Preis der Nuzbarkeit (d'Utilité) bekam Herr Güdin, Verf. des Buchs: Sur les comices de Rome, les Etats-Generaux de la France & le Parlament d'Angleterre; den Preis der Aufmunterung (d'Encouragement) ein Abbé Nöel, und den Preis der Tugend (de Vertu) eine Magd

des

des Papiefabrikanten Reveillon, dessen Name durch den Aufruhr, den die wackern Leute aus der Vorstadt St. Antoine wider ihn zu erregen erkauft wurden, berühmt geworden ist. Diese Magd hatte, mitten in der Verheerung, die der Pöbel machte, das eingerissene, verbrante, geplünderte Haus ihres Herrn nicht verlassen, und zwei Tage in den Trümmern desselben mit Zusammensuchung dessen zugebracht, was noch nicht zu Grunde gerichtet worden war. Eine Streu war die Zeit über ihr Lager, trocknes Brod ihre Kost gewesen, und als ihr Herr nach wieder hergestellter Ruhe ihr ein Geschenk machen und ihr Jahrlohn erhöhen wolte, nahm sie ersteres nur mit Mühe und leztres gar nicht an.

Die Spezies fakti der Tugend, ward in einem schleppenden Tone vorgetragen, den der pedantische Anstand, der langsame Vortrag und die unangenehme Stimme des Sekretairs (denn in der That der Verfasser der moralischen Erzählungen hat nichts von der Feinheit und Niedlichkeit derselben in seinem Aeussern) noch einmal so schleppend gemacht haben würde, wenn man auch nicht durch die Eleganz, Kürze und Nettigkeit der beiden vorhergehenden Reden verwöhnt gewesen wäre. Cette vertu la est bien ennuyante, partons, mon ami! sagte ein junger Franzoß zu mir, mit dem ich in die Sizung gekommen war? Vor der Thür erklärte er, die

Tugend

Tugend hätte ihm keine Langeweile gemacht, aber die Beschreibung derselben, indessen in der Akademie selbst, hatte er sich lieber über die Tugend als über ihren Sekretair aufhalten wollen. Ich ließ mir merken: daß der Herr von Marmontel vom Laster weit unterhaltender spräche. Oh, sagte mein witziger Begleiter: là, il à été sur ses terres!

Ich erlaube mir noch ein paar Bemerkungen über den Einfluß, den die neuerliche Revolution auch auf die Nationalakademie gehabt hat:

Bis jezt war sie, von einem despotischen Minister gestiftet, und von dem jedesmaligen Könige protegirt, beständig auf Seiten des Hofes und des Ministeriums. Kein Schriftsteller, und wäre er das glänzendste Genie gewesen, konte auf einen Lehnsessel rechnen, sobald er irgend etwas geschrieben oder gesagt hatte, was diese beiden Mächte, wovon die leztre ewig durch eine fein schaugetragene Sklaverei der ersten den Scepter stahl, hätte beleidigen können. Die Priesterschaft schloß sich an diese beide Mächte, ihrer gleich bedürftig und beiden gleich nöthig, und sie ward die dritte Macht, die man fein umgehen oder der man ins Gesicht schmeicheln mußte, wenn man Akademiker werden wolte. Wer also über die Würde des Königs und seiner Minister sprach, mußte eben so vorsichtig sein, als wer über die

Kirche

Kirche sprach. Die Minister schoben den König, und die Priester Gott unter, wenn sie beleidigt waren, und beide hingen ihnen so genau zusammen, daß, wenn z. B. Voltaire von Despoten, und Rousseau von natürlicher Religion sprach, beide zugleich Gott, den König, die Religion, dem Staat, die guten Sitten und die Vernunft beleidigt haben mußten. Sie wissen, was es Volkairen für Mühe gekostet hat, in die Akademie aufgenommen zu werden, und daß Rousseau nie darin aufgenommen worden ist. Harmlose Poeten, die bloß „les ris“ und „les amours“ besangen, witzige Weltleute, die angenehme kleine Werke geschrieben hatten, ohne sich auf jene kritischen Gegenstände einzulassen, Historiker, Theaterdichter und alle die Gelehrte, die bloß Gedächtnißstudien trieben, konten darauf rechnen, bei guter Fürsprache, an der Spize des glänzendsten litterarischen Kopfs in Frankreich zu funkeln; aber die sogenanten Philosophen, selbst Diderot und seines gleichen, konten nie den Zutritt bekommen. Doch ist es ungerecht, dies der Akademie zur Last legen zu wollen, in deren Grundverfassung es lag, dem Hofe, dem Ministerium und der Priesterschaft in die Hand zu arbeiten, und durch Versagung ihrer glänzenden Stellen das unter den Schriftstellern auszurichten, was Bastille, Verbannung und Bann nicht über sie vermochten. Die Akademie wird ewig

die

die Wetterfahne bleiben, woran man erkennen kann, was der Nazion zu sagen, zu schreiben, zu dichten, zu glauben und zu thun erlaubt sei. Sie versagte z. B. noch vor wenig Jahren, dem unpolitischen Rousseau einen Lehnstuhl, und hatte ihre gültigen Gründe dazu, und sie sezt dies Jahr den Preis von einer goldnen Medaille auf eine Lobrede auf eben diesen Schriftsteller, und hat wiederum eben so gültige Gründe dazu. Wenn Mercier diesmal noch nicht aufgenommen ist, so kan er bei einer künftigen leeren Stelle darauf rechnen, denn das, was er gegen die Akademie vor einigen Jahren schrieb, paßt nicht mehr auf sie, ist ihm also vergeben, und was er damals sagte, um den Despotismus zu unterdrücken, ist jezt aus Schmähung Wahrheit, in Handlung gesezte Wahrheit geworden. Die Academie Françoise war also nicht die Akademie der französischen Nazion wie sie ist, sondern wie sie der König oder Prinzipalminister gerade gern haben wolte, und troz den Schritten, die sie jezt thut, um die errungene Freiheit gut zu heißen, wird sie doch ihrer Natur nach das allerlezte Korps im Lande sein, das dieselbe auf ihre Verfassung fruchtbar und furchtlos wird anwenden können.

---

4. Ueber

4.

Ueber den Werth der Grafschaft Schaumburg, Lippischen Antheils.

Die Grafschaft Schaumburg ist, durch ihre Bevölkerung ihren Ertrag und Wohlstand, in Verhältniß ihrer Größe eines der wichtigsten Länder in Deutschland, und für den Statistiker ein Problem, wie ein Land ohne Fabriken, ohne großen Handel, so hohe Abgaben ertragen, und doch dabei in solchem Wohlstand bleiben kan. Sie ist bekantlich getheilt; Hessen-Cassel hat den größern und Schaumburg Lippe den kleinern Theil. Dieser leztere erhielt durch bekante Vorfälle eine große Celebrität, und hat die Ehre, zwar nicht in Friedensschlüssen zu schimmern, aber in der Geschichte und dem Staatsrecht Deutschlands unvergeßlich zu seyn. Dieses kleine Land wurde der Gegenstand eines Streits, der Europa aufmerksam machte; sein Name war auf allen Zungen. Und was war er werth, der Gegenstand dieses Streits? verdiente er die Unkosten? war er wichtig in den Augen der Politik? gab er seinem Besizer einen ansehnlichen Zuwachs an Macht? Diese Fragen sind noch nicht beantwortet worden, und unsere besten Geographien geben keine statistisch genaue

Ueber-

Uebersicht von diesem Lande. Meine Lage hat mich in den Stand gesezet, die Verfassung und den Werth dieses kleinen Staates genau zu kennen, und ich glaube dem deutschen Publikum einen Dienst zu leisten, wenn ich ihm ein Land näher bekant mache, das jezo so berühmt ist, und von dem man doch noch so wenig weis.

Die Größe des Lippischen Antheils der Grafschaft Schaumburg nach geographischen Quadratmeilen zu bestimmen, ist nicht möglich. Keine gute Charte ist vorhanden, und noch sind die Messungen nicht vollendet. Der ganze Antheil dieses Hauses besteht aus zwei Städten, zwei Flecken, 78 Dörfern, 10 Vorwerken und Meiereien, die in vier Aemter getheilt sind. Das Amt Bückeburg, das beträchtlichste der Grafschaft, hat größtentheils einen sehr fruchtbaren Boden, der den Fleiß des Landmannes reichlich belohnt, schöne Weiden, die eine beträchtliche Viehzucht unterhalten, und die Nachbarschaft der Städte Minden und Rinteln giebt dem Landmann Gelegenheit zu einem vortheilhaften Absaz seiner Produkte, der ihn im guten Wohlstande erhält. Die Stadt Bückeburg, der Siz der Landesherrschaft und der Kollegien, zeichnet sich durch ihre regelmäßige Anlage und schönen Gebäude sehr vortheilhaft in Westphalen aus, wo schöne Architektur noch nicht den Grad von Vollkommenheit scheint erreicht zu haben, auf dem sie jezo in Sachsen, Brandenburg

und

und Hessen stehet. Sie ist nicht groß, hat 268 Häuser und 2063 Einwohner, ist aber ein angenehmer Ort, wo viel gesellschaftliche Frölichkeit herscht, und der auch, weil er einst Abbten und Herdern besaß, in der litterarischen Welt bekant ist. Das Amt enthält 38 Dörfer, die in die Ober- Nieder- und Hockersauer Börde getheilt sind, zusammen 911 Häuser haben, und von 6719 Menschen bewohnt werden. Die Abgaben der Unterthanen sind zahlreich und mannichfaltig, erfordern viel Weitläufigkeit in der Erhebung und Berechnung, und sind noch nicht auf die glückliche Simplizität zurück gebracht, die der Kasse des Regenten so vortheilhaft ist und den Wohlstand und das Aufkommen der Unterthanen so sehr erleichtert. Der Unterthan bezahlt Kontribution zur Unterhaltung des Militärstandes; er erlegt Accise für den Kaffee, Zucker, dessen Verbrauch hier sehr ausgebreitet ist; die Vorwerke und Meiereien muß er durch seine Dienste in der Pacht erhöhen; viele Dienste muß er mit Gelde bezahlen, die Forstbrüche und Wäldfrevel machen ihm viel Kosten, so daß der Unterthan im Ganzen sehr schwer belastet ist. Diese verschiedenen Arten von Auflagen betrugen im Amte Bückeburg jährlich 25,503 Rthlr. wovon die Ausgabe nur 2046 Rthlr. war, so daß ein Ueberschuß von 23,457 Rthlr. blieb. Diese Summe entstand aus folgenden Auflagen: die Amts- und Forstbrüche Zinshühner und andere

unstän-

unständige Einnahmen ertrugen 6870 Rthlr.; die verpachteten Meiereien 9435 Rthlr., die Accise von Kaffee und andern Consumptibilien 3096 Rthlr., Die Forst- und Jagdeinkünfte 5165 Rthlr., und die Burgvesten und andere reservirte Dienste 937 Rthlr.

Das Amt Arensburg ist klein, die Gegend bergig und waldig; der Landmann ist seines Auskommens nicht so sicher; die Bearbeitung seines Bodens erfordert größere Mühe, und die vielen Waldungen seiner Gegend sezen ihn alle dem Ungemach aus, das ein kälteres Clima, ungewisse Witterung und ein stärker Wildstand dem Flor des Landbaues in den Weg legen. Der Handel mit Holz und andere erlaubte und unerlaubte Benuzung der Waldungen sind die Quellen seiner Nahrung. Er bauet vielen Flachs, und webt in seinen Nebenstunden eine grobe Leinwand; dieser Zweig der Industrie nimt sehr zu, da sich in der benachbarten Stadt Rinteln verschiedene große Linnenhändler niedergelassen haben, die durch einen ausgebreiteten Handel nach Bremen und Holland die Produktion dieser nüzlichen Waare in der ganzen Grafschaft ermuntern. Sechs Dörfer gehören zu diesem Amte, die 141 Häuser enthalten, und von 881 Menschen bewohnt werden. Ein Beweis des geringern Wohlstands der Unterthanen ist der Ertrag des Amtes, der nur 2906 Rthlr. beträgt; die Ausgabe war 198 Rthlr., also Ueberschuß 2708

Rthlr.

Rthlr. Zu dieser kleinen Summe trug das Vorwerk Arensberg, durch seine hohe Pacht, 1600 Rthlr. bei, so daß die Unterthanen an ständigen und unständigen Abgaben Amts- und Forstbrüchen nur 643 Rthlr. und an Forst- und Jagdrevenüen 663 Rthlr. zu steuern hatten. Das Amt Stadthagen ist nach dem Amt Bückeburg das größte und durch seinen Ertrag das wichtigste der Grafschaft. Die Stadt ist größer als Bückeburg, und hat 317 Häuser, ist aber nicht so regelmäßig und schön gebauet, sondern ihre Häuser sind völlig in dem Geschmack der gewöhnlichen Westphälischen Städte. Sie ist ein wenig todt, und ihre Einwohner, deren Anzahl auf 1445 Menschen steigt, nähren sich größtentheils vom Ackerbau und der Viehzucht. Fabriken sind nicht hier, und sie hat bloß die nöthigsten Handwerker, die aber hier, wie in ganz Westphalen, in ihrer Kunst gegen andere deutsche Gegenden noch sehr zurück sind. Das Amt ist groß, hat 30 Dörfer, die 729 Häuser enthalten, und von 5048 Menschen bewohnt werden. Der Boden ist sehr fruchtbar und liefert alle Früchte des Ackerbaues und der Viehzucht im Ueberfluß. Der Wohlstand der Unterthanen ist groß, und man siehet wenige oder keine Bettler. Ackerbau, Viehzucht, besonders schöne Pferdezucht, sind die Quellen seiner Nahrung. Der Flachs, der in diesem Amte gebauet wird, ist von vorzüglicher Güte, und die grobe Leinwand, die der Landmann

dar,

daraus verfertiget und die in großer Menge über Rinteln und Minden nach Bremen gehet, beträgt jährlich eine große Summe, die aber genau anzugeben nicht wohl möglich ist, weil hier, wie in den meisten deutschen Landen, die Zolleinrichtungen noch sehr unvollkommen sind. Die Einkünfte dieses Amtes sind sehr ansehnlich, und betragen jährlich 35,123 Rthlr. Die Ausgaben waren 3640 Rthlr., so, daß ein Ueberschuß von 31,483 Rthlr. blieb. Die verpachteten Meiereien und die Forst- und Jagd-Revenüen trugen hierzu 18,544 und die ständigen und unständigen Abgaben der Unterthanen an Amts- und Forstbrüchen 6579 Rthlr. bei. Die Einkünfte dieses Amtes steigen besonders durch eine Branteweinbrennerei, welche die Landesherschaft zu Lauenhagen angelegt, wodurch die ganze Gegend versehen wird, und die nach einem Durchschnitt von mehreren Jahren 10,000 Rthlr. jährlich einträgt.

Der Boden des Amtes Hagenburg, des vierten der Grafschaft, ist schlecht und gering und bestehet größtentheils aus Waldung, großen Mooren und ungebauten Heiden. Die Lage ist reizend; man siehet entweder düstere melancholische Wälder, in denen das gräfliche Lustschloß zum Baum sehr romantisch liegt, oder die reizenden Gegenden am Steinhuder See, den Wilhelmstein, Rehburg, und andere schöne Orte der Churhannöverschen Lande. Der Flecken Hagenburg

ist

ist wohl gebauet und gut bevölkert, hat 95 Häuser und 704 Menschen, und die große Poststraße, die von Hannover hierdurch nach Holland gehet, giebt den Einwohnern gute Gelegenheit zu vielen Verdienst und häufigen Absaz ihrer Produkte. Der Flecken Steinhude hat eine sehr reizende Lage an den Ufern des Sees, ist wohl gebauet und bevölkert, und bestehet aus 112 Häusern, die von 690 Menschen bewohnt werden. Die Einwohner sind in gutem Wohlstand, der auf Ackerbau, Viehzucht und einer sehr ansehnlichen Linnenfabrik beruht. Das Amt hat 16 Dörfer 395 Häuser und 2485 Menschen; der Ertrag des Amtes ist nach der Größe ansehnlich, und beträgt jährlich 11206 Rthlr., die Ausgaben waren 1964 Rthlr., so daß ein Ueberschuß von 9242 Rthlr. blieb. Diese Einnahme entstand aus den verpachteten Meiereien, den Forst- und Jagd-Revenüen, die jährlich 6695 Rthlr. betragen, und aus der ständigen und unständigen Abgaben, den Amts- und Fürstbrüchen, die jährlich 4511 Rthlr. einträgen.

Es waren also in der Grafschaft 92 Dörfer, 2700 Häuser 18,536 Menschen. Der Cameral-Ertrag war 74,740 Rthl. die Ausgabe 7849 Rthlr. Also Ueberschuß 66,891 Rthlr. Hierzu kommen noch die Einkünfte der Kohlenbergwerke, Lehne- und Abzugsgelder mit 8191 Rthlr. ferner der Kontributionsertrag der Grafschaft mit 8744, der aber kaum zu den Militärausgaben reicht, so daß die ganze Reve-

Revenüe der Grafschaft 91,675 Rthlr. ist. Von dieser Summe mußte bestritten werden:

Wirthums- und Appanage-Gelder 9470 Rthlr.
Besoldung der Dienerschaft 18,301 Rthlr.
Zinsen von schuldigen Kapitalien 19,712 Rthlr.
Agio von Zinsen welche in $\frac{2}{3}$ Stücken zu bezahlen sind 720 Rthlr.
Bau- und Reparationskosten 4300 Rthlr.
Für Schreibmaterialien und sonstige Ausgaben 1043 Rthlr.
Militär-Ausgaben 8744 Rthlr.
Die oben bei den Aemtern schon bemerkte Ausgabe 7849 Rthlr.
So daß also der ganze Ueberschuß bestand in 21,535 Rthlr.

Da also 18,000 Menschen jährlich 90,000 Rthlr. aufbringen, so komt auf den Kopf 5 Rthlr. ein sehr starker Ertrag, wenn man bedenkt, daß dieses Land bloß Produkte liefert, daß ihm außer der Leinwand wenig zur Ausfuhr übrig bleibt, da es größtentheils selbst wieder verzehrt, was es erzeugt, das jährlich noch große Summen für Waaren des Luxus und des Bedürfnisses in das Ausland schickt, und sich doch dabei in solchem Wohlstand erhält, daß, als nach der Hessischen Besitznehmung eine Summe Geldes an die Beamten geschickt wurde, um sie unter die Armen zu vertheilen, die Beamten wieder zurückschrieben, daß sie das Geld nicht zu brauchen wüßten, weil keine Arme da wären.

Und in diesem Wohlstand ist nicht bloß der Lippische Antheil der Grafschaft, sondern selbst in dem Hessen-Kasselischen sind Restanten, oder Unterthanen, die mit den Abgaben zurück bleiben, unerhörte Dinge, da doch dieser weit mehr als der Lippische verliert, und der größte Theil der Abgaben, außer dem was das Militär, die Universität Rinteln und die Kollegia kosten, jährlich nach Kassel gehet. Der Lippische Antheil ist ein Problem für unsere Finanziers, und besonders für die Staaten, die so thätig sind, dem Wohlstand der Unterthanen aufzuhelfen, und wo doch dieser Zweck nicht immer erreicht wird. Hier ist eine Finanzverwaltung, die bloß den gewöhnlichen Gang gehet, der Industrie der Unterthanen keine Hindernisse in den Weg legt, sie aber auch nicht nach Systemen und Spekulationen zwingt, sondern sie größentheils ihrem eigenen Bestreben überläßet. Freilich hat dieses Land den Vortheil gehabt, durch den großen Geist des Grafen Wilhelm I. beherscht zu werden, der die Industrie zu heben suchte, besonders Ackerbau und Viehzucht zu ermuntern sich bestrebte und sein Land in einem Wohlstand hinterließ, der ein neuer Beweis ist, wie sicher der Flor eines Staats ist, der aus diesen Quellen entspringt.

---

5. Ue-

5.

Ueber den litterarischen Karakter Friedrich des Zweiten, und einige seiner Werke.

Fortsezung.

Ueber die historischen Schriften.

Die historischen Werke des Königs können in dreifacher Rücksicht zu einer Menge Bemerkungen Anlaß geben: in Ansehung der darin vorkommenden Thatsachen, in Ansehung des Lichtes, das sie auf den persönlichen Karakter des Königs werfen, und in Ansehung ihrer litterarischen Vollkommenheiten oder Mängel. Ich glaube, daß es niemand bereuen würde, diese Werke in jeder der drei Absichten zu studiren. Er würde dann, wenn er der Welt seine Bemerkungen mittheilen wolte, ein Buch schreiben müssen, das sehr lehrreich und unterhaltend werden könte. Mein Plan ist eingeschränkter, und muß es seyn, da ich für das deutsche Museum schreibe, welches natürlicher Weise keine große, ausführliche Abhandlungen, sondern nur kurze Aufsäze enthalten soll. Ich will also von den drei Arten der Bemerkun-

gen, die ich machen könte, nur einige Proben geben, wobei es nicht nöthig sein wird, obige Ordnung zu befolgen.

Friedrich, als Geschichtschreiber, könte ein vorzügliches Beispiel abgeben, die Lehre von der Glaubwürdigkeit in manchen wichtigen Punkten zu erläutern und genauer zu bestimmen. Friedrich hat die ihm zugekommenen Nachrichten von dem, was an andern Höfen vorging, wenn es auf seine Angelegenheiten keinen Einfluß haben konte, nicht einmal mit mittelmäßiger Sorgfalt geprüft. Der auf dergleichen Vorfälle sich beziehende Theil seiner Schriften enthält zum Erstaunen viel falsches. Man könte daher Gelegenheit nehmen, die Vorzüge der beiden Klassen von Geschichtschreibern, der eigentlichen Zeugen und der Referenten, welche die Zeugen, so zu sagen, abhören, und aus ihren Aussagen eine unparteiische Geschichte zusammensezen, mit einander zu vergleichen. Friedrich erklärt sich ganz für die Zeugen; *) sie allein sind ihm wahre Geschichtschreiber. Er hatte ohne Zweifel keine Veranlassung über die Sache recht nachzudenken. Er würde sich sonst würdigere Begriffe von einem forschgierigen, unverdroßnen, scharfsichtigen, unparteiischen und redlichen Referenten gemacht haben. Gesezt die Marschälle von Traun und Lau-

*) Im Avant-propos zur Histoire de mon temps.

Laudon, gesezt ein Kaunitz, gesezt mehrere von den Feldherren und Staatsmännern, die an den von Friedrich beschriebenen Begebenheiten Theil nehmen, hätten eben so ausführliche Nachrichten, wie Friedrich, hinterlassen, und diese Nachrichten trügen eben so überzeugende Merkmaale der reinsten Wahrheitsliebe ihrer Verfasser an sich, als die Schriften Friedrichs dergleichen Merkmaale an sich tragen: würde nicht ein Mann, der die erforderlichen Talente besäße, aus den verschiedenen Nachrichten so verschiedener Zeugen eine Geschichte zusammen sezen können, durch die der wichtige Zeitpunkt Friedrichs des zweiten ein ganz neues, und manchen wichtigen Punkt noch mehr aufklärendes Licht bekäme?

Vielleicht ließe sich auch durch eine kritische Vergleichung der Nachrichten des Königs mit andern glaubwürdigen Nachrichten erweisen, daß eine beträchtliche Klasse politischer sowol, als kriegerischer Vorfälle von der Beschaffenheit sind, daß sie nie zur völligen Evidenz können gebracht werden, und daß ein großer Theil der historischen Säze, die man gewöhnlich sehr freigebig mit dem Namen historischer Wahrheiten beehrt, kaum des Namens historischer Wahrscheinlichkeiten würdig ist. Es würde sich vielleicht zeigen, daß manche dieser Säze so gar nichts mehr, als den Namen Vermutungen verdienen. In diese Klasse würde am Ende vielleicht alles gehören, was die innern

Be-

Beweggründe der handelnden Personen und die Veranlassungen der so genanten Revoluzionen an den Höfen betrift. Veranlassungen, die oft so geringfügig, so unbedeutend sind, und die gleichwol auf das Schicksal ganzer Nazionen so wichtigen, oft so entscheidenden Einfluß haben.

In diese Klasse glaube ich auch mehrentheils die Ursachen rechnen zu können, warum Schlachten gewonnen oder verloren wurden. Einzelne Ursachen, die mit wirkten zum Sieg oder zur Niederlage, lassen sich ohne Zweifel mit Gewißheit angeben. Aber ich weis nicht, ob es dem Feldherrn selbst und seinen Adjutanten möglich sei, alle Ursachen mit Gewißheit zu bestimmen, und genau und zuverläßig anzugeben, wieviel jede dieser Ursachen und in welchem Zusammenhange sie zum Gewinn oder zum Verlust der Schlacht beitrugen. Ich irre mich vielleicht, aber es scheint mir, daß die Beschreibungen von der Schlacht bei Kuhnersdorf, die der König, die Archenholz, und die der Verfasser der Lebensbeschreibung des General Seidlitz davon gegeben, in einem wichtigen Umstande von einander abgehen. Archenholz *) scheint mir zu sagen, daß Seidlitz von Anfang an mit seiner Reiterei an dem Gefechte Theil nahm; der Lebensbeschrei-

*) S. 131 des historischen Kalenders.

schreibung *) zufolge hielt sich Seidlitz lange ruhig, um Laudon zu beobachten. Beide lassen Laudon den Preußen in die Flanken fallen. Hingegen nach der Beschreibung des Königs **) hatte Laudon eine Batterie, die von den Russen unüberlegterweise verlassen war, und auf die die Preußen losgingen, geschwind besezt, und schlug die Preußen zurück. Er fiel ihnen also nicht in die Flanken.

Meinen Lesern ist vielleicht bekant, daß im Jahr 1762 ein Unterricht des Königs von Preußen an seine Generale gedruckt ist. In der Vorrede wird gesagt, daß eine Abschrift davon unter den Schriften eines gefangenen preußischen Generals gefunden und dem Herausgeber in die Hände gekommen sei. Der Herausgeber, wahrscheinlich ein sächsischer Offizier, hat hin und wieder Anmerkungen beigefügt, worin er einige Behauptungen des Königs, Vorfälle in den ersten beiden schlesischen Kriegen betreffend, mehrentheils zur Rechtfertigung der Sachsen, widerlegen will. Es scheint mir der Mühe werth, diesen Unterricht mit der Histoire de mon temps zusammen zu halten. Die Authentizität jenes Unterrichts wird dadurch bestätigt: die verschiedenen Vorfälle, die der König zur Erlernung seiner Regeln, aus sei-

*) S. 355. daselbst.
**) T. 4. p. 36.

seinen ersten Kriegen anführt, beschreibt und beurtheilt er da eben so, wie in der Histoire de mon temps. Zum Exempel in dem Unterricht von der Kriegskunst sagt er von der Schlacht *) bei Soor: „wir hätten sie nicht gewonnen, wenn uns das Terrain nicht favorisirt hätte;“ und in der Histoire de mon temps **): „Der Gewinn dieser Schlacht muß einzig dem Terrain zugeschrieben werden, das dem Feinde nicht erlaubte, von seiner überlegnen Macht Gebrauch zu machen.“ In beiden Werken ist er ein warmer Lobredner seiner Preußen, und erkennt es mit einer Art von Freude an, daß er hauptsächlich durch ihre Tapferkeit seine Lorbeeren erworben habe. In dem Unterricht sagt er ***): „Mit dergleichen Truppen, wie seine, würde man die ganze Welt bezwingen, wenn die Siege ihnen nicht eben so fatal wären, als ihren Feinden; denn man könte alles mit ihnen unternehmen.“ In der Histoire de mon temps nach der Beschreibung der Schlacht bei Hohenfriedberg bedient er sich des Ausdruckes: „Die Welt ruhet nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen sich auf eine solche Armee verlassen kan.“ †) Noch ein Exempel

*) S. 107.
**) Vol. II. p. 261.
***) S. 6.
†) T. II. p. 215.

pel der Uebereinstimmung in den Gedanken. Im Unterricht fängt der zweite Artikel *) so an: „Ein gewisser großer General sagt, daß, wenn man eine Armee bauen wolte, man von dem Bauche anfangen müßte.“ In der Histoire de mon temps **) komt eben dieser Ausspruch vor: „Man weis, daß um das Gebäude einer Armee aufzuführen, man sich erinnern müsse, daß der Bauch der Grund ist.“

Die genaue Uebereinstimmung dieses Unterrichts und der Histoire de mon temps in Ansehung der Thatsachen sowohl, als der Urtheile, Gedanken und Gesinnungen, überzeugt mich, daß die Histoire ein treuer Abdruck der deutlichen und lebhaften Vorstellungen ist, die von den Begebenheiten der beiden ersten schlesischen Kriege in Friedrichs Seele zurück geblieben, und ihm, so oft er wolte, gegenwärtig waren.

Der König ist also wider seinen Vorsaz, bei allen seinen Vorurtheilen gegen die deutsche Sprache, fast ohne es zu wissen, deutscher Schriftsteller geworden, und kein übler Schriftsteller, einen einzigen Fehler ausgenommen. Er mengt zuviel französische Ausdrücke ein. Dieses abgerechnet, so ist sein Unterricht in der Kriegskunst ein Muster eines deutlichen, fließenden und angenehmen Vortrags. Doch dieses im Vorbeigehn.

Fol-

*) S. 7.
**) T. II. p. 141.

Folgende Züge aus den historischen Werken können neues Licht über den Karakter des Königs verbreiten. Sein Betragen gegen seinen Bruder, den Prinzen von Preußen hat man hart und ungerecht finden wollen. Mich dünkt, soviel erhellt deutlich aus der Erzählung des Königs *) daß der Prinz von Preußen einen großen Fehler beging, Gabel nicht besser zu decken. Darüber kam Daun ihm zuvor, und konte nun dem Könige gleichsam Schach bieten. Man begreift ohne Zweifel, wie empfindlich dieses Friedrichen sein mußte, ihm, der immer Schach geboten, nie bis dahin sich hatte bieten lassen. Wenn die Empfindlichkeit des Königs in dieser Lage vielleicht zu lebhaft war, wer getraut sich zu behaupten, daß Empfindlichkeit bei solchen Umständen, wenn uns durch die Schuld eines andern ein gänzlicher Umschlag unsers Glücks bedroht, Härte des Karakters beweise, gesezt auch, sie wäre etwas anhaltend, diese Empfindlichkeit? gesezt auch, derjenige, gegen den wir sie äußerten, wäre unser Bruder?

Daß der König für oder wider gewisse Personen sehr parteiisch war, davon finden wir in diesen Werken einige überzeugende Spuren. Man sehe, wie strenge er den Grafen von Dohna beurthei-

*) Histoire de la guerre de sept ans. ch. VI. p. 180.

urtheilet, wie gelinde den General Wedel *). Aus der eignen Erzählung des Königs ergiebt sich, daß Wedel auf die Russen losging, ohne die Gegend und Stellung der Russen gehörig zu kennen, welches gewiß ein unverzeihlicher Fehler war. Gleichwol tadelt ihn der König mit keiner Sylbe; sondern entschuldigt Wedels Niederlage damit, daß er nicht genug Kanonen gehabt habe.

Von einem Vorurtheile ließ sich Friedrich bis an sein Ende beherschen, er, der von so vielen sich so früh durch die Stärke seines Verstandes losmachte. Und was noch sonderbarer ist, von dem Ungrunde jenes Vorurtheils hätte ihn die Geschichte und seine eigne Erfahrung überzeugen müssen. Aber er, der sonst immer mit seinen natürlichen Augen so schnell und richtig sah, sah in diesem einem Stücke durch das gefärbte Glas des Wahnes, den er ohne Zweifel noch in den Jahren seiner Kindheit angenommen hatte. Er traute den Adlichen vorzüglichere Eigenschaften zu Kriegsdiensten zu, als den Bürgerlichen **).

Man hat oft behauptet, man hat oft in gedruckten Werken versichert, Friedrich wäre neidisch gewesen. Er hätte ein Vergnügen daran gefunden, jedes Verdienst anderer, die nur einigermaßen mit ihm könten verglichen werden, zu verkleinern.

*) Histoire de la guerre de sept ans. ch. X. p. 27.
**) T. V. p. 167.

kleinern. Man versicherte insbesondre, den Ruhm eines großen Feldherrn hätte er keinem seiner Zeitgenossen gegönnt, selbst seinem Bruder Heinrich nicht, auch einem Herzog Ferdinand von Braunschweig nicht. Eine niedrige Verläumdung kan nicht völliger vernichtet werden, als diese durch die historischen Schriften des Königs vernichtet ist. Das Vergnügen ist sichtbar, womit er jede Gelegenheit ergreift, der Nachwelt verdienstvolle Feldherren seiner Zeit bekant zu machen. Und es sind nicht bloß allgemeine Lobsprüche, die er ihnen giebt, er zeigt, worin ihr Verdienst bestand. Mit welcher Wärme redet er von den Thaten Ferdinands von Braunschweig! Man pflegte vormals zu versichern, der König habe den Sieg bei Freiberg gern dem Glücke, nicht der Anordnung und dem Betragen des Prinzen Heinrichs zuschreiben wollen. Auch diese Beschuldigung wird durch die Beschreibung des Königs von dieser Schlacht völlig widerlegt. Es giebt keinen innigern Beifall, kein wärmeres Lob, als das der König dieses Sieges wegen seinem Bruder ertheilt.

Ein originaler Vorzug dieser Werke ist die trefliche Darstellung der in deutliche Schlüsse entwickelten Gesinnungen eines seinen Gefahren mutig entgegen gehenden Helden. Den Mut, die Entschlossenheit, die Standhaftigkeit eines Helden haben uns bisher bloß Dichter und Redner geschildert;

dert; aber fast nur durch Bilder, höchstens haben sie uns die Wirkungen dieser Tugenden vor Augen gestellt. Aber diese Tugenden, so zu sagen, in ihre Bestandtheile aufzulösen, uns das Innere einer Heldenseele zu enthüllen; uns sehen zu lassen, was eigentlich in ihr vorgeht, wenn der Held seine Tugenden ausübt, dieses findet man in keinem poetischen oder rednerischen Gemälde. Zwar ist dieses auch nicht das Geschäft des Dichters oder Redners; sondern des Geschichtschreibers. Gewöhnlich aber vergessen die Geschichtschreiber, wenn sie einen Helden zeichnen sollen, ihres Amtes, und übernehmen die Stelle der Redner oder Dichter.

Aus den Werken Friedrichs lerne ich, daß der wahre Mut, daß die wahre Standhaftigkeit eines Helden, der diesen Namen in den Augen der Vernunft verdienen soll, keine Wirkungen des bloßen Instinkts, des Temperaments, oder körperlicher Beschaffenheiten, sondern, daß sie die Früchte theils der vollkomnen deutlichen Erkentniß von seiner Lage, seinen Gefahren, seinen Zwecken und seinen Mitteln, theils der richtigen Schlüsse, die auf diese Erkentniß gebaut werden, theils der Sorgfalt, der Entschlossenheit und der Beharlichkeit sind, womit er diesen Schlüssen gemäß handelt. Diese leztern Eigenschaften können ein bloßes Geschenk der Natur sein, sie können aber auch durch anhaltende Uebung erworben werden. Kurz

ohne

ohne deutliche Erkentniß und ohne Fertigkeit richtig zu schließen läßt sich in Zeiten, wo der Krieg eine Kunst geworden, kein Held oder großer Feldherr denken.

Solten meine Leser, die mit den historischen Werken des Königs bekant sind, nicht schon selbst obige Anmerkungen gemacht haben; so ersuche ich sie z. B. das zwölfte Kapitel in der Histoire de mon temps *) zu lesen, wo der König die gefährliche Lage beschreibt, worein er durch den Tod Kaiser Karls VII. durch den Frieden zu Füßen, und durch die Gleichgültigkeit der Franzosen gerathen war. Jene beiden Begebenheiten hatte er nicht vorher sehen können. Daß die Franzosen ihn nicht mit dem gehörigen Nachdruck unterstüzen würden, hatte er wol vorher gesehn; aber daß sie bis zu dem Grade gleichgültig gegen ihn sein würden, war ihm unerwartet; diese drei Umstände indessen veranlaßten, daß Oestreich nun seine ganze Macht, die es bis dahin hauptsächlich wider Frankreich hatte brauchen müssen gegen Friedrich allein wenden konte. Man lese insbesondre auch die Beschreibung, die er von seiner Lage 1760 **) macht. Er selbst nennt sie die bedenklichste, worin er sich befunden. Man nehme jeden andern Geschichtschreiber zur Hand, und man wird allgemeine Aus-

*) T. II. p. 199.

**) T. IV. p. 128.

Ausdrücke finden, die uns einen hohen Begrif von Friedrichs Mut und Standhaftigkeit bei solchen Gefahren geben sollen. Aber alle jene, mehrentheils bildliche, Ausdrücke befriedigen den Verstand nicht, der gern die Elemente, wenn ich so sagen darf, die Natur und das Eigenthümliche dieses Muts und dieser Standhaftigkeit einsehen mögte. Man lese ihn selbst, und man wird sich überzeugen, daß sein Mut, seine Standhaftigkeit nichts anders war, als der hellste Verstand, die deutlichste anschauende Erkentniß aller möglichen Wege, die vor ihm lagen, und die verschiedenen Ziele, wozu ihn jeder führen konte.

Das größte Lob, das man den poetischen Schriften des Königs geben kan, schränkt sich darauf ein, daß man viel Züge von Genie darin erkennen muß. Weit größer ist das Verdienst seiner historischen Werke: sie sind etwas Vollkomnes in ihrer Art. Sie sind Gemälde eines Meisters, der in der Anordnung, in der Zeichnung und im Kolorit gleich vortreflich ist. Doch was ich in dieser Absicht zu sagen habe, will ich bis zu dem folgenden Abschnitte ersparen, wo ich ihn mit einigen ihm ähnlichen Schriftstellern des Alterthums vergleichen will.

III.

Das Alterthum hat uns theils Nachrichten, theils Denkmäler von verschiedenen großen Männern

nern hinterlassen, die in Ansehung ihrer in der Welt bekleideten Posten, in Ansehung ihrer Schicksale, in Ansehung ihres persönlichen Karakters und ihrer Talente zu einer Vergleichung mit Friedrich Anlaß geben. Um nicht mit meinem Aufsaze zuviel Plaz im Museum einzunehmen, muß ich meinen anfänglichen Vorsaz, diese Vergleichungen vollständig auszuführen, nothwendig beschränken. Ich wähle also nur zwei der vorzüglichsten Alten, die mit Friedrich viel Aehnliches hatten, Cäsarn und Julian. Ich will sie zwar bloß als Schriftsteller mit Friedrich vergleichen; dieses wird mir aber auch Gelegenheit zu einigen Bemerkungen über ihren persönlichen Karakter geben.

Cäsar war unstreitig einer der größten Menschen, die die Geschichte kennt, wenn man nämlich die Größe eines Menschen in die erfolgreiche Anwendung großer Geisteskräfte sezt, ohne diese Anwendung nach den Regeln der Gerechtigkeit und der Moral zu beurtheilen. Cäsar besaß alles, was einen Menschen im thätigen Leben sowol als in den Wissenschaften zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung machen kan: den schnellsten und dabei richtigsten Verstand, das glücklichste Gedächtniß, die größte Deutlichkeit und Bestimtheit im Denken, Unerschöpflichkeit im Erfinden, Ruhe und Kälte im Ueberlegen, Festigkeit, Entschlossenheit und Besonnenheit im Ausführen.

Aber

Aber Cäsar glaubte an keine andere Pflichten, als die der Klugheit. Sein Ziel war: so wie die Römer sich durch die Ueberwindung so vieler Völker eine Art von Weltherschaft, und einen Ruhm, der alle andere Völker verdunkelte, erworben hatten, so wolte Cäsar durch Unterjochung der Römer sich die Herschaft über sie und über die Welt, und zugleich einen Ruhm verschäffen, der alles, was bis dahin Großes durch Helden und Eroberer geschehen war, übertreffen solte. Dieses Ziel, das größte, das jemals ein Mensch sich sezte, wenn man es von Seiten des dazu erforderlichen Aufwandes von Kräften betrachtet, erreichte Cäsar durch kluge Vorbereitung der Mittel, durch den überdachtesten Plan, durch entschlossene Ergreifung der entscheidendsten Gelegenheiten, durch die aufmerksamste Vermeidung des geringsten Fehlers.

Einen ähnlichen Zweck konte Friedrich sich bei der Lage der heutigen europäischen Nazionen unmöglich vorsezen, und wir können sicher behaupten, ein so grenzenloser Ehrgeiz, der alle Gerechtigkeit, alles Menschenwohl mit Füßen tritt, war nicht in seinem Karakter. Die Welt ist jezt überführt, daß Friedrich, den ersten schlesischen Krieg ausgenommen, alle übrigen seiner Selbsterhaltung wegen führen mußte. Aber unstreitig macht der Plan zu dem Vertheidigungskriege, zu dem er sich endlich 1756 glaubte entschließen zu

müssen, seinem hellen, fruchtbaren und festem Geiste noch mehr Ehre, als Cäsarn der seinige, den er freiwillig zu einem Angrifskriege gegen sein Vaterland machte. Denn Friedrich hatte mit geringen Mitteln einen mächtigen Widerstand zu bekämpfen, dahingegen Cäsars Mittel wenigstens dem Widerstande, den er befürchten mußte, völlig gleich waren.

Es ist bekant, Cäsar war ein gründlicher Sprachlehrer, hatte Anlage zum Dichter; hatte viel Genie für mathematische Wissenschaften, hätte nach Ciceros Zeugniß ein großer Redner werden können. Aber von allen diesen seinen Talenten ist nichts übrig, das eine Vergleichung mit Friedrich veranlassen könte. Für die kleinlich scheinenden Untersuchungen der Grammatik hatte Friedrich schwerlich Geduld, für die Mathematik scheint er keine sonderliche Neigung, auch kein ausgezeichnetes Talent gehabt zu haben.

Aber Cäsar hat, wie Friedrich, historische Schriften von seinen eignen Thaten hinterlassen. Hier ist also Anlaß zu einer Vergleichung.

In beiden findet man die zwei wesentlichen Vorzüge großer Geschichtschreiber, die deutliche und ordentliche Entwickelung der Begebenheiten aus ihren Ursachen und den natürlichen, ungekünstelten, angemessenen Vortrag. Beim Anfange eines jeden Feldzuges stellen sie uns beide die Lage, worin sie, worin ihre Gegner sich befanden, mit

mit der größten Klarheit vor Augen. Dann legen sie uns die Plane vor, die auf diese Lage gegründet waren, und zeigen nachher die Abänderungen, die in der Ausführung erfolgten, nebst den Ursachen, die diese Abänderungen nothwendig machten; alles in so lichtvoller Ordnung, daß wir dadurch Zuschauern gleich werden, die die Begebenheiten aus dem bequemsten Standpunkte, den sie sich wünschen könten, betrachten. Eben so vortreflich werden die Resultate eines jeden Feldzuges am Ende desselben in das deutlichste Licht gesezt.

Die Schönheiten des Vortrags entspringen bei beiden aus den Sachen selbst. Sie prunken nicht mit entlehnten und nachgeahmten Beschreibungen, mit Phrasen und Ausdrücken, die, Poeten abgeborgt, eine Menge unbestimter Bilder vor der Seele vorüber führen. Sie maken jede Schlacht, jeden Karakter, jede kühne Unternehmung, jede Katastrophe mit ihren individuellen Zügen.

Friedrich, als Geschichtschreiber, unterscheidet sich von Cäsarn hauptsächlich durch folgende Stücke: die politischen Auftritte an den Höfen und in den Kabinetten, die Intriguen, die Unterhandlungen bringen in seine Erzählung mehr Mannigfaltigkeit, als Cäsar der seinigen geben konte, indem zu der Römer Zeiten nicht so viel Staaten waren, die an den öffentlichen Vorfällen Antheil nahmen, und das, was wir jezt Intriguen der Höfe nennen, gar nicht existirte. — Friedrich moralisirt und satyrisirt gern: Cäsar enthält

hält sich des einen wie des andern mit einer Strenge, die in der That zu bewundern ist. — Endlich hat Friedrich, jedoch nicht sowohl in der histoire de la guerre de sept ans und den spätern Werken, als in der histoire de mon temps, einen geschmücktern Ausdruck: Er ist ein Maler, der ein liebliches Kolorit hat. Dahingegen Cäsar zwar ein trefflicher Zeichner, aber ein etwas trockner Maler ist.

Ich weis nicht, ob man die Moral an manchen Stellen in den Werken des Königs nicht lieber vermißte. Doch ist sie oft neu, wichtig und lehrreich. Von der Satyre glaube ich sagen zu dürfen, daß man sie allenthalben lieber ganz wegwünschte: sie ist unter der Würde eines großen Mannes. Ich brauche doch nicht zu fürchten, unrecht verstanden zu werden, wenn ich an seiner Moral das Neue lobe. Ich verstehe hier unter Moral Bemerkungen aus dem Leben der Menschen, ihre Leidenschaften und die Arten und Weisen ihres Thuns und Lassens betreffend. Darüber werden sich neue Bemerkungen machen lassen, so lange es Menschen geben wird, bis ans Ende der Tage.

Ein großes Talent besaß Friedrich, seine Bemerkungen, sowol die moralischen, als die, welche irgend eine andere Art menschlicher Handlungen in Krieg oder Frieden betreffen, anschaulich zu machen, ohne Zweifel weil er sie selbst aus eignem Anschauen schöpfte. Seine historische Schriften sind voll davon. Z. B. wie lästig es einem mit seinen Kriegsoperationen ernsthaft beschäf-

schäftigten Feldherrn fallen muß, wenn ein vom Kriege nichts verstehender König mit allen seinen eben so unwissend und doch stolzen, eitelen Höflingen ins Lager zu ihm kömt, und durch seine Gegenwart die Ausführung der wichtigsten Unternehmungen erschwert, kan nicht treffender gesagt werden, als in folgender Stelle: „Ludwig der XV. kam persönlich zur Armee. Dadurch entstanden nur neue Verlegenheiten für den Grafen von Sachsen, und seine Armee litt darunter. Er hatte nun gegen die Intriguen der Höflinge zu kämpfen, und der Armee mußten täglich zehntausend Razionen entzogen werden, um die Equipage des königlichen Gefolgs zu versorgen.“ *)

„Durch das geschwinde Feuern, das Friedrich Wilhelm einführte, wurde ein preußisches Bataillon gleichsam zu einer wandernden Batterie.“ **) Man kan den Eindruck und die Wirkungen des geschwinden preußischen Feuers in den ersten schlesischen Kriegen nicht anschaulicher darstellen, als in diesem Bilde.

Von der nicht minder glücklichen Gabe des Königs, die handelnden Personen mit ein paar Zügen, die nur hingeworfen scheinen, die aber in der That von keinem andern, als dem schärfsten Beobachter so richtig gefaßt werden konten, zu karakterisiren, würde es sehr überflüßig sein, hier etwas zu sagen, da des Königs Talent hierin hinlänglich

*) T. III. p. 31.
**) T. I. p. 103.

lich bekant ist. Diese Karaktere gehören zu den vorstechenden Stellen seiner Werke, und ich muß bemerken, daß Cäsar dergleichen nicht hat. Er schildert weder den Pompejus, noch Cato, noch Cicero, noch Scipio, wie Friedrich seine Zeitgenossen, einen Georg den II, einen Karl den VI, einen Prinzen Karl von Lothringen, und so viele andere geschildert hat.

Es ist merkwürdig, Cäsar für seine Person, liebte Puz und Schmuck in der Kleidung, in Möbeln und andern äusserlichen Dingen fast zu sehr, als daß es nicht den Römern selbst aufgefallen wäre, einen großen Feldherrn zu sehn, der sich ängstlich bekümmerte, in dergleichen Dingen alles vollkommen zu haben. Und in seinen Schriften ist nicht das geringste, was Schmuck oder Verzierung könte genant werden. Friedrich hingegen war, für seine Person, vielleicht zu sehr das Gegentheil vom Cäsar; und in seinen Schriften hingegen (ich nehme die histoire de la guerre de sept aus und die spätern Werke aus) — ist er fast verschwenderisch mit Vergleichungen, Bildern und Gedanken und mit alle dem, was man Schmuck des Vortrages zu nennen pflegt.

Julians Thaten können in keiner Absicht, weder mit Cäsars, noch Friedrichs verglichen werden. Aber er hatte auch keine Gelegenheit zu Thaten, wie jene beiden, und er starb sehr jung, im zwei und dreißigsten Jahre seines Alters. Es würde also ungerecht sein, ihn von dieser Seite

mit

mit zwei Männern zu vergleichen, die auch darin vorzügliche Lieblinge des Glücks waren, daß sie ein von diesem schon vorbereitetes Theater fanden, auf dem sie alle ihre Geisteskräfte mit ihrer ganzen Energie konten spielen lassen, und daß ihnen ihre Rollen ganz auszuspielen vergönnt wurde.

Als Schriftsteller hat Julian mit Friedrich viel Aehnliches, eine glückliche Einbildungskraft, treffenden Wiz, einen fließenden, nie zu sehr, aber immer natürlich geschmückten Vortrag. Er hat eben den Hang zum Moralisiren und Satyrisiren.

Julian hat aber für weniger Fächer geschrieben, als Friedrich; keine Gedichte, keine Historie. Seine Schriften enthalten Lobreden, philosophisch-theologische, satyrische Aufsäze und freundschaftliche Briefe, deren Inhalt auch meistens Philosophie und Theologie, einigemal auch Staatshändel betrift.

Als Denker unterscheidet sich Julian sehr von Friedrich durch einen eigenthümlichen Zug, und bei diesem wesentlichen Unterschiede ist der Vorzug auf Friedrichs Seite. Julians Philosophie war mehr die Frucht der Einbildungskraft, Friedrichs seine war ganz die Frucht der Vernunft. Julian war ein Enthusiast für Meinungen; nichts war entfernter von Friedrichs Art zu denken. Indessen wenn hier der Ort wäre, Julians Schwärmerei psychologisch zu entwickeln, so würde sich leicht zeigen lassen, daß wir ihretwegen nicht geringe von seinem Verstande denken müssen. Man erwäge nur dieses Eine: Julian war von Kindheit an bis zu seinem acht und zwanzigsten Jahre in der Einsamkeit, auf einem öden Bergschlosse in Kapadozien erzogen. Hier waren Bücher seine einzige Welt, und seine Einbildungskraft mußte natürlicher Weise das

Ueber-

Uebergewicht über die andern Seelenkräfte erhalten. Die sich fühlenden Kräfte eines Jünglings streben zu wirken. Findet dieses Streben keine äusserliche den Kräften angemessene Gegenstände, so substituirt die Seele innerlich Bilder. Daher sind ihr dann die Bücher so willkommen, die ihr eine Welt von Bildern verschaffen, mit denen sie sich in Ermangelung einer wirklichen Welt beschäftigen kan. Daher war Plato von jeher der Lieblingsschriftsteller einsamer Jünglinge; Daher ist es jezt Rousseau. Daher werden die meisten Dichter in der Einsamkeit gebildet, die vielleicht, wenn sie früh in der Welt lebten, thätigere Rollen spielen würden. Aus jener Einsamkeit ging Julian erst im acht und zwanzigsten Jahre hervor mit einer Welt im Kopfe, die der wirklichen, in der er nun handeln solte, nicht entsprach. Und in dieser lebte er nur vier Jahre.

Der Natur hatten Cäsar, Friedrich und Julian gleich herliche Anlagen zu danken. Aber dem leztern war das Glück, zur vollkommensten Ausbildung der seinigen, bei weitem nicht so günstig, wie den beiden ersten.

Diese drei ausserordentliche Männer verdienten auch noch als Gesezgeber mit einander verglichen zu werden. Aber ich muß es einem andern überlassen, ihre gegenseitige Vorzüge in dieser Hinsicht zu bestimmen.

Digitized by Google

Neues
Deutsches Museum.
2. Stück. Februar, 1790.

I.

Apologie des Thucydides gegen einen Tadel des Dionys von Halikarnaß. Und beiher etwas über die Kriegs-Manifeste.

Ungefähr in der Mitte des Peloponnesischen Kriegs, dessen Geschichte des Herrn von Pauw milzsüchtige Recherches sur les Grecs beinahe rechtfertigt, fanden die Athenienser für gut, die Insel Melos, eine der Cykladen, in ihre Gewalt zu bringen, um dadurch ihre Unternehmungen auf Argos und den Peloponnes von der Morgen Seite eben so gut zu versichern, als sie dieselbe, durch den Hafen und die Kolonie zu Pylos, gegen die Seite von Abend gesichert hatten.

Die Melesier, eine uralte Spartanische Kolonie, welche über siebenhundert Jahre in ihrer Unabhängigkeit gelebt zu haben behaupteten, woll-

ten von ihrem Mutterlande nicht abtrünnig werden, und überhaupt mit diesem verheerenden barbarischen Kriege nichts zu thun haben. Die Athenienser schickten ihnen deswegen zween Gesandte zu, die ihnen zureden sollten, sich ihrer Macht freiwillig zu unterwerfen. Da sie aber doch einigen Widerstand befürchteten, so ließen sie diese Gesandte von einer ansehnlichen Flotte unterstüzen, welche Befehl hatte, die Insel mit Gewalt zu bezwingen, wenn die Ueberredung nichts wirken sollte. Die Gesandten stiegen an das Land, und verlangten, daß man sie vor dem Volk reden lassen möge. Der Melesische Senat aber, der alles von der Athenienſischen Beredsamkeit befürchtete, zumal wenn sie von einer so mächtigen Flotte unterstüzt wurde, verstattete ihnen keine Volksversamlung, sondern ernante einige Kommissarien, gegen welche die Athenienser sich erklären sollten. Thucydides hat die Konferenz dieser Gesandten mit den Kommissarien, entweder aus ihrer Gesandschafts-Relation abgeschrieben, oder sie erdichtet, und er läßt die Athenienser in derselben eine solche Rolle spielen, daß Dionys von Halikarnaß ihm darüber die bittersten Vorwürfe macht.

Ich gestehe, daß ich die Sache anders ansehe, und wage es den Geschichtschreibet gegen den Kritiker zu vertheidigen. Es wird auch diese Arbeit nicht ganz vergeblich sein, und vielleicht werden die künftigen Monarchen, Helden und Eroberer,

(denn

(denn von den jezigen, die bekantlich keine andere als gerechte Kriege führen, kan offenbar die Rede nicht sein) — den künftigen Eroberern also, und ihren Rednern, Gesandten, Biographen, Manifestmachern und Zeitungsschreibern wird vielleicht auch diese kleine Abhandlung nicht unnüz sein, indem sie daraus einige Regeln werden abziehen können, wie sie schreiben, oder für sich schreiben lassen sollen, wenn sie etwa einmal, wie wir doch nicht hoffen, eine große Ungerechtigkeit, oder einen wichtigen Einbruch in das Kriegs- und Friedens-Recht ausgeübt haben, oder ausüben wollen.

Thucydid hat die Konferenzverhandlung der Athenienser und der Melesier in der Form eines Dialogs niedergeschrieben; und so schwer diese Stelle seiner Geschichte ist, so werde ich doch versuchen, sie so treu zu übersezen als ich kan, da ich keine Uebersezung eines gelehrtern und geübtern Interpreten bei der Hand habe.

Die Athenienſischen Gesandten fiengen, nachdem sie schon die Insulaner zu Abtragung einer mäßigen Abgabe, und einer unbeschränkten Unterwürfigkeit aufgefodert hatten, die Unterredung an.

Ihr habt nicht gewollt, sagten sie, daß wir zu dem Volk reden sollten, aus Besorgniß, wir mögten dasselbe durch einen zusammenhängenden Vortrag, der alle unsere Gründe enthielte, und den ihr nicht gleich bei jedem Punkt, wie wir ihn

vortragen, sondern erst am Ende widerlegen könnt, überraschen; denn dieses scheint wohl die Ursache zu sein, warum ihr uns zu dieser Konferenz verwiesen habt. Wir lassen uns auch das gerne gefallen; damit wir aber nun auf diese Art, uns desto zweckmäßiger bereden können, so wollen wir auch jezt keinen an einander hangenden Vortrag thun, sondern was wir zu sagen haben, auch so hinlegen, daß Ihr gleich auf alles, was Euch der Sache nicht angemessen scheint, antworten und es beurtheilen könnt. Wir bitten Euch also vor allen Dingen zu sagen, ob Ihr das thun wollt, was wir von Euch verlangt haben?

Die Melesier antworteten hierauf den vortrefflichen Gesandten:

Es ist ganz gut, daß wir einander in Vertraulichkeit Rede und Antwort geben; aber das scheint uns doch nicht gut zu sein, daß Ihr bei dieser vertraulichen Unterredung uns nicht bloß droht mit dem Kriege, sondern, daß Ihr ihn gleich bei dem Anfang dieser Unterhandlung mitgebracht habt. Denn wir schließen daraus, daß Ihr euch zu Richtern der ganzen Verhandlung machen wollt; und daß, wenn das Recht auch noch so deutlich auf unserer Seite liegt, und wir Euch deswegen nicht nachgeben wollen, der Ausgang unserer Unterredung Krieg, und geben wir nach, Sklaverei sein wird.

Athen.

Digitized by Google

Athen. Ges. Wenn Ihr von dem, was geschehen wird und kan, oder von andern Dingen, die nicht zur Sache gehören, reden, und nicht bei dem bleiben wollt, was Ihr sehet und höret, und wenn Ihr nicht darüber Euch berathen wollt, wie Ihr Euer Land jezt am besten und wohlfeilsten erretten könnt: so sehen wir nicht, was wir jezt mehr mit einander zu reden haben; wollt Ihr aber bei der Sache bleiben, so sprecht.

Die Melesier. Uns dünkt, es ist sehr natürlich und wohl zu verzeihen, wenn wir unter den Umständen, unter welchen wir uns befinden, mancherlei reden, und allerlei Bedenklichkeiten äussern. Der Vorwurf dieser Zusammenkunft betrift das Wohl unsers Vaterlands, und deswegen werdet Ihr uns auch erlauben, auf die Art, wie Ihr es selbst angegeben habt, mit Euch zu reden.

Athen. Ges. Wenn wir so, wie Ihr angefangen habt, mit einander reden wollten, so könten auch wir mit manchen glänzenden Worten unser Verdienst um Griechenland bei dem Persischen Kriege herausstreichen, und wer weis nicht was alles in einer unendlichen Rede ausführen, was wir für Unrecht von Euch erlitten haben; und wenn Ihr dann hundertmal dagegen einwendet, daß es Euch, als Abkömlingen von Sparta doch unmöglich hätte zugemutet werden können, uns gegen Euer Mutterland beizustehen, daß Ihr aber

dennoch uns nicht das mindeste zu Leide gethan hättet: so würden wir Euch dem ungeachtet nicht darin nachgeben, und also würde diese Unterredung kein Ende nehmen. Laßt uns also jezt bei dem bleiben, was nach Ueberlegung der Lage der Dinge sich thun läßt. Ihr wißt, so gut als wir, daß nur zwischen Leuten, die sich einander gewachsen sind, die Rede von Recht und Unrecht sein kan; wo aber der eine mächtig ist und der andere schwach, da thut der Mächtige was er thun kan, und der Schwache leidet, was er muß.

Melesier. Ihr wollt damit sagen, daß ein jeder das zu thun pflege, was ihm nüzlich ist; und, da Ihr also von dem, was vortheilhaft ist oder nicht, zu reden anfangt, so müssen wir Euch zu bemerken geben, daß es uns so gar vortheilhafter für Beide scheint, wenn Ihr uns in dem Stande laßt, in welchem wir uns bisher behauptet haben. Die Erhaltung der Gerechtigkeit ist einem Volk, das in beständigen Gefahren schwebt, offenbar der größte Vortheil, ja ein solches Volk sollte eher weniger verlangen, als es nach dem strengsten Recht etwa fodern könte, und die andern Nazionen durch Wohlthaten für sich zu gewinnen suchen, zumal Ihr, die Ihr Gefahr lauft, wenn einmal ein Unglück über Euch komt, andern zur Warnung zu einer schrecklichen Rechnung gezogen zu werden.

Athen.

Athen. Ges. Noch bekümmert uns der Fall unsrer Macht nicht, wenn sie auch einmal ein Ende nehmen sollte. Und die, welche über andere zu regieren gewohnt sind, gleich wie die Lazedämonier, die sind auch den Ueberwundenen niemal so fürchterlich; außerdem haben wir aber auch mit diesen nun nicht einmal etwas zu thun. Freilich wenn die, welche bis dahin unter unserer Botmäßigkeit gestanden haben, wenn die uns einmal unter die ihrige bringen sollten: dann würde es ein anders sein. Doch diese Sorge überlasset nur uns, und vergönnt uns vielmehr, Euch begreiflich zu machen, daß, indem wir Euch unsrer Macht unterwerfen wollen, uns an Eurer Erhaltung am meisten gelegen ist. Die Unterwürfigkeit, die wir von Euch verlangen, ist nicht beschwerlich; und unser beider Vortheil wird es sein, wenn Ihr Euch durch Eure Nachgiebigkeit zu erhalten suchet.

Melesier. Wir können in der That nicht einsehen, wie es uns eben so vortheilhaft sein könte Euch zu gehorchen, als es Euch ist uns zu beherschen.

Athen. Ges. Doch ist es sehr klar. Wenn Ihr thut, was wir fodern, so entgeht Ihr Eurem Untergang; und zwingt Ihr uns nicht, Euch zu Grunde zu richten, so gewinnen wir augenscheinlich.

Mele-

Melesier. Würdet Ihr denn nicht zufrieden sein, wenn wir, anstatt daß Ihr uns zu Euren Feinden macht, Eure Freunde würden, und Euch versicherten, daß wir in Euren Kriegen neutral bleiben wollten?

Athen. Ges. Eure Feindschaft kan uns weniger schaden, als Eure Freundschaft. Seid Ihr Feinde, so können wir an Euch unsern andern Unterthanen zeigen, was wir vermögen; nehmen wir aber Eure Freundschaft an, ohne Euch uns zu unterwerfen, so wird selbst das zu einem Beweis unsers Unvermögens dienen.

Melesier. Glaubt Ihr denn nicht, daß Eure Unterthanen den Unterschied wohl selbst bemerken werden, daß Ihr anders mit denen verfahren müßt, auf die Ihr gar kein Recht habt; anders mit denen, die von Euch abgefallen sind, und die Ihr, zumal wenn sie Kolonien von Eurem Staat gewesen sind, billig wieder zum Gehorsam bringen müßt.

Athen. Ges. O nein! Sie werden immer glauben, daß diese so viel für sich haben, als jene; aber daß sie uns zu mächtig wären, als daß wir uns an sie gewagt hätten. Ohne also zu gedenken, wie vortheilhaft es uns überhaupt sein muß, wenn wir unsere Herschaft weiter ausdehnen, sehet Ihr selbst, wie viel unserer Sicherheit daran gelegen ist, daß wir Euch, zumal da ihr Insulaner

und

und so viel schwächer seid als andere See-Mächte, uns unterwerfen, es müßte denn sein, daß wir in dieser Unternehmung zu kurz kämen.

Melesier. Unser Vorschlag scheint Euch also nicht geschickt, Eure jezige Macht zu versichern. Erlaubt uns indessen, da Ihr nicht wollt, daß wir diese Sache in dem Gesichtspunkt der Gerechtigkeit betrachten sollen, sondern uns nur immer vorstellt, daß es uns nüzlicher wäre, wenn wir Euch nachgeben, als wenn wir Euch widerstehen; erlaubt uns, Euch auch euren Vortheil vorzustellen und zu versuchen, ob Ihr, wenn Ihr ihn einsieht wie wir, nicht besser mit unsern Vorschlägen einstimmt! Uns dünkt, Ihr könt nicht übersehen, daß, wenn diejenige, welche jezt noch neutral sind, erfahren, wie Ihr mit uns umgeht, sie nothwendig auch die Waffen ergreifen müssen, um einem ähnlichen Ueberfall zuvor zu kommen. Geschieht aber das, so werden offenbar dadurch die Feinde, die ihr jezt schon habt, neuen Mut bekommen und so viele, die Euch nie etwas zu Leide gethan haben, werden gezwungen werden, wider ihren Willen die Anzahl derselben zu vermehren.

Athen. Ges. Die Land-Staaten, die jezt noch frei sind, haben so wenig von uns zu befürchten, daß sie schwerlich viel unternehmen werden, sich gegen uns zu sichern; aber die Insulaner und Seestädte, die entweder noch frei sind wie

Ihr,

Ihr, oder die sich gern unserer Herschaft entziehen mögten, die sind uns in allen Fällen immer gefährlich, weil sie gewöhnlich ohne Vernunft zuzufahren pflegen, und sich und uns, wenn wirs am wenigsten vermuten, in Gefahr stürzen können.

Melesier. Wie denn? Da Ihr selbst, um Eure Oberherschaft zu behaupten, und da sogar Eure Unterthanen sich ihrer zu entziehen, so viele Gefahren nicht achten: wäre es denn nicht höchst schändlich und niederträchtig, wenn wir, die wir noch frei sind, nicht alles darum gäben, diese Freiheit zu erhalten?

Athen. Ges. Wenn Ihr klug seid, so werdet Ihr das anders ansehen. Eure Macht ist der unsern so wenig gewachsen, daß Ihr wohl keine Schande davon haben könnt, wenn Ihr es nicht wagt, Eure Kraft und Euren Mut an uns zu versuchen; alles, was Ihr zu überlegen habt, ist, ob Ihr dem Mächtigern nicht nachgeben, und dadurch Euren Untergang vermeiden wollt.

Melesier. Auch wo die Macht noch so ungleich ist, ist doch das Kriegsglück oft sehr gleich vertheilt. Wenn wir handeln wie Männer, so haben wir doch noch etwas zu hoffen; was bleibt uns aber übrig, wenn wir uns mutlos auf Euren ersten Wink dahin geben?

Athen. Ges. Hofnung ist allerdings ein Trost in der Gefahr, und wer viel vermag, kan auf sie bauen, denn wenn sie ihm auch auf der

einen

einen Seite fehl schlägt, so bleibt ihm doch auf der andern immer noch etwas übrig; wer aber, da Hofnung doch immer erkauft werden muß, alles, was er hat, auf sie hinauswagt, und sie endlich auch durch seinen Verlust kennen lernt, dem wird diese Erfahrung nichts nüzen, denn wenn er sich auch noch so sorgfältig vor einem zweiten Betrug hüten wollte, so hat er nichts mehr, das er retten könte. Ihr seid in dem lezten Fall, nehmt Euch in acht, daß es Euch nicht auch so gehe: denn Ihr vermögt wenig, und Euer Schicksal hängt an einem Augenblick. Macht es nicht wie die, welche die natürlichen Mittel ihrer Rettung nicht achten, sondern, wenn die stärkere Macht, die sie bändigt, ihnen keine sichtbare Hofnung mehr übrig läßt, zum unsichtbaren greifen, und im Vertrauen auf ihre Orakel und Zeichendeutereien an eitlen Hofnungen sterben!

Melesier. Ihr könt Euch wohl vorstellen, daß es uns wehe thut, wenn wir genöthigt werden, mit Eurer Macht und Eurem Glück, so lange der Unterschied zwischen uns bleibt, zu kämpfen. Aber, wir hoffen, daß die Gottheit uns nicht weniger Glück schenken wird als Euch, weil wir mit dem Recht auf unserer Seite gegen Euer Unrecht streiten; und was uns fehlt an Macht, das werden, wie wir auch hoffen, die Lazedämonier ersezzen, deren Beistand uns nicht entgehen kan, wäre es auch nur um ihrer eigenen Ehre und

um

um unserer Verwandtschaft willen. Ihr sehet also, daß wir doch nicht ganz ohne Rückhalt, und nicht so tollkühn sind, als Ihr vielleicht Euch vorgestellt habt.

Athen. Ges. Die Götter, auf die Ihr hoffet, werden uns nun endlich wohl auch nicht verlassen. Wir verlangen ja im Grunde nichts, und thun nichts, als was ganz menschlich ist, sowohl in Rücksicht unserer Pflichten gegen die Götter, als auch in Ansehung dessen, was wir uns selbst schuldig sind. Denn, es scheinet uns, daß die Götter, so wie wir sie uns wenigstens denken, und daß die Menschen, wie wir offenbar sehen, von der Natur selbst so beschaffen sind, daß der Stärkere immer Herr des Schwächern sein müsse. Dieses Gesez haben wir nicht gemacht, auch sind wir die ersten nicht, die Gebrauch von demselben machen, wir handeln nach ihm, weil wir es empfangen haben, und wie wir es haben, so werden wir es unsern Nachkommen hinterlassen. Wir sind auch überzeugt, daß ein jeder, und daß Ihr selbst; wenn Ihr eben so mächtig wäret als wir, nicht anders handeln würdet. Also seht Ihr, daß wir wahrscheinlich von den Göttern nicht so viel zu besorgen haben, als Ihr denkt. Was aber die Lazedämonier, auf deren Beistand Ihr zählt, weil Ihr glaubt, daß sie Euch, um ihrer eigenen Ehre willen, zu Hülfe kommen müßten, was die betrift, gestehen wir, daß wir Euch zu

Eurer

Eurer Unerfahrenheit im Uebel Glück wünschen, aber wir bedauren zugleich Eure Blindheit. Wahr ist es, die Lazedämonier sind sehr brav in allem, was sie selbst betrift, und halten fest an dem Gesez ihres Landes; aber über ihr Betragen gegen andere läßt sich sehr vieles sagen; und wer sie beobachtet, wird gestehen müssen, daß sie, mit einem Wort zu sagen, unter allen Völkern, die wir kennen, offenbar am geneigtesten sind, nur das für gut zu halten, was ihnen angenehm ist, und nur das für gerecht, was ihnen nüzlich scheint. Und eine solche Gesinnung, dünkt uns, kan Euch wenig Hofnung geben, daß sie viel zu Eurer, ohnehin nicht abzusehenden, Rettung, werden beitragen wollen.

Melesier. Und selbst um dieser ihrer Gesinnung und um ihres Eigennuzes willen, glauben wir, daß sie uns, ihre eigene Kolonie, nicht werden zu Grunde gehen lassen, damit nicht zugleich ihre Feinde durch uns mächtiger, ihre Freunde aber inne werden, wie wenig ihnen zu trauen ist.

Athen: Ihr wißt aber doch, daß nichts nüzlicher ist als fern von Gefahren sein, daß aber, was gut und gerecht ist, nie ohne Gefahr erworben wird; und die Lazedämonier scheuen die Gefahr!

Melesier: O uns zu Lieb werden sie eher eine Gefahr übernehmen, und gewiß werden sie treuer gegen uns handeln als gegen andere, weil

sie

ſie wegen unſerer Verwandtſchaft mit ihnen zuverläßiger auf uns rechnen, und uns, wegen unſerer Nähe an dem Peloponnes, im Krieg beſſer brauchen können.

Athen. So rechnen die Lazedämonier nicht. Keine Nazion weis ſo gut als ſie, daß nicht das Wohlwollen eines Bundsgenoſſen, der uns zu Hülfe ruft, ſondern die Macht, welche die Alliirten anwenden können, den Staatsverbündniſſen ihre Feſtigkeit giebt; nur um ſeinen nächſten Nachbar zu bekriegen, muß Sparta, aus Mißtrauen auf ſeine eigene Kräfte, ſelbſt viele Bundsgenoſſen zuſammen rufen; urtheilt alſo, ob dieſes Volk, ſo lange wir im Beſiz der Herſchaft dieſer Meere ſind, ſeine Macht auf Eure Inſel wird überſezen wollen.

Meleſier. Wenn ſie das ſelbſt nicht wagen, ſo haben ſie andere, die ſie ſchicken können. Das Kretiſche Meer iſt weit, und ihr mögt ſo mächtig darauf ſein, als Ihr wollt, ſo werdet Ihr doch mehr Mühe haben, die, welche uns beiſtehen wollen, aufzufangen als ſie, Euch zu entfliehen. Und ſollte ihnen auch das nicht gelingen, ſo wird es ihnen ein Geringes ſein, Euch entweder in Eurem Lande, oder auf den Küſten Eurer Freunde, ſo viel Braſides deren Euch noch übrig gelaſſen hat, eine Diverſion zu machen, die Euch für Euch ſelbſt ſo viel zu thun geben wird, daß Ihr andere wohl werdet in Ruhe laſſen müſſen.

Athen.

Athen. Wenn Euch so etwas zu Gute kommen sollte, so wird es doch zu nichts dienen, als Euch zu lehren und zu überzeugen, daß die Athenienser sich durch andere Gefahren nie so schrecken lassen, daß sie eine Belagerung aufheben sollten, die sie einmal angefangen haben. Doch, so sehr Ihr uns versichert habt, daß Ihr nur das in Ueberlegung ziehen wollt, was zu Eurer eigenen Rettung jezt zu thun ist: so habt Ihr doch in dieser langen Unterredung nichts gesagt, was andere Leute an Eurer Stelle sagen würden, um ihren Untergang abzuwenden. Ihr sezt Euer größtes Vertrauen immer auf das, was geschehen wird, und seht nicht wie wenig Ihr auf das vertrauen könt, was wirklich da ist, auf Eure Ohnmacht gegen die Macht, die Euch über dem Scheitel schwebt! Wir hoffen, Ihr werdet nicht so unweise sein, daß Ihr Euch nicht eines bessern besinnen solltet, wenn wir abgetreten sind. Hütet Euch vor dem eitlen Stolz, der schon so viele, wenn sie in unvermuthete Gefahren gefallen sind, zu Grunde gerichtet hat. Viele haben sich mit sehenden Augen, aus Furcht vor dem, was man Schande nennt, hingerissen, durch den Schall eines Wortes in die wirkliche Schande des Unsinns gestürzt, die sie verächtlicher machte, als ihr Unglück allein sie machen konte. Wir warnen Euch noch einmal! Ihr braucht Euch nicht zu schämen die Gewalt eines der mächtigsten Völker zu erkennen.

nen. Es ist wenig, was wir von Euch fodern; wir verlangen nichts als Euren Beistand in unsern Kriegen und eine mäßige Abgabe, wogegen Ihr bei dem Besiz des Eurigen verbleiben sollt. Ihr habt nun die Wahl, wählt Krieg oder Frieden; laßt Euch Euren Stolz nicht zu einer Wahl verleiten, die Euch unglücklich machen wird. Die Völker stehen am längsten, die ihres gleichen mutig die Stirne bieten, aber dem Stärkern weichen, und den Schwächern mit Mäßigung behandeln. Wir treten jezt ab! Ueberlegt wohl, was wir Euch gesagt haben. Vergeßt nicht, daß Ihr Euch über das Wohl Eures Vaterlandes zu berathschlagen habt, und daß Euer Glück oder Unglück allein von dem Entschluß abhängt, den Ihr jezt fassen werdet.

Als die Athenienſischen Gesandten hierauf abtraten, beredete sich der Senat der Meleſier, aber sie konten sich nicht entschließen, ihre Gesinnungen zu verändern. Sie sagten also den Gesandten der Athenienser:

„Wir haben alles wohl überlegt, Athenienser, aber wir denken noch immer eben so, als wie wir bei unserer Unterredung gedacht haben. Unmöglich können wir uns entschließen, unsre Unabhängigkeit, die wir nun schon 700 Jahre erhalten haben, so auf einmal dahin zu geben. Sind wir so lange so glücklich gewesen, uns in dem Stande der Freiheit zu erhalten, so

wollen

wollen wir versuchen, im Vertrauen auf die Hülfe der Götter und der Menschen und auf den Beistand der Lazedämonier, sie auch noch ferner zu behaupten. Noch einmal wollen wir aber Euch unsere Freundschaft und eine völlige Neutralität anbieten, und, wenn Ihr unser Land räumen wollt, Euch das durch die unverbrüchlichsten Verträge, wie Ihr es nur immer verlangen könt, zusichern."

So sagten die Melesier; aber die Athenienser brachen hier die Unterhandlung ab, und sagten noch im Weggehen: „Euer Entschluß scheint uns zu beweisen, daß Ihr, und wohl ihr nur allein, das Künftige für sicherer haltet, als das Gegenwärtige; und daß Ihr mehr auf das Verborgene sehet, das Ihr wünschet, als auf das Offenbare, das Ihr vor Augen habt. Ihr werdet aber erfahren, wie sehr Ihr Euch betrügt, wenn Ihr alle Eure Hofnung, und alles Wohl Eures Vaterlandes auf Lazedämon baut." Die Athenienser hatten, zum Unglück der armen Melesier, nur zu wahr prophezeiht. Lazedämon regte sich so wenig zum Vortheil dieser armen Insulaner, daß sie sich ganz ihrem Schicksal überlassen sahen. Sie hatten zwar das Glück zweimal die Werke der Belägerer zu zerstören, aber, als zu Anfang des Winters, Philokrates von Athen den Belagerern neue Truppen zuführte, und in der Stadt selbst, die überall eingeschlossen war, eine Verrätherei

ausbrach, so mußten sie sich auf Gnade ergeben; und die stolzen Sieger hatten für dieses edle Volk so wenig Gnade, daß sie alles Männliche, was die Waffen tragen konte, umbrachten, die Weiber und Kinder zu Sklaven machten, und eine neue Kolonie von 500 Familien Besiz von der Insel nehmen ließen.

Es ist wohl kaum der Mühe werth zu untersuchen, ob diese Unterredung wirklich so gehalten worden ist, als Thucydides sie angiebt, aber doch scheint es mir, daß Dionys von Halikarnaß die Wahrheit derselben aus sehr schwachen Gründen bestreitet. — Ich will die Kritiken über die Adjektiven und Substantiven, Figuren und Tropen, die dieser Schriftsteller, als ein ächter Schulmeister, zu machen für gut gefunden hat, jezt nicht rügen; denn sie beweisen nichts weder für, noch gegen seinen Saz; aber seine übrigen Gründe will ich mit einigen Worten prüfen.

Er glaubt, die Athenienſischen Gesandten könten unmöglich gesagt haben, daß die Gerechtigkeit nur unter Leuten von gleichen Kräften beobachtet werden müsse. Das hätte, wie er meint, wohl der Gesandte eines barbarischen Königs sagen können; aber den Gesandten einer solchen Republik wäre so etwas gar nicht anständig.

Es ist wunderbar, wie manche Leute die Geschichte lesen! Dionys findet nichts gegen die Wahr-

Wahrheit der Geschichte einzuwenden; er kan nichts anführen, wodurch die Gewalt, die das Athenienſſche Volk diesen edlen Inſulanern angethan hat, zu rechtfertigen wäre; er kan nichts vorbringen zu Beschönigung der Grauſamkeit, womit dieſes Volk die Beſiegten behandelt hat; er muß alſo eingeſtehen, daß daſſelbe, wie ein barbariſcher König gehandelt hat: warum ſtößt er ſich daran, daß Thucydid ſeine Landsleute auch ſo reden läßt? Ich will ihm erlauben, den großen Geſchichtſchreiber, der ſelbſt Soldat war, und der die Ungerechtigkeit der Grundſäze ſeines Vaterlandes ſelbſt an ſich erfahren hatte, ich will dem Kritiker erlauben, ſelbſt den Mann nach den Regeln der Kunſt zu beurtheilen; wie kan er ihm aber ein Verbrechen daraus machen, daß er, nach den Regeln eben dieſer Kunſt, ſeine dramatis perſonas reden läßt, wie ſie handelten? wie kan er von ihm fodern, daß er die Athenienſiſchen Geſandten viele Parade von der Gerechtigkeit ihrer Sache machen laſſen ſollte, da dieſe Sache doch ſo offenbar ungerecht war?

Ein barbariſcher König, ſagt er, würde ſo geſprochen haben. Nichts weniger! Ein barbariſcher König würde entweder gar nichts geſagt, und die Inſel ſo geſchwind als möglich weggenommen haben, wie es Xerxes mit den Scythen und den Griechen in Europa vorhatte, oder er würde einen ſeiner Miniſter aus dem Lande der Procul-

tous und Chicanous, wie Rabelais sagt, hingesezt, und durch ein wortreiches Manifest die Insülte mit der Gewaltthätigkeit verbunden haben! Noch war so viele Achtung für die Menschheit bei den Athenienſern übrig, daß ſie ſich ſchämten, durch die Kraft ihrer Sophiſtereien eben ſo den Verſtand des Menſchen feſſeln zu wollen, wie ſie durch die Gewalt ihrer Waffen alles, was ſie erreichen konten, auch zu bezwingen trachteten; und ſo ſehr Thucydid von ſeinen Landsleuten war beleidigt worden, ſo war er doch zu billig, daß er ſie mit häßlichern Farben hätte malen ſollen, als ſie auf ſich trugen. Ich ſehe gerade das, was Dionys an ihm tadelt, für einen Beweis der Feinheit ſeiner Empfindungen an; und die Miniſter und Räthe, welche die Ungerechtigkeiten ihrer Herren mit ſchönen und gleißneriſchen Manifeſten ſo beredt auszuſchmücken pflegen, als wir es dann und wann ſehen, die ſcheinen mir eher den Verwurf zu verdienen, daß ſie ihre geſittete Nazionen reden laſſen, wie es ſich für Barbaren ſchicken würde.

Thucydid geht in ſeiner Delikateſſe ſo weit, daß er die Geſandten von Athen den Meleſiern ſogar ſagen läßt, was ihre Nazion für vielen Stof hätte, ein blendendes Manifeſt auszuſchmücken, daß ſie ihn aber nicht gebrauchen wollten. Auch wir, läßt er ſie ſagen, könten eine Menge Worte darüber machen, daß Ihr Eure Freiheit

ganz

ganz allein unserm tapfern Widerstande gegen die Perser schuldig seid; und daß Ihr also uns unrecht gethan habt, da Ihr es geschehen lassen, daß wir diese Zeit über von den Lazedämoniern, Korinthern und Thebanern und ihren Bundsgenossen so mißhandelt worden sind. Vergebens würdet Ihr für Euch anführen, daß Ihr gegen Euer Mutterland Sparta die Waffen doch nicht hättet führen dürfen; wir würden auch wohl bewiesen haben, daß die Vertheidiger der Freiheit von Griechenland mehr Rücksicht verdienen, als Vater und Mutter. Ein neuer Manifestmacher würde diese Gründe noch treffender geschärft haben. Er würde vielleicht angeführt haben, daß, da die Athenienser Herr von dem Meere wären, sie es auch offenbar von allen Inseln desselben sein müßten; er würde bewiesen haben, daß, da die Dorier überhaupt kein Recht auf den Peloponnes hatten, auch ihre Kolonien keines auf die Inseln des Aegeischen Meeres haben könten; vielleicht würde er angeführt haben, daß Cecrops oder Theseus, oder sonst jemand lange zuvor, ehe die Melesier sich auf dieser Insel niedergelassen, den Fuß darauf gesezt, und Besiz davon genommen hatte, wie unsere neuen Weltumschiffer von jeder Felsenspitze, die über der Oberfläche des Wassers hervorragt, Besiz nehmen; oder er würde ein altes Orakel hergesagt haben, nach welchem die Pepromene, die die Götter selbst beherscht, diese Insel von

Ewig-

Ewigkeit her den Athenienſern zugeſprochen hätte; oder er würde den Abkömlingen von Sparta aus dem Geſez des Solons bewieſen haben, daß ſie Strafe verdienten, weil ſie in dem Kriege der gemeinen griechiſchen Nazion keine Parthie ergriffen hätten; oder er würde den Meleſiern kaufmänniſch vorgerechnet haben, was die Athenienſer bei dem Perſiſchen Krieg aufgewendet hätten, und was alſo Melos für ſeinen Theil daran zu erſezen hätte; oder er würde ihnen gezeigt haben, daß ſie nicht recht opfern und beten könten, und daß ſie alſo den Athenienſern ſich ergeben müßten, um das von ihnen zu lernen: und hätte er mit dem Allem nicht auskommen können, ſo würde er die Balance von Griechenland zu Hülfe genommen und gezeigt haben, daß, ſo lange Lazedämon, Korinth, Thebe und ihre Parthei ſo zuſammen verbunden blieben, die Athenienſer das Recht hätten, ſo viele Länder und Inſeln in ihre Wagſchale zu legen, als ſie bekommen könten. Hätten dann die Meleſier den Frieden des Nicias angeführt; ſo würden ſie ihnen bewieſen haben, daß das kein Caſus pacis wäre, und daß ſie in dem Frieden nicht eingeſchloſſen ſein könten, weil ſie ſich weder für Unterthanen, noch für Bundsgenoſſen der Spartaner auszugeben berechtigt waren. — Wer mehr beleſen iſt in den modernen Kriegsmanifeſten als ich, der ich die religiöſe Freidenkerei noch eher ertragen mag, als die politiſche, der wird noch viel mehrere Argumente

gumente finden, die Thucydides seinen Gesandten hätte in den Mund legen können; und selbst ich getraute mir, wenn die Diskretion so viel erlaubte, als man sagt, daß die Preßfreiheit erlaubt, selbst ich getraute mir, aus vielen modernen Kriegsmanifesten zu beweisen, daß sie nicht auf besseren Grundsäzen ruhen. Thucydid fühlte aber zu gut, daß seine Nazion noch nicht so tief herab gesunken wäre, um selbst von Staatswegen Recht und Gerechtigkeit zum Gegenstand einer Buffonnerie zu machen. Der große Mann wußte wohl, daß Reichthum, Macht und Glück den Partikulier so wie den Staat übermächtig handeln macht, wo es ihm nüzt; daß aber die größte Barbarei der Sitten dazu gehört, auch in Worten, wo es sogar nichts nüzt, diese Uebermacht als Gerechtigkeit darzustellen. Anstatt also ihm, wie Dionys, ein Verbrechen aus diesem Dialog der Athenienser und der Melesier zu machen, lobe ich ihn vielmehr darum, und anstatt, wie Le Vayer die Geschichtschreiber vor diesem Beispiel zu warnen, mögte ich sie, auch sogar die schlechteste Klasse der Geschichtschreiber, die Zeitungsschreiber, mögte ich ernstlich und inständig bitten, doch noch so viel Achtung für die Menschheit, und sonderlich für ihr Zeitalter, zu haben, daß, wenn sie wo eine große Gewaltthätigkeit, ein in die Augen fallendes Unrecht erzählen müssen, sie nicht unternehmen es zu vertheidigen. Warum sagen

sie

ſie nicht gerade zu, wie die athenienſiſchen Geſandten in Melos, der Monarch hat für gut gefunden, jene Inſel, jene Provinz, jene Stadt wegzunehmen; der Monarch hat ſich entſchloſſen, jenes friedfertige Volk anzugreifen, um zu ſehen, was er ihnen abnehmen kan; der Monarch mögte gerne ſein Land arrondiren, darum hat er ſeine Nachbarn angegriffen; der Monarch mögte gern auch einen Seehandel treiben wie andere, darum hat er jenen Seehafen weggenommen; der Monarch fühlt ſich ſtärker, als er vor funfzig Jahren war, darum hat er jenen Friedensſchluß zu brechen geruht u. ſ. w.

Die Juriſten ſagen, die Rechtskraft eines Urtheils macht aus Unrecht, Recht. Da mag es alſo dem gierigen Partikulier, dem Habſüchtigen Reichs- oder Landſtand hingehen, wenn er die feilen Bürger aus dem Lande Procuration, ce païs chafforé & barbouillé, ou l'honnête homme ne connoit rien, zuſammen beruft, und Memoires und Deduktionen von ihnen ſchreiben läßt, um nach der Lehre des Pſeudoſokrates in den Wolken, die Stimme der Gerechtigkeit zu überſchreien. Denn da kan es ihm doch noch etwas helfen, weil, wie Ariſtophanes bemerkt, das Geſchwäz nicht bloß den Pöbel, ſondern auch oft ſeine Virtuoſen betäubt, und er nur einen, oder ein paar Richter zu betäuben hat: Aber was nuzen da Worte, wo doch das Schwert entſcheidet?

Die

Die Darstellung der Manifeste blendet doch den Pöbel, sagt man. — O so sehr Pöbel ist das Volk doch nicht immer, und wie es schon in der Natur des Menschen liegt, daß er den, der gesteht, daß er weder an Religion noch an Tugend glaubt, lange nicht so sehr haßt, wenn er alles nach seinen Leidenschaften abmißt, als den, der eben so handelt, und dabei doch immer Pflicht, Gott und Recht in dem Munde führt: so verabscheut auch das Volk den ungerechten Eroberer nicht so sehr, der treuherzig sagt, ich nehme, was mir nicht gebührt, weil ich will und kan; als den, der dem handgreiflichsten Unrecht die Maske des Rechtes aufhängen will. Es ist dem Besiegten und dem Zuschauer doch noch ein Trost, wenn der Sieger sich nur zum Meister der Kräfte eines Schwächern machen will; aber es ist eine wahre und grobe Insulte, es ist eine Beleidigung der ganzen Menschheit, wenn er sich anmaßen will, auch Herr seines Verstandes zu sein, und ihm seine Lüge von Recht und Unrecht für Wahrheit aufzudringen. Nichts gewinnt ein solcher um sich greifender Monarch durch seine Manifeste, als vielleicht daß einige seiner Schmeichler ihre Scham unter die Larve eines einfältigen Glaubens besser verstecken können, oder daß einigen Zeitungsschreibern und ihm gleichzeitigen Historiographen nicht ganz die Feder aus der Hand fällt, wenn sie den Fortgang

sei-

seiner ungerechten Waffen lobpreisen, und alle Götter des Olymps aufrufen, ihn mit Ehre und Sieg zu bekrönen; oder, daß nicht Orgel und Vorsinger ganz verstummen, wenn sie das Te Deum Gottslästernd anstimmen lassen. Was brauchen sie aber dazu so viele Mühe und Umschweife? — Um ein paar Louisd'or ist das ganze Chor der Zeitungsschreiber ihre; viel mehr werden die Linguet und Mirabeau auch nicht verlangen; die Hofschmeichler kosten noch weniger; und welcher Cantor wird nicht singen, welcher Oberhofprediger wird nicht predigen wie sie commandiren? Das Volk gewinnen sie und blenden sie mit solchen Maschinerien doch nicht. Das weis zu gut, was Krieg ist und was Räuberei; und die Nachwelt wird doch die Schminke abwaschen. Sie wird, was Suffetius dem Tullius ins Gesicht sagte, noch oft wiederholen, daß der König zum Schein ein Unrecht erlitten zu haben vorgegeben, in der That aber den Krieg nur aus Herschsucht angefangen; und sie wird die Prätexte der Kriege mit den Rechtsgründen der Kriege (denn nach diesem Unterschied theilen die Politiker die Manifeste ein) so wenig verwechseln als Livius, Florus, Sallust, Suetonius, Tacitus und alle denkende Geschichtschreiber sie verwechselt haben. Selbst die überwundenen Völker werden aber, wenn ihr Sieger sich zum Sophisten erniedrigt,

wie

wie die alte Hecuba des Seneca, sich gestehen, daß sie sich mehr ihres Herrn, als ihrer Knechtschaft, schämen.

Gesezt aber auch, die Könige könten unter dem Schein der Manifeste ihre Ungerechtigkeiten eben so verbergen, wie der Seeräuber des Boccalini seine Räubereien mit den vielen Mänteln zu decken hofte, die er auf dem Trödelmarkt kaufte; würden sie nicht zu besorgen haben, daß ihre alten und neuen Unterthanen ebenfalls unter diesen Mantel schlupfen lernten?

Als Lysander Athen erobert, und die Bundsgenossen dieser Republik ausgeplündert, und viele Schäze nach Sparta, das bis dahin nur zur Armuth gewöhnt war, gebracht hatte, schlugen, wie Plutarch erzählt, einige vor, daß man diese Reichthümer nicht unter das Volk kommen lassen, sondern daß man sie in dem öffentlichen Schaz verwahren solte, weil man sie zum Kriege brauchte, und doch die, durch die väterlichen Sitten geheiligte Enthaltsamkeit des Volks, ohne Gefahr nicht aufheben könte. Aber die Weisern bemerkten, es sei unmöglich, daß das Volk nicht auch anfangen solte, das Geld lieb zu gewinnen, wenn dasselbe sehen würde, daß der Staat selbst einen so großen Werth darauf sezte? Denn, sagten sie, die Laster und die Schlechtigkeiten der Regierungen verderben viel eher das Volk, als die Laster des Volks die Regie-

gierungen verderben können, weil es natürlich ist, daß das Verderben des Ganzen sich auf seine Theile verbreitet; wo hingegen, wenn der Staat noch gesund ist, er seinen angesteckten Gliedern leichter Schranken sezen, und sie wieder zurecht bringen kan. Was die weisern Lazedämonier, oder Plutarch in ihrem Namen in Rücksicht auf die Geldbegierde sagt, läßt sich, dünkt mich, eben so gut auf die Gerechtigkeit anwenden. Und wenn die Politiker untersuchen wollen, warum man bei den einzelnen Bürgern so wenig Treue, Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit findet; so werden sie die wahre Ursache dieses großen Zerfalls der Sitten weit eher in der politischen Freidenkerei unserer Regierungen, und in dem leichtsinnigen Spiel, das unsere Manifestenmacher mit der Gerechtigkeit treiben, entdecken können, als in der Schiefheit unserer Gesezе und in der übeln Verwaltung unserer Gerichte, wo man sie doch heut zu Tage fast allein zu suchen pflegt.

Ich bin beinahe überzeugt, daß, wenn Dionys und alle diejenige, welche den Dialog des Thucydides zwischen den athenienſischen Gesandten und den meleſischen Kommissarien tadeln, wenn diese ihn in dem Gesichtspunkt gesehen hätten, sie würden erkant haben, daß, da der Geschichtschreiber seine Landsleute doch handeln lassen mußte, wie sie handelten, er durch das rohe Geständniß ihrer Ungerechtigkeit, das

er

er ihren Gesandten in den Mund legte, mehr für ihre Ehre sorgte, als unsere Manifestenmacher durch ihre durchsichtige Sophistereien der Ehre ihrer Prinzipale schonen.

Eben dieser Kritiker tadelt ferner die Stelle, wo die athenienſischen Gesandten sagen, daß sie sich vor den Lazedämoniern und denen, die gleich ihnen zu herschen gewohnt sind, weniger fürchteten, als sie sich vor ihren eigenen Unterthanen fürchten würden, wenn diese einmal aufstehen, und Herr über sie werden sollten. Denn, sagt der Kritiker, das hieße soviel, daß kein Tiran den andern hasse.

Mich dünkt, der Ausgang des peloponnesischen Kriegs hat die Anmerkung des Thucydides vollkommen gerechtfertigt. Jederman weis, daß die athenienſischen Aristokraten grausamer gegen den Staat gewütet haben, als Lysander selbst, und daß die Spartaner allein Athen wieder errettet haben, da Thrasybul die Aristokratie zu stürzen anfieng. Auch muß Dionys, da er dieses schrieb, gar nicht in den Geist der griechischen Verfassung eingegangen sein. Sparta und Athen waren gar nicht dazu eingerichtet, Länder zu erobern, und ihre Eroberungen wie die Perser durch Satrapen oder durch Proarchonten regieren zu lassen, wie die Römer die ihrige durch Prokonsule regieren ließen. Die Gleichheit, welche die Demokratie sowohl als die Aristokratie fodert,

dert, erlaubte eine solche Einrichtung nicht, und das Schicksal Roms hat in spätern Zeiten gelehrt, wie gefährlich sie ist. Die griechischen Staaten wählten also einen andern Weg, oder sie gaben vielmehr nur der Einrichtung, welche die Noth bei dem persischen Einfall angelegt hatte, eine andere Gestalt. Sie begnügten sich mit dem Rechte, Haupt des Bundes zu sein; aber um diesen Vorzug mit aller Strenge des Despotismus zu behaupten, schickten sie entweder ganz von ihnen abhangende Kolonien in die eroberten Provinzen, oder sie legten Garnisonen in die Städte, oder sie schwächten sie soviel sie konten, und sezten sie dadurch ausser Stand, ihnen zu schaden. Diese Politik der Spartaner, welche, wie man sagt, auch einigen Kaisern in Deutschland eigen gewesen sein soll, zeigte sich am deutlichsten in dem für Griechenland so gefährlichen Frieden des Antalcidas; und die Athenienser kanten dieselbe nur zu gut. Deswegen läßt Thucydid ihre Gesandten ganz richtig auch so reden, wie er that. Die vom Dionys getadelten Worte sagen auch gar nicht, daß ein Tiran den andern nicht hasse; obgleich diese Bemerkung so richtig ist, daß selbst in neuern Zeiten immer der eine den andern zum Beispiel nimt, und Europa, wie dasselbe seine meisten Lüste aus Asien und Afrika genommen hat, auch seine Regierungskunst schon größtentheils daher geholt zu haben scheint. Aber das wolte

Thu-

Thucydid hier nicht sagen, sondern die Gesandten wolten sagen: von den Lazedämoniern haben wir mehr nicht zu befürchten, als daß sie uns zu demütigen Mitständen des griechischen Staatskörpers werden machen wollen, denn sie streiten nur deswegen mit uns, weil sie wieder das Haupt der griechischen Staaten sein mögten, wie sie es zu Pausanias Zeiten waren. So etwas können aber die Völkerschaften, die uns zinsbar sind, nicht erwarten; wenn die also aufstehen gegen uns, so geschieht es aus Rache, und deswegen werden diese nicht aufhören, bis sie uns ganz vernichtet haben.

Auch die Stelle tadelt der Kritiker, wo die Athenienser den Melesiern beweisen wollen, daß ihre Freundschaft ihnen mehr schade, als ihre Feindschaft. Ich gebe zu, daß die Stelle schwach ist; und Thucydid würde diesen Dialog sich selbst ähnlicher gemacht haben, wenn er den Gedanken, den Dionys ihm unterlegt, und der ihm wirklich im Sinn lag, gerade so ausgedrückt hätte, wie der Kritiker ihn ausdrückt; nämlich den, welchen nachher ein römischer Tiran, den sie Kaiser nanten, hatte, als er sagte: Oderint, dum metuant. Selbst der Gedanke aber, so platt hingelegt wie Dionys ihn ausdrückt, würde weit erträglicher für die Melesier gewesen sein, als wenn die Athenienser ihn gesagt hätten, wie unsere Manifestmacher den Feinden ihrer Prinzipale,

le, und oft die Minister und Regierungen den Unterthanen sagen: wir drücken oder bekriegen euch nur um euch glücklicher zu machen; wir suchen nichts als euren Vortheil, wir schonen unsers Bluts nicht, schonen keines Aufwandes, um euer Wohl zu befördern. Die Fabel von den Thränen des Krokodils ist wohl auf die Prinzipale dieser Manifestmacher gemacht worden. Wenn die atheniensischen Gesandten den Melesiern nicht so etwas, sondern geradezu sagten, wir wollen Euch nicht zu Freunde, sondern zu gehorsamen Knechten machen; so war das offenbar ein Beweis der Achtung, die sie noch für sie hatten. Wie mehr als boötisch stupid hätten diese Insulaner sein müssen, wenn sie eine Sprache, die im Munde des Aristides und des Cimon schicklich war, noch von den Zeitgenossen des Perikles und des Alcibiades, und der Zerstörer von Mitilene erwartet hätten? Und welch ein Volk wird sie auch in den neuern Zeiten ertragen können, wo doch Worte so viel vermögen? Welches würde dem heuchlerischen Manifestmacher, der so etwas sagte, nicht antworten: warum giebst du dir so viele Mühe, Leute glücklich machen zu wollen, die das nicht verlangen, indessen so viele deiner eigenen Unterthanen so weit von allem Schein von Glück und Wohlstand unter dir entfernt sind? Zeig uns erst einen deiner alten Unterthanen, den du glücklich gemacht hast; ausge-

genommen deine Höflinge, oder deine Parteigänger, oder deine bezahlten Diener; und wenn du das kanst, so wollen wir dir glauben! —

In dem folgenden tadelt der Kritiker noch zwo Stellen, welche er aber, dünkt mich, nicht recht verstanden hat; ob es gleich lächerlich ist, daß ich, der ich kaum ein Schüler dieses Meisters hätte werden können, denselben eines Misverstandes seiner eigenen Sprache beschuldige. Es gieng ihm aber bei dieser Stelle, dünkt mich, wie es oft den Kritikern, wenn sie Fehler, und den Panegyrikern, wenn sie Tugenden suchen, zu ergehen pflegt.

Da, wo die Gesandten sagen, die Melesier sölten es nicht machen wie die, welche die sichtbaren Rettungsmittel, so lange sie noch in ihrer Hand sind, ausser Acht lassen, und sich auf Orakel und Zeichendeuterei verlassen, welche ihre Hofnungen betrügen; da legt der Kritiker denselben den Sinn unter, als ob sie sagten, die Orakel wären betrügerisch, und ein frommer und gerechter Mann brauche keine. Offenbar wollen die Gesandten nur sagen: da die gegenwärtigen Umstände euch keine Rettung vor Augen sehen lassen; so würdet ihr eben so unweise eure Hofnung auf die Zukunft bauen, womit Ihr uns droht, als diejenige unweise handeln, die sich sichtbar in Gefahr stürzen, und hoffen, daß unsichtbare Kräfte sie herausziehen werden. Und darin sehe ich

nichts, was die Athenienser bei ihrer formalen Religiosität nicht hätten sagen können.

Die folgende Stelle verdreht Dionys noch mehr. Wenn Thucydid die Gesandten sagen läßt: Die Hülfe der Götter wird uns wohl endlich auch nicht verlassen, weil wir ja nichts verlangen noch thun als was menschlich ist, sowohl in Rücksicht unserer Pflichten gegen die Götter, als auch in Ansehung dessen, was wir uns selbst schuldig sind; denn es scheint uns, daß die Götter so, wie wir sie uns wenigstens denken, und daß die Menschen offenbar von Natur selbst so beschaffen sind, daß der Stärkere immer Herr des Schwächern sein müsse; wenn die Gesandten das sagen, so meint der Kritiker, dieses wäre ganz unverständlich; denn die Säze: daß alle Menschen die Götter nur durch ihre Meinung von ihnen kenten; das Recht unter sich aber, nach dem gemeinen Gesez des Stärkern abzumessen pflegten, hiengen gar nicht zusammen. Und so wie Dionys sie verstanden zu haben scheint, hängen sie auch nicht zusammen. Aber er scheint mir zu übersehen, daß Thucydid die Worte δοξη (durch ihre Meinung) und σαφως (offenbar, augenscheinlich) einander entgegen seze. Er sagt also: Götter und Menschen handeln nach dem Gesez der Gewalt; jene, in sofern sie das sind, was wir von ihnen sagen; diese, wie wir täglich vor Augen sehen.

Er

Er zielte ohne Zweifel damit auf die Legende vom Verfahren des Jupiters gegen den Saturn, worüber Aeschylus seinen Prometheus so harte Dinge sagen läßt, und auf die andere Göttergeschichten, über welche Homer und die alten Dichter nicht weniger sagen. Diese Stelle hängt also ganz wohl zusammen. Glaubt aber Dionys, wie er in der Folge weiter bemerkt, daß wenigstens diese Gedanken nicht hätten so roh ausgedrückt werden sollen: so muß ich hier wieder bemerken, daß wenn die athenienſiſchen Gesandten vor dem Volk, das ſie ſo ungerecht angriffen, ein andres tertium comparationis zwiſchen ihren Prinzipalen und den Göttern geſucht hätten, welches den Manifeſtmachern immer ſehr leicht ſein wird, ſie nothwendig ſich und ihre Republik noch abſcheulicher und verhaßter gemacht haben würden.

Ich erinnere mich hiebei einer Geſchichte, die ich, wenn ich nicht irre, in Plutarchs Traktat von Anhörung der Dichter, oder ſonſt wo geleſen habe, und die mir ſehr zu beweiſen ſcheint, wie wenig ſchöne Worte ſchlechte Thaten bedecken oder verſchönern können; und wie ſehr ſie dem, der da ſchminkt, und dem, der geſchminkt wird, zu ſchaden pflegen. Die Geſchichte betrift zwar nur einen Dichter, aber daß die meiſten Manifeſtmacher in die Klaſſe der Dichter gehören, iſt bekant.

Dionys der Tiran von Syrakus hatte, ehe er noch Schulmeister in Korinth wurde, einen Dichter, entweder weil derselbe des Tirannen Verse nicht schön fand, oder weil er sonst ein Epigramm, oder etwas auf ihn gemacht hatte, in die Steinbrüche geschickt. Ganz Sizilien, und wer diese That hörte, hatte Mitleiden mit dem Dichter, und rächte sein Unglück billig durch den bittersten Spott und die heftigsten Verwünschungen an dem Tirannen. Den Dichter aber vergötterte das Volk, und der schlechteste Vers seiner Muse, die oft sehr schlechte machte, wurde ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Nach mehreren Jahren ließ der König den Dichter los, dieser war aber in der Zeit so äusserst schlecht und nichtswürdig geworden, daß sein erstes Gedicht seiner befreiten Muse ein Hymnus selbst auf den Tirannen war; worin er ihn, und ich weis nicht welchen andern Tirannen als zwo Säulen der Gerechtigkeit darstellte, welche die Hand der Götter zum Wohl der Menschheit aufgerichtet hätte. Von dem Augenblick an verdammte ganz Sizilien den Dichter wieder in die Steinbrüche, wohin ihn auch Dion gesezt haben würde, wenn er ihn nicht zu sehr verachtet hätte; kein Mensch aber dachte deswegen besser von dem Tirannen, vielmehr verabscheute man ihn destomehr, weil man dieses Beispiel als einen

nen Beweis ansahe, daß die Tirannei selbst die Seele tödte.

Thucydid kante also wohl die Menschen besser als sein Kritiker; und hütete sich wohl durch gleißnerische Beschönigung der Ungerechtigkeit seiner Landsleute diese noch verhaßter, sich selbst aber verächtlich zu machen. —

Ich bin nicht Politiker genug, um zu entscheiden, ob die Raison d'Etat einen ungerechten Krieg gerecht machen kan;

Ich bin nicht Moralist genug, um zu entscheiden, ob der Heldentrieb, der Eroberer der seinen Nachbar angreift, und ihm das Seine nimmt, zu entschuldigen ist;

Ich bin nicht Arzt genug, um zu entscheiden, ob der Paroxismus eines unruhigen, zwecklosthätigen Monarchen seine ungerechten Kriege nothwendig macht; wie man sagt, daß es Wahnsinnige gebe, die nicht ehe zur Ruhe kommen, bis sie Blut sehen;

Ich bin endlich nicht Theolog genug, um zu entscheiden, ob die Holokausten, Hekatomben, Weihen, Oelbestreichungen, Beichten und Absolutionen und alle die Viatica der Sterbenden alter und neuer Zeit die Stimme des Blutes geschwei-

schweigen können, das in ungerechten Kriegen immer einige Töne höher schreit, als beim gemeinen Straßenraub und Menschenmord; aber ich weis, daß der Monarch, der einen ungerechten Krieg führt und dabei sagt: ich thue es, weil ich Vortheil dabei habe, oder, weil ich auch einen Plaz in der Welthistorie haben mögte; oder weil ich im Paroxismus bin; oder weil ich glaube, daß heidnischer, jüdischer oder christlicher Ablaß mich immer entsündigen wird: ich weis, sage ich, daß der Monarch, wenn er gleich eben so gehaßt und verabscheut werden muß, doch nicht so verachtet wird, als der, welcher an seine Wolfshaut noch wie Lysander den Fuchsbalg annäht. — Und dieser meiner Erfahrung nach halte ich dafür, daß Thucydids Dialog die Kritik des Dionys nicht verdient hat.

Schlosser.

---

2. Thales

2.

Thales und Solon.

Milet.

Solon. Wie gesagt, lieber Thales, wäre nicht Athen meine Vaterstadt, so würd' ich wünschen, daß Milet es wäre. Diese treffliche Lage am Meer, dieser milde Himmelsstrich, dieser fröhliche gutmütige Karakter des Volks — mehr noch als alles dies, deine Gesellschaft, machen, daß ich gleichsam neu verjüngt mich fühle.

Thales. Sehr verbunden dafür, lieber Solon; wofern du mir nicht schmeichelst!

Solon. Schmeicheln? Pfui, Thales! Das Gift der Natter ist schädlich; schädlicher noch die Stimme des Schmeichlers. Sicher würdest du nie mit jener deinen Freund vergleichen, minder noch mit dem leztern verwechseln. — Nein, nackte Wahrheit ist es, wenn ich deinen Umgang für lehrreich, dein Gespräch für unterrichtend, dein Betragen für musterhaft preise. — Zwar nennt der Ruf dich längst den Weisen; zwar schäzt' ich dich aus deinen Briefen. Doch kant' ich meistens nur den Mann in dir, der Sonnenfinsternisse vorher

vorher sagen, Piramiden messen *) kan; der begierig nach den Sternen blickt, und drüber der Gruben auf der Erde vergißt.

Thales. Ha! ha! (lachend) ist dies Mährchen auch bis nach Athen gedrungen?

Solon. Als ob Mährchen nicht gewöhnlich schneller und weiter als Wahrheit sich erstreckten — An den seltnern Mann nimmt der Haufen gewöhnlicher Menschen nur allzugern Rache; leiht nur allzugern ihm Fehler, die seinen Werth vermindern. Daß auch dich dies Geschick betraf, ist kein Wunder. — Doch da du des Guten so viel an dir trägst, und da du mir frei zu reden vergönnst, so sage mir, warum du eine einzige Pflicht ganz verabsäumst?

Thales. Welche?

Solon. Du bist unverehlicht; und warst es stets, wie ich höre.

Thales. Ich war es, bin es, und werde es seyn.

Solon. Aber warum dies?

Tha-

*) Thales soll zuerst unter den Griechen Verfinsterungen der Sonne verkündiat, und den Aegyptiern gelehrt haben, die Höhe ihrer Pirsmiden durch den Schatten zu messen.

Thales. (munter) Auch meine Mutter befragte mich so oft. Vor dem dreißigsten Jahre antwortete ich ihr: daß ich noch allzujung — nach demselben: daß ich allzualt mich fühle.

Solon. Ein Einfall, der nicht übel klingt, wäre nur die Pflicht dem Staate Bürger zu erzeugen und zu erziehen, nicht eine so theure Pflicht; theuer für jedes Mitglied des Staats, und noch zehnfach theurer für dich.

Thales. Warum mehr für mich, als für andre?

Solon. Bist du so unerhört bescheiden, daß du nicht weißt, wie hoch dich dein Vaterland schäzt? Oder so eitel, daß du begehrst, ich solt' es dir neuerdings vorrechnen? — Thales, ein Mann, der einer solchen Achtung bei seinen Mitbürgern genießt, muß untadelhaft in mehr als einer Rücksicht sein. Nach dir bilden sich die Bürger Milets. Deine glückliche Ehe würde tausende, die jezt Hagestolze sind, zu gleichem Schritt ermuntern. Wie du deine Kinder erzögst, würden fortan tausende sie erziehn. Jede Lehre, die du deinem Sohn ertheiltest, wäre zugleich der ganzen Jugend Milets ertheilt, und dieser hundertfältige Nuzen — —

Thales. O halt ein, halt ein, weiser Solon; oder ich nenne dich nicht mehr den Weisen, und

bereu es, daß ich ehemals den Dreifuß dir zuerst zusandte *). — Daß viele in Milet mich achten; nicht wenige auch mich lieben, wohlan, das hoff' ich, und das glaub' ich gern. Doch so allgemein geschäzt, wie du mich schilderst — —? o da müßt ich das Volk nicht kennen! Nicht das menschliche Herz! und nicht seinen Hinterhalt, in welchem Haß und Neid gegen hervorstechende Bürger sich so verbergen.

Solon. So sei's, daß auf zehne, daß auf einen nur dein Beispiel wirkt! Sei es sogar, daß du ganz verkant, nichts thätest, als nüzliche Bürger erzeugen und erziehn; auch dann! die erste Pflicht bleibt doch: dem Staate nüzlich zu sein.

Thales. Die ich erkenne! Doch laß mich jezt zum ersten und leztenmale einen Umstand geltend machen, worauf ich mich noch nie bezog. Du lobtest kurz vorher meine Verdienste um Milet; nun ja, ich schmeichle mir deren einige zu besizen. Mein Rath half Fährlichkeiten überwinden; mir verdankt mein Vaterland die Freundschaft des Persischen Siegers **); mir manches Gesez, das für Milet

*) Anspielung auf eine bekante Anekdote, wo ein aufgefischter Dreifuß, der dem Weisesten gegeben werden solte, in einer Reihe von weisen Männern herumlief, bis er endlich dem Apoll geweiht war.

**) Crösus, ehe er den Krieg gegen Cyrus anfing, warb um die Bundsgenossenschaft der Milesier.

Thales

Milet so ersprießlich war, wie die deinigen für Athen. Wenige Mitbürger thaten soviel, und zum mindesten that keiner mehr. — Wohlan, hab ich durch dies alles nicht erfüllt, was gegen meine Vatererde mir oblag? Kan Ueberschuß auf einer Seite den Abgang der andern nicht ersezen? — Begehrst du vom Krieger, daß er zu gleicher Zeit seinen Acker pflüge? Vom Kaufmann, daß er den Staat weislich regiere? Warum willst du von demjenigen, der am Steuerruder seines Landes sizt, fodern: daß er auch jede Pflicht des gemeinen Bürgers erfülle?

Solon. Ich fodre es; weil nie dies Vaterland unser Schuldner wird, und wir stets die seinigen bleiben. Weil jede Kraft in uns ihm zugehört, jede, die ungenüzt verraucht, unsern Werth im Auge der Redlichen und im Gerichte der unsterblichen Götter vermindert. — Doch sei es, Thales! habe soviel du willst, für Milet gethan; habe alle Verbindlichkeit mit Wucherzins bezahlt; auch dann giebt es der Rücksichten mehrere noch. — Sage: mögtest du wohl einem andern redlichen Mann das höchste Glück seines Lebens rauben? Mögtest du?

Tha-

Thales widerrieth sie zu schließen; und dies war bei des Kriegs unglücklichen Erfolg sehr vortheilhaft für Milet.

Thales. Bei dem unendlichen Wesen, nein!

Solon. Sieh, und doch hast du einem sehr redlichen Mann, — hast dir selbst des Lebens höchstes Glück geraubt. Zu ruhen im Arme eines keuschen Weibes, einer liebevollen Gattin — welche süße Wollust, die kein Gott und keine Tugend verbeut! Sicher aufwachsen zu sehn, sich verjüngt zu fühlen, in Kindern, die uns gleichen — welche Freude, die den Olimpiern selbst nicht reiner zu Theil werden kan!

Thales. (etwas schneidend.) Und der Schmerz über ein buleriſches Weib? der Jammer über ausgeartete Kinder?

Solon. Kan diejenigen nicht treffen, die weislich zu wählen, und sorgfältig zu wahren wiſſen! — Sieh, Thales, ich habe nur einen einzigen Sohn; aber wenn ich auf ihn blicke, als auf die Stüze meines Alters; wenn ich alle die Eigenſchaften ſeines Herzens, die Kräfte ſeines Geiſtes ſich entwickeln ſehe; o dann iſt jener weiland pralende Crösus mit allen ſeinen Schäzen nur arm gegen mich.

Thales. Fürwahr eine Freude, die ſelbſt einen funfzigjährigen Hageſtolz faſt bekehren dürfte.

Solon.

Solon. O laß dies Ernst, und den Zusaz fast vertilget sein! Noch bist du nicht zu alt, um Gatte und Vater zu werden; noch —

Thales. (einfallend) Still, lieber Solon, wenn ich bitten darf! Ich seh dort den Hegemon kommen. Er ist einer von denen, die alles wissen wollen, um alles ausschwazzen zu können. Erführ' er den Inhalt unsers Gesprächs, so würd' ich heute Abend noch das Mährchen von ganz Milet.

Solon. Und warum das Mährchen, da die Rede von einer Besserung ist? — doch es sei; mit dem Bedinge, daß wir umständlicher bald auf diesen Punkt zurückkommen. — Deine Hand drauf!

Thales (sie ihm reichend.) O sehr gern! — Wir kommen wieder drauf, Solon; das versichert dir Hand und Herz.

* * *

Etwa zwei Tage drauf.

Thales. Solon, (gleich drauf) zwei Fremde.

Thales. Und ist dies unwiderruflich dein Ernst, Solon, daß du morgen schon uns verlassen willst?

Solon

Solon (lächelnd.) Sprich lieber: Morgen erst. Verzög' ich überall so lange, wie in Milet, die Athener würden mein Ausbleiben mit den Reisen des Ulysses vergleichen.

Thales. Selbst dein Scherz verräth, daß es dir minder in Milet, als uns Milesiern bei dir gefällt. Denn du nennst lange, was unaussprechlich kurz mir dünkt. — Ah, sieh da unsern Cleon! Was bringst du?

Cleon. Mich selbst, und diesen Fremdling aus Argos, der so eben im Hafen ausstieg, und dessen erste Frage nach dir war.

Thales. Deine Aufmerksamkeit freut mich, Lieber! Nur wünsch ich dir sein zu können, was du begehrst, oder hoffest. — Wie ist dein Name?

Fremdl. Theombrotus.

Thales. Und kömst von Argos?

Fremdl. Bin von Argos; aber komme von Athen; von wannen ich vor wenigen Tagen abschifte, und günstiger Winde genoß.

Solon. Von Athen komst du? Wie gefiel es dir da?

Fremdl. Besser, als in Argos selbst. — Ueberall fand ich Spuren eines wachsenden Wohlstands und einer weißlichen Staatsverfassung. — Nur bedaur' ich den Karakter des Volks von einer

andern

andern Seite her kennen gelernt zu haben, als ich darauf gefaßt war.

Solon (aufmerksam werdend.) Doch von keiner bösen, will ich hoffen?

Fremdl. O nein! Aber ich hofte ein lustiges, jubelndes Volk zu finden; leichtsinnig, doch selbst in seinem Leichtsinn liebenswerth. — Wirklich zeigt es sich auch so in dem ersten Tagen meines Daseins; doch, als ich die Stadt verließ, war alles in tiefster Trauer.

Thales. Und warum? bedroht vielleicht Athen ein Krieg?

Fremdl. Keineswegs.

Cleon. Oder riß eine gefährliche Krankheit ein?

Fremdl. Nicht doch.

Solon. Oder solte ein innerlicher Zwiespalt — solte Pisistratus vielleicht seine ehrgeizigen Absichten — Theombrot, ich beschwöre dich: Sage hurtig, worüber trauerte Athen? — Ich bin ein Athener, und zittre.

Fremdl. O es war nichts, was eine so tiefe, noch minder, was eine so allgemeine Trauer verdiente. Bloß der Tod eines noch unerwachsnen Jünglings füllte aller Augen mit Thränen.

Thales. Und was hatte denn dieser Jüngling gethan, das ihm eine so allgemeine Liebe erwarb?

Fremdl. Er wenig; aber sein Vater desto mehr.

Solon (neugierig.) Sein Vater? Und wie heißt der?

Fremdl. Er heißt — heißt — (sich gleichsam anstrengend.) Sonderbar, wie ein Name mir entfallen kan, den ich wohl tausendmal hörte, und selbst aussprach. — Was den Schmerz der Athener vermehrte, ist: daß dieser Vater grad' abwesend sein mußte; daß er nicht einmal die Augen dieses Sohns zudrücken können, der sein Liebling und einziger Erbe war.

Solon (ängstlich.) Gute Götter, es war doch nicht — (sich wieder fassend) Doch nein; die lezten Nachrichten sind ja so neu und gut. — Wohlan, wenn du den Namen des Mannes vergessen hast, so wirst du doch wissen, durch welches Verdienst er den Athenern theuer und werth geworden war?

Fremdl. O ja! durch Beilegung der innerlichen Zwiste; durch Ertheilung vortreflicher Gesezze; durch —

Solon (voll unaussprechlicher Angst.) Mächte des Himmels! Dieser unglückliche Vater hieß doch nicht Solon?

Fremdl.

Fremdl (ganz kalt.) Richtig — Solon, richtig! so hieß er.

Solon. O ich unglücklichster, ich elendester aller Menschen!

Fremdl. (stuzend.) Wie?

Thales. O Theombrotus, o unseliger Bote! diesen Solon, diesen Vater jenes Jünglings siehst du hier.

Fremdl. Wie? du bist Solon? der weise Solon, der Gesezgeber Athens, der angebetete Vater deiner Vaterstadt?

Solon. Bin Solon, der bedauernswürdigste aller Menschen; der unseligste aller Väter; meines Sohns beraubt, und mit ihm aller Freuden des Lebens! — O! O!

Cleon und Theombr. Armer Greis, wie dauerst du uns!

Solon. O hätt' ich ihn nie erzeugt, da ich so ihn verlieren sollte! O wäre doch mein weises Haar längst hinab in die Grube gefahren. — Mein Sohn, mein Einziger! — Ach, als du beim Abschied an meinen Lippen hingst, als deine kindlichen Arme mich umfaßten; als du riefst: Kom ja wohlbehalten zurück, mein Vater; — hätt' ich da geglaubt, daß der Tod näher über deinen Haupt, als über den meinigen schwebe? — Ah, verwünscht sei dieser unselige Tag unsrer Trennung! Ohne diese lebtest du vielleicht noch.

Meine väterliche Sorgfalt hätte vielleicht vor Gefahren dich geschüzt, denen deine mutige Jugend trozte.

Thales. Lieber Solon, vergissest du im Schmerz, daß der Schluß der Parzen unausweichlich ist?

Solon. Nun, so hätte wenigstens mein Scheidekuß deine fliehende Seele aufgefangen: hätte sie begleitet; hätte — o mein Sohn, mein Liebling, mein Alles!

Thales. Dein Alles? — Verzeih' mir, Solon; ich ehre deinen Schmerz; aber du bist ungerecht gegen dich selbst. Viel, sehr viel mag dieser Sohn dir gewesen sein, doch alles hast du noch nicht mit seinem Tode verloren. Du hast Freunde, an deren Busen du flüchten kanst; hast ein ganzes Volk, das dich ehrt, liebt, und mit dir trauert; dem dein Leben wichtig, deine Weisheit nöthig ist. — Vorzüge, wie die deinigen, besizt kein Athener; doch mancher litt schon, was du jezt erleidest; Tröste dich nun mit den mehr als tausend Söhnen, die der Staat dir liefert, für den einzigen, den du so früh verlorst.

Solon. O du warst nie Vater, Thales; das hört man an deinen Gründen. Nur ein Vater kan wissen, wie unbeschreiblich es quält, von dieser Seiten her verwundet zu werden. Nur er kennt den namenlosen Jammer eines verwaisten

Alters.

Alters — Mann ohne Liebe, ohne Ehe, ohne Kinder! du kennst diese Gefühle nicht.

Thales (mit ganz geänderten Ton.) Habt Dank, ihr unsterblichen Götter, daß ich sie nicht kenne! denn ich sehe nur zu deutlich an diesem Beispiel, daß keine Folterqual die Schmerzen erreicht, die ein zerrißnes Vaterherz treffen. — Hab' auch du Dank, Solon, daß du selbst die Gründe jezt genügsam widerlegt hast, mit welchen du vorgestern erst mein ehloses Leben bestrittest. — Solon, dir starb kein Sohn; Athens Volk hat nicht über dich getrauert. Dieser Milesier sah niemals weder Argos noch Athen. Aber —

Solon (voll Staunen und Unwillen.) Wie, Thales, einen so grausamen Scherz —

Thales. Ich gesteh' es, er war ein wenig grausam. Doch die Staude, worauf Wahrheit wächst, pflegt gewöhnlich bitter zu sein; ihre Frucht hingegen nüzt. Durch eigne Erfahrung, durch den Augenschein, durch die Prüfung des weisesten unter den Griechen wollt' ich mich überzeugen: was stärker sei, Vaterfreude oder Vaterschmerz. Nun weis ich es, da im leztern Fall der milde Solon selbst mit dem Schicksal haderte, der standhafte Mann schier zum Weibe ward, und der gerechte Schiedsrichter von Athen ungerecht gegen Freunde und Volk sich bewies. — Wenn ich jezt

noch ein ehloſes Leben allen übrigen vorziehe, kanſt du drüber zürnen, mein überwieſner Freund?

Solon (nach einer kleinen Pauſe, wo er ſich gefamlet hat.) Ich zürne nicht; aber überwieſen haſt du mich eben ſo wenig. Du haſt meinen Vaterſchmerz geſehn, doch nie meine Vaterfreuden. — Ja, Thales, noch zittert, ich läugn' es nicht, mein alter kraftloſer Körper, von jener gewaltigen Erſchütterung; noch ſteht wahrſcheinlich in meinem Auge die Thräne des heißeſten Jammers. Doch ſiehſt du, Vorlauter, auch nicht die Wonne, die jezt meine Seele beim Gefühl: daß ich noch Vater bin, durchglüht. — Daß ſichtlicher der Schmerz, verſchloßner die Freude wirke, iſt ein altes Geſez der Natur. Auch ich kan daher jezt ſo laut nicht jubeln, wie ich kurz vorher weinen konte. Doch wiſſe: ſpräche jezt ein Gott zu mir: du Solon ſelbſt ſollſt dein Leben von neuem leben; kaum würd' ich gern dieſe Stimme hören. Doch daß er noch lebt — er mein Sohn! armer Thales, wie bedaur' ich dich, daß du dies Entzücken nie fühlen wirſt; nie fühlen kanſt!

A. G. Meißner.

---

3. Ue-

Digitized by Google

3.

Ueber Bürgers hohes Lied.

Wie man in einen großen prachtvollen Tempel tritt, wo alle vorhergehenden Eindrücke vor der Ahndung einer nähern Gottheit verschwinden, wo tausend heilige Betrachtungen sich verworren herandrängen, wo die Seele in der sie umgebenden Welt sich willig verliert, und Eins mit ihr zu werden scheinet; wie man dann, wenn das erste Staunen vorüber ist, sich sammelt, und nun ruhig, doch unaussprechlich gerührt, überall hohe Einheit und Vollendung wahrnimmt: so las ich zuerst Bürgers hohes Lied von der Einzigen, so verweilt' ich mich nachher bei seinen Theilen; einzelnen Strofen, Zeilen, Wörtern und Tönen. Eben so wirkte es auf Mehrere, die ich kenne. Ob es in Deutschland überhaupt viele Aufmerksamkeit erregt habe, läßt sich noch nicht mit Sicherheit entscheiden, ist aber kaum zu erwarten. Umständlich beurtheilt, wie ein solches Gedicht es verdient, ist es bis jezt nur ein einzigesmal. *) Ich glaube bei der Zergliede-

*) In der neuen leipziger Bibliothek.

derung desselben die Regel des Raphael Mengs befolgen zu müssen, welcher anräth, bei Kunstwerken die im Ganzen vortreflich sind, sich mehr um die Aufsuchung der Schönheiten als der Fehler zu bemühen. Denn, sagt er, das Schöne ist nur eins, und daher schwerer zu finden, der Abweichungen aber sind hundert.

Man erlaube mir, ehe ich an das Gedicht selbst gehe, noch einiges über den Gegenstand, die Anordnung und das Silbenmaß zu bemerken.

Unzählige haben die Liebe und das Glück derselben besungen. Tausend kanten sie nur vom Hörensagen. Tausend gaben dem schalsten und alltäglichsten Dinge von der Welt diesen Namen. Wenn du den Gegenstand des hohen Liedes ganz fassen wilst, so laß deinen betrachtenden Blick bei vielen der vorhergehenden Gedichte verweilen, mit denen es zusammen hängt.**) Nur auf solche Kämpfe konte ein solcher Triumf folgen. Wer für die Liebe gelitten hat, den belohnt sie. Seligkeiten, die fast über die Sphäre der Sterblichkeit erheben, kan der Mensch nur durch jahrelange Leiden erkaufen.

Und

*) Elegie als Molly sich losreißen wolte. Volters Schwanenlied; die Sonnette; an Adoniden; Molly's Abschied.

Und nun lies weiter in dem Buche, vernim die Klagen, die unmittelbar auf den Triumfgesang folgen, und weihe einen Seufzer dem Loose der Menschheit. Einen Becher voll Nektar wolte der Dichter seiner Braut am Feste der Liebe weihen, und siehe! er ist zum Trankopfer auf ihrem Grabe geworden.

Eine kurze Darlegung des Ganges und der Verknüpfung der Gedanken wird dazu dienen, uns bei der Betrachtung des Einzelnen das Bild des Ganzen immer gegenwärtig zu erhalten. — Der Dichter kündigt sein Lied an. Sein schönstes und höchstes Lied soll es werden, weil es seiner Geliebten zum Ehrendenkmaal bestimt ist, der er nur dies zu geben vermag. Er kündigts an im stolzen Bewußtsein des Vermögens, das sein jeziger seliger Zustand ihm dazu verleihet. Er ergießt seine Freude in eine Schilderung dieses Zustandes, so wie des vormaligen drückenden Elends, dessen er sich nun so plözlich entladen fühlt, daß ihm alles fast wie ein Traum dünket. Nichts ist natürlicher, als daß er nun diejenigen Eigenschaften der Geliebten preist, ohne welche ihm diese Seligkeit nie zu Theil geworden wäre: ihre ausdauernde Liebe und Treue; die Grosmut, womit sie jedem andern Glück entsagte, um sein zeitliches und ewiges Wohl zu retten. Jezt ist es die dringendste Foderung seines dankbaren Herzens, die Geliebte, die eben um dieser Gros-

Grosmut willen so harte Urtheile hatte dulden müssen, völlig zu entsündigen, und alle Schuld auf sich, auf seine wütende Leidenschaft zu nehmen. Die Schilderung dieser Leidenschaft führt ihn auf das, was sie erregte, und was zugleich bei dem ruhigen Zuhörer ihrer gewaltsamen Heftigkeit sowol das Widernatürliche als das Verdamliche benehmen muß; die geistige und leibliche Vollkommenheit, in deren Lichte ihm seine Geliebte erschien. Die Seligkeit, die eine solche Vollkommenheit in der innigsten Liebesverbindung gewähret, konte in ihm jene mächtige Begierde erzeugen, in welcher er eher fähig gewesen wäre, die Welt zertrümmern und sich unter ihren Ruinen begraben zu lassen, als auf ein Gut Verzicht zu thun, das nur Einmal für ihn in der ganzen Schöpfung vorhanden war. Jedoch ein gütiges Schicksal hat dies abgewendet. Mit dieser Betrachtung fällt er wieder in den Taumel der Freude und Dankbarkeit zurück, in welchem er anhub. Er will die Ehre seiner Geliebten auf ewig retten; er will sie zum Lohne für ihre Aufopferungen des schönsten Ruhmes theilhaftig machen, oder vielmehr: er hat es schon gethan. In diesem entzückenden Bewußtsein redet er den nunmehr vollendeten Gesang als den geliebtesten Sohn seines Geistes an, segnet und entläßt ihn mit der zuversichtlichsten Weissagung der Unsterblichkeit.

So

So wenig auch sonst eine logisch verknüpfte Ideenreihe in der lyrischen, besonders in der höhern lyrischen Poesie statt findet, so wird doch hieraus erhellen, daß Verstand, Fantasie und Empfindung sich hier immer die Hände bieten, und nie ganz fahren lassen. In unzerrißner, wiewol bald enger, bald weiter geschürzter Verbindung schweben sie durch den ganzen Gesang in mannichfaltigen Wendungen,

Gleich Ullers Tanz auf Meerkrystalle,

aus ihrem Thema wieder in ihr Thema zurück.

Ich darf das Silbenmaß des hohen Liedes nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, ob es gleich äusserst schwer ist, treffend darüber zu reden, zugleich aber auch die Besorgniß eintritt, was man sagt, werde größtentheils nur Ungläubigen geprediget sein. Die meisten machen sich so seltsame Vorstellungen von der Poesie, daß sie das Silbenmaß nur für einen zufälligen Zierrath halten, und es nicht begreifen, wie der Dichter in seiner Begeisterung, die sie für eine Art von Eingebung zu halten geneigt sind, Sylben messen und Töne gegen einander abwägen könne, ob sie gleich sehr wohl wissen, daß der Maler bei jedem Pinselstriche genau überlegt, was für eine Farbenmischung er zu wählen habe. Ein schönes Gedicht ist ja kein Exerzizium, welches

zuerst

zuerst prosaisch ausgearbeitet, dann mit Tropen und Phrasen amplifizirt, in ein beliebiges Silbenmaß, wie in ein fremdes Kleid hineingezwängt würde. Dem wahren Dichter schwebt sein Gegenstand zugleich mit der Behandlung desselben in der Idee, wenigstens dunkel, vor; oder vielmehr: Gegenstand und Behandlung fließen in seiner Seele in eins zusammen. Das Silbenmaß ist aber ein wesentliches Stück der Behandlung, vor allen andern im lyrischen Gedichte. Die Poesie ist ja ein Mittel, Ideen (im weitesten Sinne des Wortes) oder Modifikazionen der Seele mittheilbar zu machen, die es durch die gewöhnliche Rede nicht sein würden, und der ist der Geschickteste im Gebrauch dieses Mittels, welcher durch die Wahl und Stellung der Worte, durch Rhythmus, Klang und Reim, die Nüancen, das individuelle Gepräge seiner Vorstellungen und Empfindungen am vollkommensten nachzubilden versteht. Aber eben darum ist es auch schwer davon zu sprechen, weil das durch diese Dinge Ausgedrückte meistens in der Region dunkler Empfindnisse, gleichsam also ausser dem Gebiete der Sprache liegt, und, sobald man es mit dem kritischen Zergliederungsmesser berührt, in ein unwesentliches Nichts zu verschwinden scheinet. Man kan daher auch bei dieser Untersuchung mit dem Verstande sehr irre gehen, wenn man schon mit dem Sinne alles ganz richtig aufgefaßt hatte.

Was

Was den Reim betrift, so ist dem großen Haufen der Leser noch weniger zu verübeln, wenn sie, irre geleitet von einigen unserer angesehensten Kunstrichter, die aber entweder etwas harthörig oder von Vorurtheilen eingenommen waren, ihn nur für einen eitlen Kizel der Ohren halten. Im Grunde ist dies auch ein nicht sehr großes Uebel. Der Reim wirkt doch mit bei dem Eindrucke, den ein Gedicht auf sie macht, wenn sie es schon nicht glauben, oder nicht wissen, wie es damit zugeht. Diesen kan ich einstweilen, bis einmal jemand aus musikalischen und psychologischen Gründen die großen Schönheiten des Reims erklärt haben wird, das Zeugniß mehrerer großer Dichter, besonders Wielands, für dieselben anführen. Es würde hier zu weitläuftig sein, zu zeigen, daß es gar nicht gleichgültig sei, wie man reimt; (die Richtigkeit der Reimsilben, die ich schon voraussezе, abgerechnet) aber ich darf mich auf die Verständigen berufen, daß, wenn überhaupt in den Reimen viel liegt, der Verfasser des hohen Liedes ganz besonders viel hineingelegt, und in Rücksicht auf den Klang, die Neuheit und mannichfaltige Abwechselung derselben in diesem Gedichte alles geleistet habe, was in unsrer Sprache zu leisten möglich ist.

Das Silbenmaß ist einer doppelten Schönheit empfänglich: einer absoluten, die in dem Wohlklingenden und dem Ohre an sich Gefälligen

besteht; und einer relativen oder des Ausdrucks. Beide besizt, wie mich dünkt, das Silbenmaß des hohen Liedes in einem sehr hohen Grade. Mit großem Vorbedacht ist die Strofe aus lauter Versen von gleicher Länge (ausgenommen, daß die Hälfte davon katalektisch ist) zusammengesezt, weil in dem Gedichte kein stürmischer Taumel herscht, der mit dem plözlichen Steigen und Fallen der Empfindung auch ein plözliches Steigen und Fallen der Rhythmen erfodert, sondern die Seele sich nur auf den sanftern und gleichförmigern Wellen eines anhaltenden Entzückens wiegt. Mit eben so großem Vorbedacht ist hiezu der vierfüßige Trochäe gewählt, da der Gang des fünffüßigen Trochäen in unsrer Sprache zu elegisch, der des vierfüßigen Jamben zu rasch und fröhlich für dies Gedicht gewesen wäre; der drei und fünffüßige Jambe aber, jener zu viel tändelndes, dieser nicht Grazie genug gehabt hätte. Die ungemeine Lieblichkeit dieses trochäischen Verses, die beinahe an Weichheit grenzt, ist durch den weiten Umfang der Strofe, der einen vollen, doch nicht üppigen Periodenbau herbeiführt, in welchem sich der Gedanke wie ein zusammengelegter Stof auf einer geräumigen Tafel entfaltet, mit Pracht und Würde vereinigt. Der Einförmigkeit, die aus diesem weiten Umfange bei der Gleichheit der Verse entstehen konte, ist durch die mannigfaltigen Verschränkungen der

weib-

weiblichen und männlichen Reime, (die in der That fast alle, oder wenigstens die schönsten Stellungen von Reimen in sich enthalten) aufs glücklichste abgeholfen worden. Die Strofe zerfällt in zwei gleichlange Hauptglieder, die sich nicht wiederholen, sondern wie Vor- und Nachsaz, wie Phona und Antiphona, einander gleichsam antwortend entgegen tönen. Bald zu Einem Ganzen gebildet (wenn nämlich eine einzige Periode die Strofe ausfüllt) bald wie zwei verschwisterte Ganze neben einander gestellt; in der Einerleiheit verschieden, und in der Verschiedenheit einerlei; jedes in sich und im andern vollendet, bringen sie ein wundersames Zauberspiel von abwechselnden und doch symmetrischen Rhythmen hervor. Die erste Hälfte der Strofe steigt mit dem dreifachen weiblichen Reime melodisch empor; die andre sinkt anfangs ein wenig, bis sie mit dem weiblichen Reime ihrer vierten Zeile sich wiederum hebt und zum Schlusse hinabsenkt.

Man mache mir nicht den Einwurf, daß diese immer wiederkehrende Bewegung des Versmaßes, bei dem so verschiedenartigen Gedanken- und Bilderstof des Gedichtes nicht immer gleich passend sein könne. Der Strofenbau bezeichnet nur die allgemeine Seelenstimmung, welche die Grundlage des ganzen Gedichtes ist, und überall durchschimmert. Für den Ausdruck der einzelnen Empfindungen konte der Dichter ihn durch

die

die Stellung der längern und kürzern Pauſen, durch die verſchiednen Wortfüße, beſonders aber durch die Miſchung der Töne und die Wahl der Reime, hinlänglich modifiziren, ſo wie es ein geſchickter Tänzer verſteht, dieſelben Figuren, nach derſelben Muſik, jedesmal mit einem verſchiednen Ausdrucke zu tanzen. Wir werden mehrmals Anlaß finden, zu beobachten, mit wie vielem Glücke er dies wirklich gethan habe.

(Fortſezung folgt nächſtens.)

4.

Welch Wunder, wenn ſie dann Tirannen werden?

eine wahre Anekdote nach St. Simon.

Man weis, in welcher peinlichen Verlegenheit ſich Frankreich zu verſchiednenmalen während des Spaniſchen Sukzeſſionskrieges befand; wie eben derjenige Monarch, der zwanzig Jahr früher ganz Europa furchtbar geweſen war, nun Schlag auf Schlag bald durch den Verluſt anſehnlicher Schlachten, bald durch häusliche Todesfälle darnieder gebeugt ward; man weis: daß nur der unerſättliche Stolz ſeiner verbündeten Feinde ihn

von

von der Schmach und der Erniedrigung befreite, seinen Enkel abgesezt, und sein eignes Reich geschmälert zu sehn, daß bei solchen Umständen seine Finanzminister oft in mißlicher Lage sich befanden; und oft nicht wußten, wo die Summen für Staat und Heer, für Schuz und Truz aufgetrieben werden sollten, das begreift man leicht. Einer von diesen Fällen trug sich auch nach der Schlacht bei Malplaquet zu. Desmarets, damals Generalkontrolleur, nie ein großes Genie, doch auch kein schlechter Kopf, sah jezt keinen andern Ausweg vor sich, die nöthigen Summen, die in viele Millionen liefen, aufzutreiben, ausser wenn zu der ungeheuren Last von Abgaben, die schon jezt beinah das Volk zermalmten, noch eine neue, und zwar eine ausgiebige gefügt würde. Er wagte es daher einen neuen allgemeinen Zehnten in Vorschlag zu bringen; arbeitete in Geheim den ganzen Plan dazu aus, und legte ihn dann erst dem Monarchen vor, als es bloß noch an der königlichen Unterschrift zur Rechtskräftigkeit gebrach.

So sehr Ludwig XIV. schon drän gewöhnt war, seinen Willen für ein Gesez des Landes anzusehn; so unbarmherzig er bereits sein damals williges Volk belastet hatte; so kam ihm doch jezt diese neue fürchterliche Auflage so unerwartet, daß er sich unmöglich so fort dazu entschließen konte. Der bloße Gedanke daran beunruhigte seine Seele;

und

und man spürte einige Tage hindurch sichtliche Zeichen eines innerlichen Grams auf seinem Gesicht. Woher diese rührten, war nur äusserst wenigen bekant und begreiflich.

Zu derjenigen Zahl, die eines genauern Zutritts bei ihm genoß, gehörte auch Marechal, sein Leibchirurgus. Da dieser aufrichtig seinem Monarchen ergeben war, so machte ihn die so unerforschliche Traurigkeit endlich um die Gesundheit des schon bejahrten Fürstens besorgt; er that verschiedne Fragen an ihn; Ludewig gestand: daß ein verschloßner Kummer an seinem Herzen nage; ließ ein paar Worte über die gefährliche Lage seines Reichs bei so mächtigen und so unversöhnlichen Feinden fallen; und brach dann schnell wieder ab. Doch acht oder zehn Tage später erschien seine gewöhnliche Heiterkeit von neuem, er rief Marechalu selbst zu sich, und sagte: Nun fühle ich mich wieder erleichtert; und ich will euch entdecken sowol, was mich bisher beunruhigte, als nun getröstet hat." Er erzählte ihm nun — was wir schon wissen; und schloß mit den Worten: „Mitleid gegen mein Volk, und Gewissenszweifel, ob ich auch so ein ganzes Land schätzen dürfe, quälten mich gewaltig. Endlich schloß ich mein ganzes Herz dem Pater Tellier auf; er bat um einige Tage Bedenkzeit, und kam gestern mit einer Schrift wieder: in welcher die geschicktesten Doktoren der Sorbonne ausdrücklich ent-

entscheiden: daß alles Hab und Gut meiner Unterthanen mir zugehöre; und daß ich, wenn ich es ihnen wegnehme, nur das Meinige wieder fodre. Diese Entscheidung hat mir die Ruhe meiner Seele wieder gegeben." — Bei diesen Worten verließ der Monarch seinen Diener, und es war ein Glück für diesen Leztern, daß Ludewig schnell sich umkehrte; denn die Bestürzung des ehrlichen Chirurgus war so groß, daß sein Gesicht leicht hätte verrathen können, wie verschieden er und P. Tellier denke.

Und wer war denn der Elende, der das aufwachende Gewissen eines Königs so schändlich wieder einschläferte; der ihm Grundsäze einflößte, die so verderblich fortgepflanzt worden sind? — Wer anders als ein Beichtvater, der, noch nicht ganz fest im Vertrauen des Monarchens, auf eine abscheuliche Art sich einzuschmeicheln suchte? — Zwar der damals schon längst andächtelnde Ludewig, das Spielzeug in den Händen einer frommen Maintenon und heuchlerischer Beichtväter, verdient mehr unser Mitleid, als unsern Unwillen. Aber wenn spätere Fürsten, die sich über Aberglauben erhaben wähnen, mit ihren Völkern nach P. Telliers Grundsäzen schalten; wer kan es dann sie zu entschuldigen wagen?

A — r.

5.

Noch ein Wort über die Französische Revoluzion.

G. den 2. Dezember, 1789.

Erwarten Sie denn etwa, Freund, daß auswärtige Staaten der geschwächten Partei in Frankreich ihre Macht leihen sollen? etwa, daß Deutschland und die Nordischen Mächte sich vereinigen sollen, um dem in Frankreich sterbenden Despotismus wieder lebendigen Odem einzublasen? daß die Europäischen Staaten ihr Volk und ihr Geld aufopfern sollen, um den französischen Aristokraten das Beneficium restitutionis in integrum angedeihen zu lassen? oder den getreuen Dienern derselben ihre Pensionen zu garantiren? oder der gelähmten Hofkabale wieder auf die Beine zu helfen? oder die Bastille wieder aufbauen zu lassen? oder die Lettres de cachet wieder geltend zu machen? oder dem Klerus seine Güter wieder zu schaffen? — Ich glaube, daß diese Erwartung vergeblich sein mögte; denn: Alles überdacht, wüßte ich nicht mehr als drei Gründe, wodurch fremde Staaten könten bewogen werden Partei zu nehmen: entweder Liebe zur gerechten Sache,

Sache, oder eigenes Interesse, oder Familienverbindung müßte sie in Bewegung sezen.

Die gerechte Sache der gegenwärtig leidenden Partei ist der Welt noch nicht so deutlich vor die Augen gelegt, daß öffentliches Mitleiden zu erwarten wäre. Noch hat sie keinen Patron weiter gefunden, als etwa den Baireuther Zeitungsschreiber und einige wenige von ähnlichem Gebäcke. — Daher beharren wir hier in unserm kalten nordischen Klima noch bey der Ueberzeugung, daß eine Nazion, die so lange gedrückt, ausgesaugt und bis zur Verzweifelung erschöpft worden ist; die so lange vergebens geseufzt, geduldet und von der Regierung Hülfe und Erleichterung gehoft hat, — vollkommenes Recht habe, sich endlich selbst Hülfe zu schaffen; Recht habe zu zeigen, daß die Wohlfahrt der fünf, und zwanzig Millionen Menschen, die sie enthält, wichtiger sei, als die menus plaisirs einiger Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüte; wichtiger, als die Bequemlichkeiten und nobeln Passionen der Großen, wichtiger, als die Prärogativen der hohen Geistlichkeit, auch wichtiger, als der Einfluß des Hofes auf die Staatsangelegenheiten von Europa: thätig zu zeigen, was in der Theorie oft genug vergebens gezeigt worden ist, daß der freie und ungekränkte Genuß der Menschen- und Bürgerrechte das Erste sei, worauf der Staat sein Vermögen und die ganze Summe seiner Kräfte verwenden müsse.

Wir haben also auch noch das gute Zutrauen zu unsern Fürsten, sie werden die nur angeführten Rechte Einer der ansehnlichsten Nazionen respektiren; werden sich nicht zu Schiedsrichtern aufwerfen, wo kein Streit ist: denn, wie könte man die Verhandelungen einen Streit nennen, in welchen König und Nazion einig *) sind, während daß einige Eigennüzige darüber schreien, daß man sie in der ruhigen Ausübung ihrer Mißbräuche gestört

*) Es ist ein sehr glücklicher Umstand für Frankreich, daß der König, freiwillig oder genöthiget, im Lande geblieben ist und an den neuen Einrichtungen thätigen Antheil nimt. Denn, wenn der Fürst, so bald es anfängt unruhig zu werden, sein Land verläßt; so ists, als wenn bei entstehender Feuersbrunst diejenigen, die Anstalt zum Löschen machen solten, davon laufen. Es ist leicht, ruhigen Unterthanen zu befehlen und Befehle zu exequiren, wo Niemand widersteht: Aber Gährungen zu dämpfen, ehe sie ausbrechen, und ausgebrochene ohne harte Mittel zu stillen; Misvergnügte zu beruhigen, öffentliche Beschwerden abzustellen; das, das ist Fürstenkunst, auch Fürstenpflicht. In allen Fällen ist die Gegenwart des Souverans von großem Nuzen, wenigstens um des Volks willen, welches allezeit einen Mann mehr respektirt als ein Papier. Gewaltthätigkeiten hat er nicht zu befürchten, wenn er geliebt ist; und wenn Pasquille kommen, so muß er — den Inhalt in der Stille beherzigen, und das Papier zerreißen.

Digitized by Google

stört hat; werden die Franzosen nicht hindern wollen, sich endlich eine Konstitution zu schaffen, die sie bisher nicht gehabt haben: denn verjährte Unterwerfung unter die Gewaltstreiche einer despotischen Regierung wird hoffentlich kein Vernünftiger eine Konstitution nennen; werden es sich nicht anmaßen, dem Volke von Frankreich die Rechte, die es errungen, die ihm der König zugestanden hat, Rechte, die der Adel selbst zu lang verkante Rechte nennt, wieder aus den Händen zu reißen; werden sich durch eigenmächtige Einmischung in fremde Händel nicht den Vorwurf zuziehen, daß sie, um der Despotie ein Kissen unterzulegen, das Natur- und Völkerrecht beleidiget haben; werden endlich den König von Frankreich nicht so misgünstig behandeln, daß sie der Nazion wehren wolten, ihrem Könige Rechte zu bestimmen und zuzusichern, der bisher selbst nicht wußte, ob er Rechte hatte oder nicht.

„Aber, die Politik fragt nicht nach dem Räsonnement des Philosophen, sobald das eigene Interesse entscheidet.“ Das kan sein, und ich kenne das Interesse der Kabinetter vielleicht zu wenig, um zu bestimmen, welchem von allen daran liegen könne, daß das Kabinet von Versailles jenes politische Vollgewicht wieder erhalte, von dem es zum großen Vergnügen anderer Staaten schon vor dem Ausbruche der Revoluzion einen großen Theil, und vielleicht mehr als einen Theil,

ver-

verloren hatte. Indessen, so viel ich sehe, können die nordischen Mächte nicht aufrichtig wünschen, daß im südlichen Theile Europens eine Macht bleibe, die ihnen das Gegengewicht hält. Die bisherige Maxime der französischen Politik war ohne Zweifel: sich auf jede Art zu vergrößern und die Schwächung der andern mächtigen Staaten auf jede Art zu befördern; bei Allem, was in Europa vorging, wenigstens ein Interesse zu haben: Und wer verliert Etwas dabei, wenn das künftig anders ist? Wenn das System, welches jezo angelegt wird, je Konsistenz bekomt; so kan Frankreich ein innerlich starker, ein mächtiger, ein unerschütterlicher, ein meisterhaft organisirter, aber es wird nie ein erobernder Staat werden: es wird vollkommen im Stande sein, sich zu behaupten, *) aber nie den Kitzel fühlen sich zu vergrößern. Was könte nun den übrigen europäischen Mächten daran liegen, jenem Polypen, der seine schlüpferigen Glieder vorhin nach allen zwei und dreißig Winden streckte, die Reproduktionskraft wieder zu geben, die er durch gänzliche Zertretung nun verloren zu haben scheint?

„Aber

*) Mag es doch isolirt stehen! Bis jezt bedarf es noch keiner auswärtigen Hülfe, wenn es nur auch mit auswärtigen Angriffen verschont bleibt. Ist erst die innere Ordnung wieder hergestellt, so wird, denke ich, die Zeit bald genug kommen, da es andere Staaten interessant finden, die jezt abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen.

Digitized by Google

„Aber es ist die gemeine Sache der Könige; das Interesse aller regierenden Häuser: denn, welcher Thron wird künftig fest stehen, wenn das Beispiel epidemisch würde?“ Ja, allerdings ist's das Interesse aller regierenden Häuser, an der französischen Revoluzion zu lernen, daß die Saiten endlich springen, wenn man sie zu hoch spannt; daß die Menschen jezt ihre Rechte besser kennen gelernt haben, als zu den Zeiten, da der weltliche Despotismus noch unter der Protektion des geistlichen und der blinde Gehorsam noch unter der väterlichen Gewalt des blinden Glaubens stand; daß bei aller Erschlaffung, die man dem luxurianten Jahrhunderte Schuld giebt, die Nerven der Nazionen doch noch Spannkraft genug haben, um das Joch zu zerbrechen, wenn die Usurpatoren der Autorität es zu schwer machen.

„Solten indessen nicht auswärtige, sonderlich benachbarte Staaten, die durch Räuberbanden und schwärmende Horden von Frankreich her beunruhiget, und selbst durch das böse Beispiel revoltirender Unterthanen gefährdet werden; solten diese nicht endlich nöthig finden, das zu thun, was die französische Nazion selbst gleich vom Anfange hätte thun sollen: nämlich, den Gehorsam gegen die Gesezе, die vernünftige Unterordnung der Stände, die ungehinderten Verrichtungen der Staatsbeamten zu erhalten; dem Bürger Leben und Eigenthum zu sichern: denn, was

hilft

hilft die neue Konstitution denen, die, ehe sie zu Stande komt, geplündert, gehenkt und massakrirt werden? der traurigen Anarchie, nebst den damit verbundenen Verwirrungen aller Art ein Ende zu machen, und dem noch sehr zu befürchtenden bürgerlichen Kriege zuvor zu kommen; kurz, die politische Ordnung wieder herzustellen, ohne sich deswegen für die Eine oder die Andere der Staatsparteien zu erklären? " —

Der Endzweck scheint gut zu sein: nur von der Art ihn zu befördern habe ich noch keine klare Vorstellung. Wenn benachbarte Länder durch die ausgestoßenen Hefen des französischen Volks beunruhiget werden, so können sie ihr Hausrecht brauchen und sie über die Grenze weisen. Wollen sie aber weiter gehen und sich in Frankreichs Hausangelegenheiten mischen; so kan das, denke ich, nur auf zweierlei Art geschehen: entweder durch guten Rath oder durch Gewalt. Guten Rath könte vielleicht mancher Ausländer wol geben: denn es ist Etwas sehr gewöhnliches, daß der Zuschauer das Schachbret besser übersieht, als beide spielende Parteien. Allein, soll er hier Statt finden; so komt es doch immer erst darauf an, ob die Franzosen ihn annehmen wollen? Nun sehe ich die Männer der Nazionalversamlung nicht für so selbstgenügsam an, daß sie allen guten Rath verwerfen solten: allein solchen Erinnerungen, die

Ein

Ein Staat dem Andern in Form der Ministerialnoten giebt, fehlt immer das Wesentlichste, um Eingang zu finden, nämlich die Aufrichtigkeit. Die Sprache klingt, wie menschenfreundliches Wohlwollen, welches anlockt; aber der wahre Sinn schmeckt nach politischem Eigennuze, welcher zurückstößt. Also Exekution? Nun dann wäre fürwahr das Heilmittel schlimmer, als die Krankheit. Die guten Freunde des Hofes oder des Staats solten die Nazion selbst bekriegen, um sie vor einem bürgerlichen Kriege zu bewahren; und sich am Ende wol gar noch von ihr den Kriegsaufwand bezahlen lassen? Das hieße in Wahrheit den Kranken todtschlagen, damit er nicht etwa in eine schwerere Krankheit verfallen mögte: der schrecklichen Anmaßung nicht zu erwähnen, deren sich der Staat schuldig machte, der mit den freien Franzosen aus einem Tone sprechen wolte, wie die Niederrheinisch-westphälischen Kreisstände mit den Lüttichern. Daß in Frankreich jezt große Unordnungen und Ausschweifungen vorgehen, ist unleugbar; aber es ist abzusehen, daß ihrer bei ruhigem Fortgange der Geschäfte, so wie sie jezt eingeleitet sind, von Tag zu Tage weniger werden müssen. Komt aber zu den innern Uebeln noch ein Krieg von außen; dann ist der Untergang der Nazion unvermeidlich. Nun, das wäre doch noch eine nachbarliche Hülfe! Nein, ich mögte mich gern überreden,

den, daß die europäischen Höfe aus ihrer Politik die barbarische Maxime verbannet hätten, nach welcher jeder Staat durch sein eigenes Interesse berechtiget ist, den Untergang seines Nachbars zu bewirken. Wenn mein Nachbar sein Haus bauet, so ist mirs freilich unangenehm, daß ich durch das Gehämmer der Arbeiter in der Mittagsruhe gestört werde: aber solte ich darum befugt sein, ihm Feuer ins Gehöfe zu werfen? Bei solchen Gährungen, wie jezt in Frankreich sind, ist Nichts unpolitischer, als mit dem Schwerte drein schlagen zu wollen. Rechnen Sie doch nur ein wenig auf die wohlthätige Zeit, und Sie werden sehen: die französische Konstitution wird fest werden, wie die Amerikanische fest geworden ist. Was jezt Unruhe macht, ist theils der eigensinnige Troz der Parteien, die gekränkt zu sein glauben; theils die zügellose Wut derer, welche aus Unverstand die Freiheit für Gesezlosigkeit halten. Mit beiden wird sich's geben. Am Ende sehen die Brauser und eigensinnigen Köpfe, daß es die beste Partei sei, sich zu vereinigen: und Gesindel muß einer vernünftigen Regierung nie Kopfweh machen.

Und, wieviel rechnen Sie denn auf die Familienverbindungen? Solten sie einiges Gewicht haben; so fühlen es doch nur die Höfe, und nicht die Völker. Gleichwol können die Höfe

se ohne die Völker Nichts thun. Durch Verhandlungen läßt sich das nun nicht mehr machen; also müßten es Waffen sein. Waffen erfodern Hände, und bei Gott! es gehören viel Hände dazu, einen so vielköpfigen Körper, wie die französische Nazion ist, zu übermannen: oder, halten Sie es für Etwas leichtes, ein Volk das für Sicherheit und Freiheit auf seinem eigenen Grund und Boden kämpft, durch ein Völkchen, das von fern kömt und die Waffen nur um's Tagelohn führt, dahin zu bringen, daß es tanzt, wie die Minister der auswärtigen Höfe pfeifen? Ich vermute, daß die bourbonischen Höfe sich Zeit nehmen werden, um Gründe und Gegengründe zu berechnen. Also bliebe Niemand übrig, als der römische Kaiser. Billig wär's freilich, daß er seiner gebeugten Frau Schwester auch so einen Liebesdienst erwiese, wie Friedrich Wilhelm der seinigen in Holland. Aber, mich dünkt, es würde ein größeres Stückchen Arbeit geben. Ueber dieses führt er ja Krieg mit den Türken, führt Krieg mit seinen eigenen Belgischen Insurgenten, führt auch wol noch einen heimlichen Krieg mit den Pfaffen. Oder soll er geschwind mit den Türken Friede machen, um seine Heere von der Save an die Seine marschiren zu lassen? soll er seine Niederländer bitten, sich nur so lange zu beruhigen, bis er die französische Nazion zu Paaren getrieben hat? Soll er seinen Erbländern noch

einige

einige Jahre die Kriegssteuer abfodern, um noch ein Paarmalhunderttausend seiner kraftvollen jungen Männer in Frankreich todtschlagen zu lassen? Soll er die paar Tropfen gesundes Blut und den Rest von Kraft, den seine Unterthanen etwa noch haben, vollends aufopfern? Das wird er schwerlich. Und gesezt auch, es wäre da im Trüben etwas zu fischen; so giebt's ja doch der Völker mehr in Europa, die dazu noch heile Haut haben, und denen es nicht so ganz gleichgültig sein würde, wenn sich das Haus Oesterreich in Einem Jahre nach Osten und im Andern nach Westen ausbreiten wolte.

Halten Sie mein Räsonnement, wofür Sie wollen. Es ist kein Manifest. Aber, ich werd's ja sehen, wenn die Höfe anders verfahren solten, als ich vermute, ob es nach stärkeren Gründen, als die meinigen sind, oder bloß aus mächtigem Belieben geschehen wird.

---

6. Ei-

6.

Einige Lebensumstände vom General van der Meersch.

Brief eines seiner ehmaligen Zeitgenossen an den Herausgeber des D. Museums.

Wie die Sache beschaffen sei, die jezt der General van der Meersch an der Spize der sogenanten patriotischen Armee vertheidigt? dies, dem Himmel sei Dank, ficht mich jezt in meiner Freistätte von Kriegs- und bürgerlichen Geschäften, wenig oder gar nichts an. Daß aber dieser gewiß tapfre Krieger nun schon drauf Anspruch machen könne, daß sein Name nicht sobald aus der Geschichte vertilgt sein werde; dies dünkt mich, kan ein jeder laut sagen: er stehe auch auf Seite des Kaisers, oder der Stände von Brabant. Da es sich trift, daß wir beide ehmals, wenn auch nicht persönliche Freunde, doch Kriegskameraden waren, so ist es sehr natürlich, daß ich jezt, wenn ich so oft seinen Namen in der Zeitung lese, mich alles dessen wieder erinnere, was ich vor nahe dreißig Jahren, von ihm sah, hörte, zum Theil mit erfuhr. Denn an was gedenkt der alte Soldat, dessen Degen nun ruht, weil seine Hand

zu

zu zitternd geworden, so gern, als an die Tage der Vorzeit! Im Lager kan er zwar nicht mehr auf bloßer Erde schlafen; bei Nacht und Wetter kan er sich nicht mehr an die feindlichen Städte und Schanzen hinschleichen: ins Treffen kan er nicht mehr stürzen; doch wenn er von ehmaligen Feldgenossen wieder hört, dann stellt ihm auch in seinem friedlichen Zimmer die Erinnerung dies alles im neuen Lichte dar; und dann (wenn nur keine Feigheit und keine bübische Gewaltthätigkeit ihn drücken) empfängt er oft diejenige Belohnung, die dem Redlichen, und dem thätig gewesenen Manne sichrer als alle fürstliche Belohnungen sind: den Beifall seines eignen Herzens.

Unter denjenigen Anekdoten nun und einzelnen Zügen, die mir jezt neuerdings vom van der Meersch ins Gedächtniß zurückgekehrt sind, befinden sich manche, die noch in keinem öffentlichen Blatte (wenigstens gehörig nicht) aufgeführt worden; und da gegenseitig selbst beglaubte periodische Schriften manches unrichtig von ihm erzählen, so glaube ich, l. B. nicht etwas ganz überflüßiges zu thun, wenn ich ein paar Seiten ihres Museums mit diesem Gegenstand erfülle. Mir gewährt die Aufzeichnung davon noch ein Vergnügen: daß ich mich nämlich mit neuer Wärme dabei eines ehrwürdigen Edlen erinnere, unter dem ich einst dem Staat und meinem Monar-

narchen zu dienen das Glück hatte, den alle, die sonst und jezt in ihm ihren Vorgesezten erkennen, als Vater ehren, den jeder hochschäzt, der ihn kennt, und den selbst die Feinde oft das Zeugniß des Helden und des Menschenfreundes zugleich gaben; — des vortreflichen General, Grafen Wurmsers. *)

Ihm

*) Mit wahrem Unwillen las ich in einigen Zeitungen zu Anfange des vorigen Jahres die unwahre, zwar nachher hier und da, doch immer noch nicht genug widerlegte Nachricht: als ob W. aus Schwäche des Alters, und ganz verlornen Gehör diesen Feldzug nicht mitmache. — Erst vor wenig Wochen sah ich und sprach diesen ehrwürdigen Krieger. Wenige Jünglinge haben so viele körperliche Thätigkeit und an Seelenkräften übertrift ihn gewiß keiner. Er hört zwar etwas schwer; doch eine mäßig gehobne Stimme ist für ihn hinreichend. Er hat noch ganz die Schärfe seines ehmaligen Adlerblicks. Ein so leutseliger und doch am rechten Orte ernster General lebt vielleicht jezt. Wahrscheinlich sparte ihn sein Monarch — dem es waelich nicht rühmlich wäre, wenn er Wurmsers vergäße, — nur wegen bedenklicher Zeitläufte noch auf. Jezt zum Feldzuge bestimt, wird er sicher, wenn es dazu noch kömt, seinen Feinden beweisen, daß sein Alter nicht schwach, und sein Geist, so wie sein Mut, noch ungemindert sei.

Ihm hat van der Meersch fast ganz sein nachheriges Glück zu verdanken, und ein Ohngefähr gab dazu die Gelegenheit. Wurmser nämlich, damals Brigadier und Obrister bei Nassau-Husaren, stand 1760 bei der französischen Armee in Westphalen, und hatte mit seinen Husaren einen Posten zu vertheidigen, wo er ganz in der Nähe die heßischen Jäger erblicken mußte, ohne sie, wie er gern wolte, aus Mangel an Fußvolk vertreiben zu können. Eines Tages besuchte ihn der Oberste Wimpfen vom Regiment de la Marke. Wurmser sprach mit ihm über diesen Mangel; zeigte ihm in Scherz einige Husaren, die er als Wachten zu Fuß ausgestellt hatte; und fragte ihn: Ob er nicht von ihm einen jungen Lieutenant mit einiger Mannschaft erhalten könne, um sich jener Nachbarn zu entledigen? Wimpfen versprach es, und schickte ihm des andern Tags unsern van der Meersch, der Unterlieutenant bei de la Mark war. Wurmser bediente sich seiner sofort. Die heßischen Jäger wurden überfallen und verjagt; die Franzosen machten gute Beute; und van der Meersch bewährte sich bei diesem Scharmützel sowol, als bei mehrern bald drauf folgenden, für einen Mann von Herz und Thätigkeit. Wurmser gewan ihn lieb, und brauchte ihn oft.

Doch nicht allzulange drauf ward das Regiment de la Mark beordert in die Gegend von Göttingen zu marschiren. Van der Meersch

mußte

mußte daher mit; aber Prinz Xaver, der bekantermaßen damals befehligte, hatte schon verschiednes zu seinem Lobe gehört, und bediente sich deshalb seiner auf Märschen und kleinen Expedizionen, wo es ihm (wiewol er nur noch Lieutenant war) zwei bis dreihundert Mann untergab. — Auch jezt war van der Meersch fast immer glücklich. Was zurückweichen sei, davon schien in seinem Wörterbuch nichts zu stehn; desto besser verstand er sich aufs Angreifen und Verfolgen. Nur einen Fehler hatte er: daß er selten ganz mit gehöriger Vorsicht verfuhr; auf Glück und Faust sich allzusehr verließ, und daher selten sich auf ungefähre Wechsel deckte. Doch dafür mußte er auch einmal schier etwas allzuhart büßen. — Er hatte die ziemlich feste Stadt Eimbeck überfallen; die feindliche Besazung glücklich überwältigt, und eine beträchtliche Anzahl von Gefangnen gemacht. Aber nun erlaubte er auch seiner Mannschaft sich ein paar Stunden für ausgestandne Mühseligkeit gütlich zu thun, und mögte vergessen haben, hinlängliche Wachten auszustellen. Die heßischen Truppen, ohnweit davon, erfuhren es, und überfielen jezt ihn zur Vergeltung; er wehrte sich zwar mit seinem gewöhnlichen Feuer; aber die Uebermacht war zu groß; seine meiste Mannschaft ward niedergehauen; er selbst erhielt eine gefährliche Schußwunde, die bei der Nase herein, und beim Ohre

wieder hinausgieng; und gerieth in feindliche Gefangenschaft.

Als er bald drauf wieder ausgewechselt worden, suchte er eifrig wieder unter Wurmsers Anführung zu kommen; und da dieser eben damals für Soubisen eine neue Legion errichtete, nahm er V. willig an, und machte ihn zum Hauptmann. Hier, und zwar im Jahr 1761 gelang diesem Leztern ein Streich, der mir vorzüglich der Aufbehaltung würdig scheint. Wurmser stand mit seiner Legion und mit noch mehrerer Mannschaft bei Lunes an der Lippe. Ihm gegenüber befand sich der Erbprinz von Braunschweig mit mehrern Regimentern, vorzüglich mit der Legion Britannique und heßischer Reiterei. Wurmser hatte einst beim Rekognoziren einen feindlichen Posten wahrgenommen, dessen Aufhebung ihm leicht zu sein schien, und trug dem van der Meersch auf, sie in der nächsten Nacht zu bewirken. Mit 64 Mann Infanterie und 12 Dragoner machte sich dieser zur gehörigen Zeit auf den Weg; doch dieser Weg war sehr schlim, die Nacht sehr finster, an erfahrnen Wegweisern gebrach es ihm. Van der Meersch und sein kleiner Haufen verirten sich; verfehlten jenen Posten, und kamen auf die ordentliche Landstraße. Diese führte grade auf Werla zu, an deren Mauern die Legion Britannique nebst einigen heßischen Husaren sich in guter Ruhe, keines Ueberfalls

ge-

gewärtig', befand. Ihre meisten Habseligkeiten befanden sich auf einem Kirchhofe aufgeführt; fast alle ihre Offiziere waren im Städtchen. Van der Meersch, wiewohl er seinen Irthum noch zeitig genug erkante, entschloß sich dennoch zum Angrif; und jene, die in der Finsterniß nicht wußten: wie stark ihr Angreifer sei; die ganz unvorbereitet und deshalb zwiefach bestürzt waren, ergaben sich glücklich. Die Soldaten des van der Meersch erbeuteten ein paar hundert Pferde, eine ansehnliche Menge von Gewehr Kriegsvorrath und Equipage; auch ein Feldstück. Jezt hatte van der Meersch wirklich des Guten allzuviel. Immer mußte er besorgen, daß man endlich seine Schwäche merken mögte; wie er die Beute und die Gefangnen zugleich fortbringen könne, sah er nicht wohl ein; auch hatte ihn der Vorfall bei Eimbeck vielleicht etwas sorgsamer gemacht. Endlich faßte er doch Rath, so gut er konte. Die Beute von Geschüz, Gepäck und Pferden bestimte er für sich, für den größern Theil seines Haufens und für den nächsten Weg. Auf einen andern befahl er seinem Lieutenant mit vier Mann voraus zu marschieren; ihm folgten die entwafneten Gefangnen, und abermals vier von van der Meersch Leuten mußten schließen. So überließ er sie ihrem guten Glücke.

Der größre Theil der Nacht war schon vorüber. Wurmser, der indeß nicht recht begreifen

konte: warum sein ausgeschickter Hauptmann so lang ausbleibe? besorgte endlich: daß er vom Wege abgekommen und in einen Hinterhalt oder ins Handgemenge gerathen sei. Er machte sich daher zum Ausrücken bereit, als er bei Tages Anbruch den van der Meersch, mit beritten gewordner Mannschaft, und mit reichlichen Siegszeichen zurück kommen sah. Ja, auch die ganze Legion Britannique hätte sich eben so richtig eingestellt, wenn nicht ein zweiter sonderbarer Zufall sie gerettet hätte. Jener Lieutenant nämlich, dem ganz gelassen der Trupp nachfolgte, kam wie van der Meersch im Hinziehn, nur nicht so glücklich, vom Wege ab, und ins Gehölze. Ein Licht, das man von weiten sahe, zeigte ein Hauß an; man richtete den Marsch dorthin; und als man ankam, war der Lieutenant so unvorsichtig, grade hinein zu gehn, um einen Boten zu erzwingen. Doch in eben diesem Hauße befanden sich einige heßische Husaren; diese, als sie einen feindlichen Offizier hereintreten sahen, faßten ihn so unerwartet und so entschlossen, daß er sich genöthigt sah, um Pardon zu bitten. Natürlich entstand darüber draußen ein Getümmel. Die bisher so geduldig gewesenen Gefangnen besannen sich eines bessern, und griffen die vier vordersten Franzosen; die vier hintersten waren noch so glücklich sich zu retten, und diese Nachricht Warnsern zu hinterbringen. Als jener Lieutenant gefangen zum Erb-

prinz gebracht wurde, und dieser, über den erlittnen Verlust schon unwillig genug, ihn fragte: Mit wie vieler Mannschaft und von wem die Legion angegriffen worden? Auch wie stark man sie konvoyirt habe? hielt er die erste Antwort des Offiziers für eine offenbare Unwahrheit, und schalt ihn heftig. Noch viel zorniger ward er aber, als er sie durch Aussage der vier Gemeinen buchstäblich wahr erfand. Er rückte sofort aus, um diese Beleidigung, wo möglich, zu rächen. Doch unser vortreflicher Wurmser, der das Feuer seines Gegners schon kante, und sich dieser Maßregeln schon versah, hatte auch die seinigen bereits getroffen. — Durch seine Unterstüzung erhielt van der Meersch auch zur Belohnung für diesen glücklichen Streich, am Ende des Feldzugs den Karakter eines Oberstlieutnants.

Ein einzigesmal war Wurmser mit van der Meersch unzufrieden, und zwar in eben diesem Feldzug. — Der Erstere erhielt den Auftrag, an der Spize von ohngefähr sechstausend Mann, im Osnabrüggischen Fourage einzutreiben, und zugleich soviel als möglich die Magazine zu vernichten, die der Prinz Ferdinand von Braunschweig schon vor den nächsten Winter errichtet hatte. Wurmser vollzog seinen Auftrag mit äusserster Schnelligkeit, Klugheit und zugleich Menschenfreundlichkeit. *)

Die

*) Auch mit großer Uneigennüzigkeit! In einem Kloster, dessen Name mir entfallen ist, bot

Die Feinde erhielten zu ihrer großen Bestürzung eine Menge übler Nachrichten auf einmal; und da Wurmser eine große Anzahl Fuhrwägen bei sich hatte, da er oft einen ansehnlichen Theil seines Fußvolks darauf sich sezen ließ, so machte er einige Märsche von fast unglaublicher Eil. Jezt war vollzogen, was ihm befohlen worden; aber dieser thätige General dachte drauf, noch mehr zu thun, und entwarf sich den Plan, Bremen zu überfallen. Mit der größten Geheimhaltung nahm er seine Maßregeln; weder sein Heer, noch seine Offiziere wußten, wohin es eigentlich gehe; erst Meilen davon merkten sie ihre Bestimmung. Sie waren jezt bereits in Kloppenborg. Das ganze französische Korps hielt da Nachtruhe, als eine Patrouille, die vom Schloß Herzberg kam, einen blinden Lermen erregte. Die Soldaten faßten sich sogleich; doch das Fuhrwerksgesindel ließ seine Wägen zurück, und nahm größtentheils mit den Pferden die Flucht; kaum 150 blieben zurück. Dieser Streich war Wurmsern zwar

bot man ihm einige tausend Dukaten zum Geschenke, wenn er eines Heumagazines schone, bei dessen Anzündung man vor das Kloster selbst fürchtete. Wurmser schlug das Geschenke aus; ließ aber das Heu erst sorgfältig zerstreuen, und dann erst anstecken; damit nur das (wiewohl feindliche) Kloster dabei keinen Schaden erleide. — Ueberhaupt verabscheuete er jede Gewaltthätigkeit mit wahrer Herzensgüte.

zwar verdrüßlich genug; doch seinen Plan gab er noch nicht auf. Er sezte seinen Marsch des andern Tags fort, und kam bis auf die lezte Station von Bremen, Wildhusen genant. Hier mußte er seine sehr ermüdeten Truppen einige Erfrischungen nehmen lassen, und da es sich traf, daß eben der Postwagen nach Bremen abgehen solte, ließ er diesen vorausfahren, ihm mußten die noch übrigen Wägen nachfolgen; auf solche sezte er den van der Meersch mit den Jägern und einigen Truppen, brach um 3 Uhr Nachmittags auf, und war gegen 10 Uhr ohnweit der Stadt. Er hatte seinen Leuten scharf anbefohlen, keinen unnöthigen Lermen zu machen; immer hinter den Postwagen zu bleiben, ihn zu rechter Zeit blasen zu lassen, dann, wenn er ins Thor komme, hinabzuspringen, sich der Zugbrücke zu bemächtigen, und die Wache entweder über den Haufen zu werfen, oder so lange zu beschäftigen, bis er mit der ganzen Macht da sei. Alles wäre eben so glücklich gegangen, als es weislich entworfen war; aber ein übler Umstand fand sich. Wurmser war in der Gegend von Bremen ganz unbekant, und besaß auch keine genaue Landkarte davon. Daß es ohngefähr eine halbe Viertelmeile von der Stadt einen elenden Schlagbaum und ein Wachthauß voll Stadtsoldaten gäbe, war ihm unbewußt. Das Schlimste aber war, daß van der Meersch und einige von den vordersten, durch die lange An-

strengung ermüdet, eingeschlafen sein mogten. Jezt stieß der Postillion beim Schlagbaum, und die Wache drinnen, sei es nun, weil es schon so späte war, oder weil sie viele Wagen zugleich fahren hörte, wolte nicht sofort aufmachen. Es kam zu einem kleinen Wortwechsel; van der Meerschens Leute glaubten schon am Thor von Bremen sich zu befinden; und statt gelassen Postillion und Schildwache ihre Sache abthun zu lassen, sprangen einige herab, und wollten den Schlagbaum aufhauen. Darüber ward Lermen; die Stadtsoldaten merkten Unrath, und flohen in die Stadt. Es geschahen einige Schüße; binnen wenig Minuten war ganz Bremen in den entsezlichsten Aufruhr. Man hatte sich auf zehn Meilen in die Runde herum keines Feindes versehn; jezt hörte man, daß er vor den Thoren sei, und schloß dieselben daher so schnell als möglich. Was nur Waffen tragen konte, ward zur Vertheidigung aufgeboten. Wurmser, der nichts weniger, als mit Geschüz versehn war, und der gar wohl wußte, daß einige Meilen davon der Erbprinz von Braunschweig mit einer ansehnlichen Uebermacht stehe, zog sich wieder zurück. Aber er zürnte mit Grund auf van der Meerschen und seine Leute, die bei einiger Vorsicht mehr, gleichsam auf der Extrapost in Bremen hineingefahren wären.

Im Jahr 1762 errichtete W. sich eine eigene Legion, und van der Meersch blieb bei Soubisen.

Seit-

Seitdem habe ich ihn nie wieder gesehen. Nur das weis ich: Uneinigkeiten mit seinem Obersten Vorchemont, machten, daß er nachher den Französischen Dienst verließ, und auch in dem kleinen Baierischen Erbfolgekriege that er seine Schuldigkeit vollkommen. Als der jezige Türkenkrieg anging, bot er abermals dem Kaiser seine Dienste an: die — man erkennt jezt erst mit welchem Nachtheil, und wußte schon damals nicht warum — unangenommen blieben.

In seiner Jugend war van der Meersch ein bildschöner Mann, lang gewachsen, von feurigen dunkeln Augen, schön geformter Nase, etwas aufgeworfnen Munde. Die Wunde aber, die er zu Eimbeck erhielt, verunstaltete sein Ansehn einigermaßen; denn nicht nur blieb bei der Nase eine tiefe Narbe, sondern auch beim Ohre, wo die Kugel hinaus gegangen war, eine Art von nässender Oefnung zurück. Im Gespräche war er nach Sitte seines Landes fröhlich und jovialisch. Er fluchte zuweilen stärker, als es nöthig war; aber sein Herz galt immer für brav und ohne Falsch. Auch der Freundschaft und der Erkentlichkeit war es fähig. — Leben Sie wohl, lieber B. und verzeihen Sie, wenn ich zu lange schwazte.

A — ß.

7.

An die Theilnehmer der Ausgabe altdeutscher Gedichte.

Endlich muß ich, alles erinnert mich daran, einem Geschäft ein Ende machen, das ich aus Liebe zur Litteratur unternommen und durch edelmütige Beförderung und Theilnahme anderer zwar nicht ganz zu Ende, aber doch so weit gebracht habe, daß ich Entschuldigung verdiene, wenn ich die Fortsezung einem andern überlasse. Ich habe nämlich zwei Quartbände alter deutscher Gedichte fertig geliefert, und der dritte liegt unter der Presse. Der erste Band enthält: 1.) das Titelblatt. 2.) Der Nibelungen Lied. 3.) Die Eneidt. 4.) Den Gott Amur. 5.) Den Parcival. Der zweite: 1.) Das Titelblatt. 2.) Tristran. 3.) Tristran des von Bribert. 4.) Floren und Blantscheflur. 5.) Tweln. 6.) Ein aldt Meistergesangbuch. 7.) Freigedank. Der dritte und lezte Band wird den trojanischen Krieg Konrads von Würzburg und einige kleinere Stücke enthalten, und mit diesem gedenke ich die Unternehmung zu beschließen. Erst lieferte ich die Nibelungen, dann die Eneidt und den Gott Amur, drittens den Parcival, diese drei Lieferungen machen den ersten Band aus; die vierte

Lieferung ist der ganze zweite Band, und die fünfte und lezte wird den ganzen dritten enthalten. Laut der ersten Einrichtung zahlten die Glieder der Gesellschaft auf jedes Exemplar einer Lieferung 1 Rthl. 8 Gr. brandenb. Kourant, da ich aber fand, daß auf die fünfte Lieferung es nicht mehr, als nur der Hälfte bedürfe, so zahlet derjenige, der ein Exemplar des ganzen Werkes genommen, vier und ein halbesmal 1 Rthl. 8 Gr., oder volle 6 Rthl. und so vielmal 6 Rthl., als er Exemplare des ganzen Werkes nimt. Hat einer 12 Exemplare genommen, so zahlet er 72 Rthlr. Was die Mitglieder der Gesellschaft erhalten, und was sie zu zahlen haben, ist hiemit, wie ich hoffe, deutlich für Jedermann auseinander gesezt.

Nun weis ein jeder, was er von dem Abgedruckten schon erhalten, und was er an die Kasse bezahlt hat. Ich ersuche also hiedurch jeden Theilnehmer mir bestimt anzuzeigen, was er von den beiden abgedruckten Bänden erhalten, damit ihm das Uebrige, wenn ihm noch was fehlet, könne zugesendet werden, und mir das etwa noch fehlende Geld so viel möglich Unkostenfrei zu übermachen: beides wird an mich unter dem Umschlag Hrn. Heinrich Füßli Sohnes in der Orell- und Füßlischen Buchhandlung in Zürich adreßiret, durch welche ich auch den Empfang quittiren werde.

Da noch Exemplare übrig bleiben müssen, es Schwierigkeiten haben würde, solche vollkommen

gleich

gleich unter die Mitglieder zu vertheilen, und mög-lich ist, daß auch etwas Geld übrig bleibe, dessen Repartizion wiederum seine Unbequemlichkeiten ha-ben würde, so schlage ich vor, wenn jeder seine vol-len Exemplare erhalten, das Uebrige sämtlich an ei-nen Buchhändler zu verkaufen, und dann aus die-sem und dem etwa noch überschießenden Gelde noch ein kleines Stück alter Gedichte abdrucken zu lassen.

Ich habe oft erfahren, daß Anzeigen dieser Art, nur flüchtig gelesen werden, und wünsche, daß man gegenwärtiger mehr Aufmerksamkeit schenke, und mir in bestimten Ausdrücken antworte. Ich bitte zu bedenken, daß aus dieser ganzen Unternehmung, die gewiß unangenehme Arbeit genung erfoderte, mir in keine Weise irgend ein besondrer Vortheil zu-fließet, und daß meine jezt geschwächten Kräfte Er-leichterung nöthig haben. Meine ersten Versprechun-gen bleiben unverrückt; 72 Rthl. habe ich zur Un-ternehmung gegeben, auf meinen Antheil Exempla-re, 3 oder 4 Stücke ausgenommen, habe ich Ver-zicht gethan, und eine gedruckte Rechnung und Quit-tung des Buchdruckers soll, wie allen vorigen, also auch der fünften und lezten Lieferung, beigelegt wer-den. Zürich, im Dezember 1789.

Müller.

Zu verbessern sind folgende Fehler:

Im 3ten Stück vorigen Jahres

S. 348. Z. 16. lies heben, statt geben.

und im 4ten Stück

S. 440. Z. 11. lies genaß, statt genos.

Digitized by Google

Neues
Deutsches Museum.
3. Stück. März, 1790.

I.

Lobrede des Plinius auf den Trajan,
neu entdeckt
und in das Italienische übersezt
von dem Grafen Vittorio Alfieri da Asti.

rara temporum felicitate, ubi sentire quae velis, et quae sentias dicere licet.
Tacit. Hist. L. I.

Der italiänische Uebersezer an den Leser.

Gegenwärtige Lobrede des Plinius auf den Trajan ist nicht die nämliche, die gewöhnlich seinen Briefen beigedruckt wird; sie ist aus einer erst seit kurzem entdeckten alten Handschrift gezogen. Ohne mich mit den Gelehrten in tiefe Untersuchungen darüber einzulassen, welche von beiden, als die ächte, wirklich in der Versamlung des Senats an den Trajan sei gehalten worden,

bemerke ich bloß, daß die hier bekant gemachte weit kürzer und von nicht minder wichtigem Inhalt ist, und meiner Meinung nach füglich von einem vortreflichen Bürger an einen vortreflichen Fürsten könte gerichtet werden.

Lobrede des Plinius auf den Trajan.

Edel und groß, ihr Väter, ist der Auftrag, mit dem ihr mich heute beehret, weil ich dem besten Fürsten ohne zu erröthen wahres Lob ertheilen darf, so wie er es, wie ich hoffe, ohne zu erröthen wird annehmen können. Und ewig soll, ich schmeichle mir, das Andenken dieses Tages dauern, wenn ich die bei dem Elend der Zeiten so lange vergessene Majestät eines römischen Konsuls hier wieder annehme, und, beseelt von der Erhabenheit des Gegenstandes und der glücklichen Zusammenstimmung der Umstände, Sachen vorbringen werde, die würdig sind von euch angehöret, von mir gesagt, und von dir, o Trajan, mit deiner bisher bezeigten Güte gebilliget zu werden.

Heiliger und schicklicher kan ich die glänzende, schwere und in der Folge vielleicht gefährliche Unternehmung frei zu dem Fürsten zu reden nicht anfangen, als wenn ich vor allen Stücken die Götter um ihren Beistand anrufe.

Du

Du also, o höchster Jupiter! der du diese römische Republik gewürdiget hast, sie so manche und manche Jahre hindurch von deinem himlischen Throne mit deinem gnädigen Blick zu beschüzen und zu erhöhen. Du, der du in derselben so viele vaterländische Tugenden, so vielen Heldenmut, so viele erhabene Seelen, gleichsam als Stralen deiner Göttlichkeit mit vollen Händen ausgestreuet hast; du, der du in der Folge, wegen unserer an die Stelle der Tugenden getretenen Laster lang gezürnt, und uns verdienterweise den Tiberen, den Neronen, den Domizianen preis gegeben hast; du endlich, der du, nun gerührt durch unser anhaltendes, grausames und schreckliches Elend, als ein großes Zeichen deines wiederauflebenden Mitleidens, dem römischen Volk den Nerva zum Kaiser gegeben, und, als ein noch größeres, diesen Nerva bewogen hast, den Trajan an Kindesstatt anzunehmen; du, o ewiger Jupiter! wenn dir der Weihrauch, die Thränen und unsere Gelübde in dem dir geheiligten Kapitolium nach einem so langen Zorn wieder gefallen, o! so begeistre mich in diesem Augenblicke mit übermenschlicher Weisheit, mit mehr als sterblicher Beredsamkeit, um durch dieselbe diesen menschenfreundlichsten der Fürsten, der in allen Stücken dein Werk ist, zu einer so großmütigen That zu vermögen, daß nie eine ähnliche gedacht und noch viel weniger ist ausgeführet worden, zu einer That,

deren Unmöglichkeit der Nachahmung den kommenden Geschlechtern noch eine staunende Bewunderung abnöthigen wird.

Ich, ein römischer Bürger, rede zu einem Fürsten, einem gebornen römischen Bürger; wären also meine Ausdrücke, ohne übrigens die gegenseitige Achtung zu verlezen, weniger als frei; so würdest du dich, o Trajan, zuerst und zwar mit allem Rechte dadurch für beleidiget halten, grad als wenn ich boshafter Weise wolte glauben machen, daß wer vor einem gerechten Herrn redet, je dessen ungerechten Zorn könte zu befürchten haben. Ich würde mich selbst erniedrigen, wenn ich durch eine schüchterne und schwankende Rede mich würdiger zeigte, den ehemaligen schändlichen Regenten zu schmeicheln, als hier den besten derselben in dem Namen des römischen Senats mit gebührender Freimütigkeit anzureden. Als ein ungetreuer Dollmetscher Roms, dessen besten und hellsehendsten Theil ich in dieser erlauchten Versamlung erblicke, würde ich mein Konsulat zu einer für die Republik traurigen und beweinenswürdigen Epoche machen, wenn ich eine so kostbare Gelegenheit ihr die rechtmäßige Freiheit wieder zu verschaffen, vorbeigehen, oder einen andern dieses glänzende Geschäft übernehmen ließ: Oder würde nicht endlich, wenn ich sie aus Trägheit versäumte, aus Furcht nicht ganz benuzte, oder

aus

aus Ungeschicklichkeit auf immer verlöre, die Reue des Senats über die mir anvertraute Ehre meinem Verdruße gleich sein, sie zu meiner ewigen Scham und Schande angenommen zu haben.

I.

Dieses Volk trug bisher den Namen der römischen Republik; aber ich frage dich, Trajan, dich selbst, hier in dem Angesichte Roms, und indem ich die höchsten Götter dabei zu Zeugen anrufe: wo ist diese Republik? Dein erhabenes Aussehen, unsere unbegrenzte Ehrfurcht, dein und das allgemeine Stillschweigen antworten mir deutlich, daß du die Republik seist, du allein, und daß sie durch eine besondere Gunst der Götter würdiger Weise ganz in dir bestehe. Aber du bist ein Mensch und sterblich, und der Tag, er sei auch so fern als er wolle, immer wird er für diese hülfsbedürftige Republik zu schnell herbeieilen, der thränenvolle Tag muß einmal kommen, der uns eines gütigen Vaters und die ganze Welt ihres größten Glanzes berauben, der uns den gefahrvollen Zeiten, dem schrecklichen Wechsel des Glückes neuerdings aussezen, und unser Verderben um so viel schmerzlicher und unwiederbringlicher machen wird, da der kurze Augenblick von Erholung, die man unter deiner Regierung genoß, bei vielen die Hofnung eines glücklicheren, ruhigeren, freie-

freieren und sichereren Zustandes wieder hatte aufleben machen. Wenn also die ganze Republik in dir besteht, wenn es unglücklicherweise von deinen ungerechten Vorgängern abhing, sie elend zu machen, ja sie zu vernichten und von Grund aus umzukehren; so ist es deine Pflicht, Rom zu überzeugen, daß ihr eure unermeßliche Gewalt eher besitzet um Gutes zu thun, als um zu schaden. Und wenn die Erfahrung lehret, daß die von jenen Ungeheuern verursachten Uebel, so groß auch ihre Anzahl, so traurig und langwierig ihre Folgen waren, doch durch des Nerva und deine Regierung vorübergehend werden konten, so mußt du, und deiner allein ist die Unternehmung würdig, deine Wohlthaten dauerhaft und ewig bestehen machen; du mußt auf immer zu verhindern suchen, daß weder die bösen noch die guten Regenten nach dir zu einer unbeschränkten und ununterbrochenen Gewalt gelangen, jene, um nicht deine votreflichen Anstalten umzustoßen, und diese, weil sie in einer wohl eingerichteten Republik überflüßig sind, und es nicht verhindern können, daß sie keine schlechten Nachfolger haben.

Da ich zu einem Fürsten rede, der selbst ein Bürger ist, so bedarf es, glaube ich, keines Beweises, daß Wahlämter, die nur auf eine gewisse Zeit eingeschränkt sind, kein Vorzug, als der, den die Tugend giebt, keine Gewalt, als diejenige, welche

ge-

gerechte Geseze gewähren, allein vermögend sind, einen Freistaat von aussen groß geachtet und gefürchtet, und in seinem Innern jedes Volk fröhlich, und glücklich zu machen. Zwar haben weder du, noch ich, noch diese ehrwürdigen Senatoren je eine wahre Republik gesehen, aber noch sind die Zeiten nicht so sehr von uns entfernt, daß nicht das Andenken derselben mit aller Wahrheit und Lebhaftigkeit bei uns bestehe. Die von dem Vater auf den Sohn fortgepflanzte schmerzhafte Geschichte unserer ehemaligen Herlichkeit sticht zu sehr ab gegen die traurige Reihe von Gefahren, Furcht, wirklichen Uebeln und Erniedrigungen, die noch erst kürzlich unser Loos waren, als daß nicht jeder Redliche, mit Entsezen vor den neueren Zeiten, ein Bewunderer und Anbeter der alten sein müßte. Und wer mehr als du, unvergleichlicher Fürst? Du, der du als ein tugendhafter Nacheiferer der Alten, sobald du nur wilst, durch das Elend der Zeiten selbst zu einem grössern Ruhm aufbewahret bist: Zu einem weit, weit größeren Ruhm; ohne zu schmeicheln sage ich dir es mit lauter Stimme; weil derjenige, der, wenn er ohne Widerrede die Oberherschaft behaupten könte, sich freiwillig zum Wiederherstel-ler der Freiheit macht, den berühmtesten Vertheidigern derselben vorzuziehen ist. Und ausser dem eigenen Ruhm wird ihm in der Folge der Jahrhunderte ein noch herlicheren in allen den Tu-

gen-

genden anderer zu Theil, die, als Töchter der wiederhergestellten Freiheit, aus dem Ruhm und der Tugend des Wiederherstellers, wie aus einer lebendigen und reinen Quelle, herfließen. Auch habe ich dich bisher mit allem Vorbedachte nicht, wie du es doch verdientest, wegen deiner ehemaligen erhabenen und mannigfaltigen Thaten, gelobt, weil ich glaube, dir, o Trajan, seitdem ich zu dir rede, ein unendlich größres und deiner viel würdigeres Lob ertheilt zu haben, indem ich dich für fähig hielt, die einzige Unternehmung auszuführen, deren bloßer Versuch schon dir mehr Ehre bringen würde, als die glücklichste Beendigung aller übrigen.

Doch meine Worte wären vergeblich, sinn- und vernunftlos und in den Wind geredet, wenn ich nicht, soviel es mein schwacher Verstand zuläßt, zum voraus den Einwürfen und Schwierigkeiten begegnete, die bei einer so ausserordentlichen Staatsveränderung aufstoßen würden; wenn ich nicht, nebst den Ursachen, warum du sie vornehmen solst, und den Mitteln sie vollkommen zu Stande zu bringen, auch die herlichen Wirkungen zeigte, die aus ihr entstehen müßten.

II.

Eh ich aber die Beweggründe anführe, wegen welcher ich dich, o Trajan, dahin zu vermögen trachte,

trachte, die Republik wieder herzustellen, und die Alleinherschaft zu vernichten, so wird es, so bekant die Sache auch jederman ist, nicht undienlich sein, die Ursachen kürzlich zu berühren, welche die ersten Stifter unserer Tirannei, theils wegen ihrer eigenen schlechten Gesinnungen, theils wegen der Nothwendigkeit und Verderbtheit der Zeiten verleitet haben, die Republik zu zerstören, und dieses mit soviel mehr Grausamkeit, da sie gleichsam zum Spott der armen Bürger den Schein und die Namen einer freien Regierung beibehielten, indeß sie die Stadt mit allen den schrecklichen Geisseln plagten, die je die niedrigsten und der härtesten Sklaverei unterworfenen Menschen auszustehen hatten. Die Feindschaft zwischen dem Volke und Senat, die zugleich der Grund unserer zunehmenden Tugend und Größe war, wurde in der Folge nebst unserer ungeheueren Macht die Haupturſache unseres Verderbens. Marius und Sylla, unselige Namen für römische Größe und Glückseligkeit! waren es, die die römischen Kriegsvölker, einst der Schrecken von Roms Feinden, brauchten, um Rom selbst mit Angst, Unordnung, Blutvergießen und Zerstörung zu erfüllen. Gelegenheit dazu gaben ihnen unsere und ihre Laster, zum Vorwand dienten unsere gegenseitige Erbitterung und Parteigeist, und die Mittel waren die zahlreichen Heere, die zu der Beschüzung eines so unermeßlichen Reiches nur zu noth-

nothwendig geworden waren. Aber diese Heere bestunden einst aus römischen Bürgern und blieben es, so lange noch ihre Führer, frei von boshaften Absichten, sie dem Vaterlande treu und nur den Feinden schrecklich wolten. Doch sah und bewunderte noch die dahin sterbende Republik in dem nämlichen Sylla, der sie mit Trauer, Schrecken und Blut erfüllet hatte, ein großes und erhabenes Beispiel von römischer Größe. Die Entsagung der Diktatur und seine, obwohl stolze, Rückkehr in den Privatstand, machen ihn auf immer zu dem erhabensten von allen Tirannen. Die freiwillige Niederlegung einer rechtmäßigen, uneingeschränkten Gewalt, wenn anders eine solche rechtmäßig sein kan, und ein zu den guten Sitten, zu einem glänzenden Namen, zu der Tugend und vorzüglich zu der Freiheit zurückgeführtes Volk, werden dem Wiederhersteller derselben und dem Zerstörer seiner eigenen Tirannei die erste Stelle, nicht bloß unter den Regenten, sondern unter den freiesten, tugendhaftesten und edelsten Menschen anweisen. Von dem Cäsar rede ich nicht. Wir waren dazumal zur Sklaverei reif, und wenn doch Rom auf eine Zeitlang Fesseln tragen solte, so konten die des Cäsars ihm am wenigsten Schande bringen. Vielleicht wäre Pompejus würdig gewesen sein Vaterland zu vertheidigen, wenn er nicht die ganze Welt in dem für ihn eben nicht ehrenvollen Zweifel gelassen

lassen hätte, was ihm am liebsten war, die Republik, oder er selbst. Die unselige Reihe von so schlechten Regenten, daß man schon die gut nante, die nicht ganz rasend waren, zerstörte hierauf die freie und männliche Denkart, suchte den Werth jeder edlen That zu schwächen, und sogar ihr Andenken zu vertilgen, aber zu gleicher Zeit zehrte sie den größten Theil der verdorbenen Säfte auf, die den Verlust der Freiheit befördert hatten. In den öfteren und langwierigen bürgerlichen Kriegen wurden jene Legionen, die ehedem gewohnt waren, das Reich zu geben und zu nehmen, aufgetrieben und erneuert. Unsere Heere wurden um soviel geübter, je nothwendiger in einem Kriege zwischen Römern und Römern Tapferkeit und Kriegskunst waren, und es fiel ihnen in der Folge leicht, bei jeder kurzen Erholung von bürgerlichen Uneinigkeiten die Grenzen des römischen Reiches sicher zu stellen und zu erweitern. Als endlich bei den Römern Furcht und Schrecken über die Uebel, in die sie ihre Laster gestürzt hatten, allgemein wurden, und durch die unablässige Tirannei jener ungeheuern Regenten die Stadt von den allzureichen, allzumächtigen und überflüßigen Bürgern gereiniget und geleeret war, so mußte freilich dieser große Körper schwach, ausgezehret und gebrechlich werden; aber er ging nicht ganz zu Grunde. Die wenigen Jahre der Regierung des Nerva und deiner lehrten uns,

daß,

daß, sobald die Furcht schwieg, die Tugend wieder reden durfte. Unsere vergangenen Leiden hatten uns klüger gemacht, und nach dem Verluste seines schändlichen Lohnes zehrte sich das Laster durch sich selbst in der ihm gebührenden Dunkelheit und Niedrigkeit auf; oder, wenn es ja noch von Zeit zu Zeit die freche Stirne empor zu heben wagte, so erinnerte es die verdiente Strafe bald, daß sich die monarchische Regierung zu der republikanischen neigte. Heute also, da ich, o Trajan, zu dir rede, faßt Rom, durch dein edles Beispiel zum Guten ermuntert, eine weit geringere Anzahl böser Menschen in sich, und die Guten, da sie sich nun ohne Gefahr dafür bekennen dürfen, kommen in weit größerer Menge, als man es nach einem so langen Sturm vermuten solte, wieder hervor. Selbst diejenigen, die die Nothwendigkeit bisher irre geführt hatte, kehren nun, voll edlen Nacheifers und indem sie dich als ihren großmütigen und sicheren Leiter segnen, auf den Pfad der Tugend zurück. Sie werden nun um soviel wärmere Anhänger derselben sein, je heftiger sie sich getrieben fühlen die Flecken ihrer ehemaligen Fehler auszuwischen.

Wenn ich dir also bewiesen habe, daß die Sklaverei hier entstand, weil alles dieselbe verdiente und zu empfangen bereit war; so wird, wie ich hoffe, solten auch gleich meine Beweise,

daß

daß nun alles vorbereitet sei, Freiheit zu verdienen und anzunehmen, nicht so ganz einleuchtend sein, dein großes Herz den Mangel meiner Gründe und der Tugend in unseren armen unterjochten Mitbürgern ersezen; denn es ist dir nur allzuwohl bekant, o Trajan, daß die öffentliche Tugend eher die Tochter als die Mutter der wiederhergestellten Freiheit ist und sein muß.

III.

Mein erster Beweggrund sei also, daß eine an und vor sich so große Sache auch des Trajans würdig ist. Nichts zu erwerben bleibt dem Fürsten übrig, als unsterblicher Ruhm. Alles Andre besizet er in Menge, und vielleicht in Ueberfluß; aber eben dieser Ueberfluß gebiert Ekel, und ist nur zu oft die Ursache, daß er in dem Schooße einer trägen Muße, seiner selbst uneingedenk, jedes Verlangen nach Ehre verliert, oder sie, vom Ueberdrusse getrieben, auf irrigen und unbilligen Wegen sucht, die dem gemeinen Wesen nicht minder schädlich sind, als ihm selbst. Dem Trajan kan ein gewöhnlicher Ruhm nicht genügen; und jeder Ruhm ist den Regenten gewöhnlich, ausser dem bisher unerhörten, Stifter und Wiederhersteller der Freiheit zu sein. Und wirklich, wenn du, als Ueberwinder der Dacier und Erneuerer der alten römischen Kriegszucht, von

deinen

deinen glänzenden Siegen den Ruhm eines groſsen Heerführers erwartetest, so würde er doch nie hinreichen, dich über den Cäsar zu erheben, oder nur dich ihm gleich zu stellen: reizte dich die Ehre, die Stadt in einen Friedensschlaf zu wiegen, und durch Begünstigung der weichlichen Künste, der falschen Wissenschaften und des übrigen Gefolges der Dienstbarkeit, die entnervten Gemüter der Bürger von jedem aufrührischen Gedanken zu entfernen, so wisse, daß, wenn auch durch eine so furchtsame Politik bei ehemals freien Menschen ein groſser Name zu erwerben wäre, du in einer Kunst, die nie die deinige sein könte, durch die lange, friedfertige Regierung des Augustus weit übertroffen würdest: suchtest du endlich Ehre in einer gewissen schlaffen Güte, die man allerdings alsdann in dem Fürsten schäzt, wann die Geseze schweigen, und Er ihr einziger Dollmetscher ist, so ist dir Titus auch hierin schon zuvorgekommen. Die übrigen römischen Regenten wage ich nicht einmal zu nennen, weil ich versichert bin, daß Trajan bei dem Antritt seiner Regierung in Herz und Seele kein wärmeres Verlangen hegte, als selbst ihre Namen vergessen zu machen. Auch konntest du kein besseres, gewisseres und wirksameres Mittel zur Erreichung einer solchen Absicht wählen, als daß du deine rechtmäßige, obgleich uneingeschränkte Gewalt dazu brauchtest, die Freiheit unveränderlich

lich festzusezen, die gewiß in der Folge die Nerone, Tibere und ihres gleichen nicht nur von der Herschaft über andere Menschen ausschließen, sondern auch die Zeugung solcher Ungeheuer verhindern, oder sie in der Geburt, durch die Last der Geseze und der Gleichheit, in ihrem eigenen Busen ersticken würde. Und bemerke nur zur Probe, bester Fürst, wie nach und nach die verruchte Frechheit und die unmenschliche Tollheit in diesen Beherschern zunahm, wie Cäsars Tapferkeit der Kleinmütigkeit Augusts den Weg bahnte, wie Augusts einschleichende, gelinde und verdeckte Tirannei die verschmizte und grausame des Tibers zeugte, und wie endlich aus dieser ganz schrankenlos jene wütende des Caligula, des Nero und des Domizians hervorstürzte, welchem lezterm die kurze Zwischenregierung des Vespasianus und des Titus die Mittel eine völlige und grenzenlose Tirannei wieder anzunehmen weder entziehen noch verringern konte. Trauriges und durch sein frisches Andenken doppelt schreckliches Beispiel, so dir, o Trajan, die warnende Erinnerung giebt, daß in wenig Jahren auf deine Güte, Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Mäßigung zu unserem gänzlichen Verderben ein nicht geringeres Ungeheuer, als die ebengenanten, folgen kan. Dann werden dir die Grausamkeiten, die Gewaltthätigkeiten, die Räubereien, die Beleidigungen, die Mordthaten und alles von diesem abscheulichen

Re-

Regenten gestiftete Unheil nicht minder zugerechnet werden, als ihrem Urheber selbst, dein Ruhm wird nicht wenig verkleinert, und dein Name und dein Andenken selbst ein Gegenstand des größten Hasses werden; weil, da es, vermöge der dir von den Göttern und dem wiederauflebenden Genius der römischen Republik anvertrauten Macht, bloß von dir abhing, die Freiheit wieder herzustellen, und durch wirksame Gesetze und kluge Mittel den Tirannen auf immer ein Ende zu machen, du es doch nicht gethan hast. Wer kan es dem Titus verzeihen, daß er den Domizian auf sich folgen ließ? Zwar war er sein Bruder; aber Rom war, oder solte ihm wenigstens mehr als Tochter sein.

Vielleicht konte oder wolte er ihn nicht umbringen, obgleich dieser Bösewicht eine Verschwörung gegen ihn angestiftet hatte. Grosmut war dieses allerdings in dem Titus, aber es war die Grosmut eines Privatmannes und nicht die eines Regenten: denn wenn er auch das ihm selbst zugefügte Unrecht verzeihen wolte, so hätten doch die mannigfaltigen und schrecklichen Beleidigungen, die, wie er wohl wußte, die trostlose Republik von der Regierung des Domizianus zu gewarten hatte, seiner unzeitigen Gnade ein mächtiges Hinderniß entgegenstellen sollen.

Bru-

Bruderliebe war also das lezte und beinahe gänzliche Verderben Roms. Glücklich bist du, o Trajan, der du keine Verwandten hast, der du Kinder, Eltern, alles was theuer heißt, in der Republik allein suchest! Du brauchst keine Ungerechtigkeit, keine Grausamkeit zu begehen, um den Weg zu diesem Throne zu bahnen. Das, was du von dem göttlichen Nerva nicht als sein Verwandter, nicht als sein Freund, nicht als sein Lobredner, sondern als der Beste unter den Guten erhalten hast, das kanst du auch dem wieder geben, dem es gebühret; du kanst, indem du aufhöreſt Menschen, die deinesgleichen geboren sind, eigenmächtig zu befehlen, heute noch anfangen, dich wahrhaft und auf immer in Ehre, Ruhm und Tugend über sie zu erheben. Auch darfst du an dem Zuwachse deines Glanzes und an der Verbesserung deines Zustandes nicht zweifeln, weil die angenommene Eigenschaft eines freien Bürgers dir deine und unsere Freiheit um so viel theuerer machen muß, da du selbst der einzige, erste und wahre Schöpfer derselben bist; und wenn das Andenken von Rom nicht ganz in Rom erloschen ist, so muß jeder von uns wissen, daß ein freier Mann, ein Bürger und ein Römer drei Namen sind, denen kein anderer beikomt, mit denen kein anderer darf verglichen werden, und daß dem Besizer derselben der verhaßte Königsname zwar Schande, Scham, Gefahr und Unglück,

nie aber Ruhm, nie einen herlichen Namen erwerben kan.

Wie viel angenehmer würde dir unsere Ehrfurcht, unser Gehorsam, unsere Liebe, unsere Dankbarkeit sein, wenn du den traurigen Gedanken aus deinem Herzen verbannen könntest, der dich, so lange du die unumschränkte Herschaft beibehältst, immer, und mit Recht in Zweifel lassen muß, ob man deiner Macht oder dir so viel Ehrerbietung bezeige. O seze du Rom und dich selbst einmal auf die große aber sichere Probe.

Ich suche durch meine Ermunterungen zu einer so großmütigen That keinen besonderen Ruhm für mich zu haschen, auch entziehe ich dir von dem deinigen nicht das unmerklichste Theilchen. Meine Gesinnungen sind die Gesinnungen aller, und die Freimütigkeit, mit der ich sie dir eröfne, ist kein Beweis meines Mutes, sondern vielmehr von Trajans erhabener Tugend. Ein Fürst, dem man den Vorschlag thut, die Alleinherschaft von Grund auszurotten, muß schon öffentlich und auf eine edle Weise, nicht sowohl die Denkart eines Fürsten, als die eines wahren Bürgers offenbaret haben.

Das bist du auch, o vortreflicher Trajan, als einen solchen hast du dich im Angesichte Roms und insgeheim vor deinen Freunden, zu denen du auch mich zu zählen würdigest, erwiesen.

Dein

Dein erstes, einziges und innigstes Verlangen ist Rom glücklich, groß, ruhig und sicher zu machen. Ich bin bei dir der Dollmetscher deiner eigenen Gesinnungen, und bitte dich nicht unsern Willen zu erfüllen, sondern bloß dir selbst ein völliges Genügen zu leisten.

Ich schmeichle mir also dir deutlich bewiesen zu haben, daß der Hauptbeweggrund eine so große That zu verrichten nichts geringeres ist, als deine wahre Größe, deine Macht, dein Ruhm. Nicht aber weil ich glaube, daß du jemals fähig sein könntest, dich selbst der Republik vorzuziehen, habe ich zuerst deinen besondern Nuzen anführen wollen, sondern um dir in dem Angesichte Roms zu zeigen, daß seine Liebe, die du dir durch deine Regierung erworben hast, so groß und von so ächter Art sei, daß Rom selbst seine eigene Glückseligkeit nicht achten würde, wenn dir nicht vor allen Stücken Vortheil, Größe und ewiger Nachruhm zuwachsen müßte.

IV.

Es wird mir nicht so leicht sein, in unserem Verdienste überredende Beweggründe zu finden, die dich zur Wiederherstellung unserer Freiheit vermögen können. Doch sei der erste und kräftigste und der beinah allein hinlängliche, daß wir sie alle auf das inbrünstigste verlangen; ein

wichtiger Grund sie zu verdienen! Glaub aber deswegen nicht, daß ich durch Freiheit etwas anderes verstehe als immer dem Trajan zu gehorchen, das heißt den Gesezen, deren Beobachter und Vertheidiger er ist, aber deren Umsturz nach seinem Tode von einem andern gleich Mächtigen zu befürchten stünde.

Unsere Denkart ist also zur Freiheit eben so reif, als wir bereit sind, sie, wenn wir sie einmal besizen, zu vertheidigen. Die öftere Verschwörungen gegen unsere ehemaligen Beherscher, die häufigen Beispiele eines freiwilligen Todes, durch den sich mächtige und berühmte Bürger der Tirannei zu entreißen suchten, der tödtliche Haß, den jeder Römer bis auf den heutigen Tag mit der Muttermilch gegen den Königsnamen eingesogen hat, und der sich nun auf jede, auch unter einem anderen Namen ausgeübte, uneingeschränkte, unrechtmäßige Gewalt erstreckt, können dich vollkommen hievon überzeugen. Du bist zu groß, und ich habe, um der Sache von der ich rede nicht unwürdig zu scheinen, zu sehr die Verbindlichkeit auf mir frei zu sein, als daß ich dir verschweigen könte, daß der Name Imperator, der nunmehr alle Uebel des Königsnamen in sich vereinigt, jedem Römer nicht minder als dieser hassenswürdig geworden ist. Ich darf dir nicht verschweigen, daß man die Talente, das Herz, die Tugenden des Trajans in

dir

dir liebt, in dir anbetet; aber daß man hingegen die Macht, Würde und den Titel eines Imperator Königs verabscheuet und fürchtet. Einem edlen Herzen, wie das deinige ist, wage ich es, das als das größte unserer Verdienste vorzustellen, was jeder boshafte und niederträchtige Angeber einem anderen gemeinen Fürsten als die größte aller Verräthereien vorstellen würde. Ja, Trajan, die Bürger Roms, die endlich durch die langwierigen Uebel, durch die vormaligen schrecklichen Tiranneien, und zulezt hauptsächlich durch die wenigen glücklichen Jahre deiner Regierung bewogen, in sich selbst zurückgekehret und wieder Römer geworden sind, verabscheuen jeden Zwang, der sie hindern kan solche zu sein, oder sich als solche zu erweisen; sie verabscheuen ihn, und haben den Mut, es dir durch meinen Mund zu sagen.

Aber wenn so hohe Gesinnungen jemals dem mißfallen könten, dem wir beides, das Beispiel und die Mittel dazu zu gelangen schuldig sind, so beklage dich über Niemand, als über dich selbst, o Trajan! Denn durch die Erholung, die du der Stadt gewährtest, hast du allein in den Bürgern das noch frische Andenken an ihre alten und heiligen Rechte, die zu gleicher Zeit die Ursache und die Wirkung ihrer Freiheit und Größe waren, wieder angefacht. Hättest du mit dem Namen und mit der That Imperator sein wol-

len,

len, so hätteſt du auch durch die gewöhnlichen imperatoriſchen Grauſamkeiten den Bürgern Schrecken einjagen und der unterdrückten Tugend ein ewiges Stillſchweigen auferlegen müſſen. Auf dieſe Weiſe hätteſt du wenigſtens, nebſt der Erwerbung des wohlverdienten Haßes die ungerechten Früchte eingeerntet. Aber da es dir gefiel, uns das Anſehen einer freien Regierung zu zeigen; warum wolteſt du nicht durch gänzliche Aufhebung der Tirannei uns die Grundlage derſelben auf ewig verſichern? Kan man ſich wohl nur zur Hälfte wohlthätig gegen ein Volk erweiſen? Es von der Unterdrückung empor heben, damit es ein anderer von neuem unterdrücken könte, würde eher Grauſamkeit als Mitleiden ſein.

Doch vielleicht gedenkſt du deiner Güte, Menſchlichkeit, Gerechtigkeit und hohen Einſicht gemäß, Mittel anzuwenden, durch die die Oberherſchaft von nun an immer gelind, eingeſchränkt und der Tugend gewogen bleiben muß? Das glaubſt weder du, noch wir? Es wird früh oder ſpät in der Republik ein Maun entſtehen, welcher ſich, entweder durch die Adoption eines Regenten, oder durch eingebildetes Erbrecht, oder durch die Wahl der Soldaten, oder auch, wenn man will, durch die Wahl des ganzen Volkes, zur höchſten, einzigen, immerwährenden, unein-

geschränkten, zügellosen, und sogar durch viele und mächtige Heere befestigten Würde hinaufschwingen wird. Dieser Mann, Rom kan ihn nie anders nennen, dieser Mann wird ein Tiran sein. Vielleicht gelind, vielleicht gerecht, vielleicht gut, vielleicht sogar vortreflich; aber immer wird er freien Bürgern im höchsten verhaßt, als ein unnatürliches Wesen angesehen sein, weil es auf ihn und auf ihn allein ankommen wird, nicht gelind, nicht gerecht, nicht gut zu sein.

Ein Volk, das so denkt, dessen Begriffe von Recht noch nicht ganz verkehrt sind, und das nur diejenige Gewalt als rechtmäßig erkennet, die der, der sie unter gewissen Einschränkungen gegeben hat, auch wieder nehmen kan, ein solches Volk scheint mir noch Freiheit zu verdienen: und so, o Trajan, ist dieses Volk beschaffen, das du durch die Gesetze regierest, und bei dem du, wenn dir anders dein Ruhm und seine Sicherheit angelegen sind, solche Einrichtungen treffen mußt, daß es von nun an durch niemand als durch die heiligen Gesetze könne beherschet werden. Aus dem Haße gegen deine Macht und aus der unermeßlichen Liebe zu dir, weil du einen mäßigen Gebrauch davon machst, kanst du also dich selbst und dein Volk weit besser kennen lernen. Uebrigens darf mit einem Fürsten, der über seine Würde erhaben ist, ein freier Bürger nichts anders reden.

Mir

Mir ist es wohl bekant und ich läugne es nicht, daß es sowohl unter dem Volke als unter den Patriziern viele giebt, die unter den vorigen Regierungen durch Laster und Abscheulichkeiten von Grundaus verdorben, nun nicht mehr wissen, daß sie Römer sind: Und die Anzahl dieser ist, wo nicht stärker, doch wenigstens eben so groß, als jener, die sich dessen noch mit Wärme erinnern. Aber was schadet dieses? Wird der beste Fürst, der Vater aller, deswegen unterlassen allen zu helfen, weil es viele nicht verdienen? Die wieder geachtete Tugend, die strengen, wohlbefolgten Gesetze, und mehr als alles andere, das herliche und erhabene Beispiel können in wenig Jahren die nur halb verdorbenen wieder gesund machen, und die faulen ganz unheilbaren Glieder der Republik zur Rettung der übrigen, ausrotten. Auch damals, als Rom die Tarquinier verjagte, zählte es in seinem neuen noch wankenden Staat manche Freunde der Tirannei, manche Verbrecher, manche Niederträchtige, manche Verräther. Aber was konte dieses hindern? Das glänzende Beispiel eines Brutus an seinen Söhnen, die großen, erhabenen und von der Nothwendigkeit selbst hervorgebrachten Tugenden, alles mit einem Worte trug zu der Entstehung der Freiheit jenes Roms bei, für dessen Ruhm und Macht in der Folge selbst die Grenzen der Welt zu enge waren.

Ich

Ich sondere also die ganze Zahl der Bürger in zwei Theile ab und erkläre, daß du den Guten die Freiheit wieder geben mußt, weil sie sie verdienen, und den Bösen, damit sie durch dieselbe aufhören mögen es zu sein.

V.

Da ich dir nun, so gut ich es vermogte, bewiesen habe, daß du sowohl deinet- als unsertwegen eine so große Unternehmung versuchen mußt, so werde ich nun mit der nämlichen Freimütigkeit und mit wahrer Liebe für das Vaterland, für dich und für die Billigkeit, von den Mitteln reden sie auszuführen: Nicht um sie dir anzugeben, nein, denn sie sind dir besser bekant als mir, sondern nur, um selbst die allerlauesten Freunde der Freiheit öffentlich zu überzeugen, daß sie höchst leicht sind, da sie doch die meisten für unmöglich halten. Aber gewiß sind sie unter Trajans Regierung leicht, und waren unter allen vorigen Regenten nur zu unausführbar, auch werden sie es, wenn du nicht Sorge dafür trägst, von nun an auf immer bleiben.

So lange Rom frei war, befand sich die rechtmäßige Gewalt in den Händen des Volkes und des Senats. Diese übertrugen dieselbe wechselsweise, bald den Konsulen bald den Tribunen, bald den Diktatoren. So bekant alles dieses ist,

so

so ist es doch schon seit langer Zeit in dem Senat gar nicht, und ausser demselben nur mit leiser Stimme und zitternd erwähnt worden. Die Wonne, mit der ich hier das Andenken daran laut erneuere, ist um soviel größer, da ich durch die Sicherheit und Offenherzigkeit, womit ich davon rede, es vor ganz Rom offenbaren kan, daß es unter dem Trajan kein Verbrechen ist sich Roms zu erinnern, den Ursachen seiner wahren Größe und Freiheit nachzuforschen, und die Wiederherstellung derselben zum Gegenstande seiner Wünsche und seiner Bemühungen zu machen. Zufrieden mit einer jährigen Regierung kehrte der Konsul, nachdem er sich gegen die Feinde Roms als Soldat, und gegen seine eigenen Soldaten als Bürger bezeigt hatte, voll wahren Ruhms und patriotischer Tugenden in die vaterländischen Mauern zurück, und verlor nichts durch den Verlust seiner Wahlwürde; vielmehr fügte er den süßen Vorrechten eines freien Bürgers den noch süßeren Genuß eines glänzenden und wohlverdienten Ruhmes bei, und behielt dadurch eine edlere und dauerhaftere Herschaft, die nämlich, welche eine anerkante und wahrhafte Tugend über jeden Liebhaber und Bewunderer derselben gewähret. Solche Konsularen machten hierauf einen großen Theil jenes ehrwürdigen Senats aus, der so viele Jahrhunderte hindurch zu gleicher Zeit die Bewunderung und der Schrecken der Könige der

Erde

Erde war. Entfernte und zu häufige Kriege zwangen in der Folge Rom, die Heere und Heerführer zu vervielfältigen; und mit der größten Unklugheit ließ es die Oberbefehlshaberstellen viel zu lang in den Händen von Bürgern, die bald aufhörten solche zu sein. Damals wurden die Soldaten nicht mehr aus dem Herzen Roms, oder wenigstens aus Italien, sondern aus den entferntesten Provinzen gezogen, Barbaren in Sitten und Bildung, die Rom wenig oder gar nicht kanten, schon eine natürliche Feindschaft gegen dasselbe hegten, keinen Begrif hatten von wahrer Freiheit, und die Republik nur in ihrem General sahen, wenn er durch öftere und glänzende Siege sie mit reicher Beute zu sättigen wußte; wenn dieser, weit weniger Römer, als sie selbst, mehr darauf bedacht war, ihre Laster zu unterhalten, als ihre Kriegszucht und Tapferkeit zu erhöhen. Cäsar hatte zuerst die niederträchtige und grausame Frechheit, sich stillschweigend zum Könige seiner Soldaten zu erheben, um sich in der Folge öffentlich zum Tirannen seines Vaterlandes aufwerfen zu können. Seine Soldaten waren keine Bürger mehr, und sobald sie einmal aufgehöret hatten es zu sein, so konte der gänzliche Umsturz der Republik nicht mehr fern sein, und eine gemäßigte Civilregierung veränderte sich bald in eine militärische und gewaltsame. Von diesem Augenblicke an waren die prätorianischen Kohorten

horten unser Senat, die Centurionen die Volkstribunen, und an die Stelle der heiligen Konsulen trat ein beständiger, einzelner Imperator: und, von welcher Art? — O Rom! konteſt du deinen ehemaligen Namen beibehalten, und so verändert, herabgewürdiget, mishandelt, alles dulden und schweigen? —

Die Zeit, ja die Zeit ist endlich gekommen, da deine höchstgefährlichen Wunden durch allmächtige Arzteshand geheilet, du wieder weit schöner, nicht minder groß und klüger werden kanst! Dein einzelner Imperator will sich zum Konsul und wahren Bürger machen. Die zahlreichen und stolzen Heere, denen er das Reich nicht schuldig ist, und die von ihm eine neue, wahrhaft römische Kriegszucht empfingen; die Heere, die unter seinen glorreichen Fahnen eben so sehr gelernt haben, die Feinde zu überwinden, als die Republik zu kennen, zu ehren und zu lieben, werden durch seine menschenfreundlichen und gerechten Anstalten aufhören, die Geißel und der Schrecken ihrer Vaterstadt zu sein. Kein Imperator konte sich bisher den Herren einer Armee nennen, der er sein Reich danken mußte, durch deren Beistand allein er seine Rechte ausüben konte, und vor deren Unbeständigkeit und Keckheit er jeden Augenblick zu zittern hatte. Trajan, ein wahrer Imperator seiner Soldaten und nicht ihr Sklav,

be-

bereitet sich, seine Gewalt auf die würdigste Art anzuwenden, und seine Soldaten in den Bürgerstand zurückkehren zu machen; indem er eine große Anzahl derselben, oder alle, in die verwüsteten Gegenden Italiens und anderer Provinzen des Reiches vertheilen wird, die ohnehin, von Menschen entblößt, um neue Bewohner flehen, und von ihnen wieder die Künste, den heiligen Ackerbau, den Handel, und glücklichere Zeiten erwarten. Und Trajan, dem alles möglich ist, wird die bisher friedfertigen, entnervten, müssigen und von ihren eigenen Soldaten in Furcht gesezten Bürger zu Erhaltung der wahren wiederhergestellten Republik selbst zu Soldaten umschaffen. Sie werden fürchterliche, wahrhafte römische Soldaten sein, sobald sie frei in ihrem Vaterlande, nur gegen die wahren Feinde Roms unter Konsulen und auf eine bestimte Zeit gewählten Heerführern, zu ihrer eigenen Sicherheit werden zu kämpfen haben. Durch diese alte, löbliche, nothwendige und selige Vermischung der Namen eines Bürgers und eines Soldaten wird jeder verhaßte Unterschied, jede übermäßige Macht, jede Nachstellung der Freiheit verhindert, aufgehoben und zerstöret werden.

Ein Bürger eines Freistaates ist nichts anders, als ein Mann, der sich in dem ungestörten Besize seines Vermögens, seiner Ehre, seiner Frau,

Frau, seiner Kinder und seiner selbst befindet. Ein solcher Mann ist immer Soldat, ein fürchterlicher, schrecklicher Soldat, wenn es auf die Vertheidigung eines so unbezweifelten Eigenthums ankömt. Nie wird er es aber sein, um den strafbaren Ehrgeiz seines Anführers oder die ungerechte Raubsucht eines unweisen Senats zu befriedigen. Rom hat wirklich genug und vielleicht nur zu viel Eroberungen gemacht; es beschäftige sich nun damit in dem ganzen weiten Umfange seines Reiches wahre Freiheit und die männliche Denkart unserer Vorfahren auszubreiten, und es wird durch sich selbst mehr als hinlänglich vertheidiget sein.

Es ist offenbar, daß die zahlreichen, vervielfältigten, stehenden, zügellosen und raubsüchtigen Heere, eine Frucht der verderbten und zu mächtigen Republik, ihren Umsturz verursachten, noch wirklich ihre Unterdrücker sind, und wenn sie bestehen, ihren gänzlichen Untergang befördern werden. Und doch, wenn jemand die Gesinnungen und Wünsche eines jeden einzelnen Gliedes einer Armee auf das genaueste und sorgfältigste untersuchen wolte; so würde er unter tausenden auch nicht einen einzigen wahrhaften Feind des bürgerlichen Lebens antreffen. So roh, ausgelassen und verderbt sie auch sein mögen, so sind sie doch immer Menschen, die ein Land, ein

siche-

ſicheres, ruhiges Leben, Frau, Kinder und Freiheit auf das vollkommenſte glücklich machen würde. Sehet, ſo iſt jeder derſelben, er ſei mehr oder minder gut, doch immer ein Bürger. Woher komt es denn, daß ſie, alle vereinigt, dem bürgerlichen Stande ſo ſehr zuwider ſind? Die Urſachen davon ſind auffallend. Immer herumſchweifend, kennen ſie kein Vaterland; der häuslichen Freuden beraubt, wiſſen ſie nichts von jenen mächtigen Gefühlen des Vaters und des Ehemannes, welche die menſchliche Wildheit ſo ſehr mäßigen, und uns das Mitgefühl fremder Leiden zur Pflicht machen; an Raub und Beute gewohnt, werden ſie nur zu leicht Verſchwender des übel erworbenen Reichthums; gezwungen zu einem beſtändigen und harten Gehorſam, laſſen ſie die zurückgehaltene Wut mit unmenſchlicher Grauſamkeit gegen ſchwächere, als ſie ſind, aus; mit einem Worte, ſie leben von ihren Waffen, und auſſer dieſen kennen ſie weder Billigkeit noch Hofnung, weder Geſez noch Vaterland. Nur zu ſehr ſind dieſem Bilde, ich ſage nicht die römiſchen Soldaten, aber doch diejenigen ähnlich, die, von Rom unterhalten, es zerſtört haben. Und ſo werden und müſſen immer die Soldaten ſein, die nicht zugleich Bürger ſind, die nicht mit der nämlichen Hand wechſelsweiſe den Degen und die Hake führen, die, da ſie nicht ſelbſt Väter ſind, aufhören, Kinder einer wahren Republik zu ſein.

Aber

Aber diese Ungeheuer, deren unseliges Dasein nur durch ihre Vereinigung bewirkt wird, werden auf einen einzigen Wink des Trajans getrennet, zerstreuet, menschlich behandelt, wieder zu Menschen und Bürgern werden. Ja, bester Fürst, auf einen einzigen deiner Winke entstehen tausend und tausend Bürger, und, zum doppelten Gewinste für die geängstigte Republik, verschwinden zu gleicher Zeit tausend und tausend ihrer Feinde Unterdrücker und Zerstörer. Und deinen Zeiten war von den unsterblichen Göttern ein so großes Wunder aufbewahret! Kaum wird bei den wahren Bürgern die Furcht aufhören, die ihnen natürlicher Weise diese übermütigen Heere verursachen, so wird man auch auf der Stelle anfänglich durch dein erhabenes Beispiel, und dann durch sich selbst und durch die schöpferische Freiheit, die Tugenden in Menge hervorsprossen sehen. Dann wirst du, o Trajan, eine Wonne genießen, die man nie auf dem Throne kante, die für ein edles und großmütiges Herz unendliche, unbeschreibliche Wonne, Nacheiferer deiner Tugend zu finden.

VI.

Aber ich darf dir die großen, mannigfaltigen und reizenden Güter, die dir und uns aus der Unterdrückung der Armeen zufließen werden, nicht eher

eher hererzählen, als bis ich, in Ansehung der Möglichkeit sie zu bewerkstelligen, jeden Zweifel gehoben habe. Dann, noch erblicke ich hier manche, die ihre Unruhe durch ihr Stillschweigen verrathen, und schon bei dem Gedanken an die Abschaffung der Soldaten für die Sicherheit des Reiches zittern; und die wegen der Schwierigkeiten, die sie allein sehen, und die ihnen größer scheinen, als sie sind, bei einer solchen Veränderung unter Furcht und Angst eine gänzliche Zerrüttung der Dinge erwarten. Aber überleget nur, ihr Römer, daß der Endzweck dieser Zerrüttung Freiheit ist, und daß auf den weichlichen Schlaf in dem Schooß einer kurzen und betrügerischen Ruhe unser gänzliches Verderben folgen muß. Und gesezt auch, welches doch noch nicht erwiesen ist, die Feinde Roms würden, sobald die Soldaten zerstreuet wären, das Reich von allen Seiten her anfallen; geben wir über dieses noch zu, daß sie es ohne Vertheidigung antreffen, und also bis vor die Mauern Roms gelangen; werden sie Euch wohl mehr, oder nur eben so viel schaden als Euch Eure unbändigen, von Cäsar, Galba, Otho, Vitellius gegen euch selbst angeführten Heere geschadet haben? werden Euch jemals diese Feinde so verderblich sein, als Euch unter Tiber, Caligula, Claudius, Nero und Domizianus ihre übermütigen Prätorianischen Kohorten in Rom selbst, auch ohne den Deck-

mantel eines Krieges, waren? Rom kaufte sich durch Gold von den Galliern, die das Kapitol belagerten, los, allein es blieb frei, und seine Waffen wurden bald darauf wieder siegreich. Aber diese grausamen Imperatoren römischer Heere, diese niederträchtigen, friedsamen Herren von Helfershelfern und Sklaven haben Rom geplündert, verbrant, entheiliget, entehret und zu Grunde gerichtet, ohne daß es sich auch durch Blut hätte loskaufen können, und es mußte immer in diesem Stande der Unterdrückung, der Sklaverei und der Vernichtung bleiben. Gegen fremde Feinde findet man in der Freiheit, in der Tugend, die ihre Tochter ist, in der Nothwendigkeit und in der Verzweiflung selbst Waffen und Mut; aber gegen einheimische Unterdrücker, die, ehe sie uns unterjochen können, uns nothwendigerweise erst unsittlich und verächtlich machen müssen, gibt es keine andere Waffen, als Thränen, Geduld und Niederträchtigkeit. Und wenn doch Rom ja untergehen solte: welches Ende wäre seiner würdiger? wenn seine Bürger, die Waffen in der Hand, überwältiget, aber nicht überwunden, innerhalb ihrer eigenen Mauern, und bei der Vertheidigung derselben, edelmütig ihr Leben dahin gäben, oder wenn sie sich, ohne über ihr Schicksal auch nur eine Thräne zu wagen, von einem neuen Nero, den der Anblick ergözen würde, wie eine schlechte Heerde abschlachten ließen?

Aber

Aber der große Jupiter, der Erhalter Roms, verhindere, daß es gar keinem Wechsel dieser Art unterworfen sei! Die wieder freien und glücklichen Bürger brauchen nur an den Grenzen des Reiches selbst Soldaten zu werden. Man seze gewählte Konsulen und Prokonsulen auf eine bestimte Zeit als Anführer über sie; man entsage jedem Gedanken an fernere Eroberungen; man lerne einmal einsehen, daß Roms wahre Größe in seiner Freiheit, seinen Sitten und nicht in dem unermeßlichen Umfange seines Reiches bestehe, wodurch ohnehin nur die Laster einen grösseren Tummelplaz erhalten, und die Tugend in engere Grenzen eingeschränkt, und sogar in ihrer Wirksamkeit gehindert wird; man suche, mit einem Wort, die alten Grundsäze hervor, und sie werden es, mit der geringen und weisen Veränderung, die die veränderten Zeiten erfordern, wieder mächtig und glücklich machen. Trajans Gewalt verhelfe der Republik zu der Erreichung einer so edlen Absicht. Glückliches Rom, das in ihm seinen Censor, den Wiederhersteller seiner Geseze und ihren Beschüzer findet! Glücklicher Trajan, der von der Macht, die er in Händen hat, einen so edlen, menschenfreundlichen, großmütigen und denkwürdigen Gebrauch machen kan!

Die Volksversamlungen wieder einzurichten; die Verkauflichkeit der Aemter auf immer abzuschaffen; die Vorrechte und Pflichten jeder Würde aus der Verwirrung, in der sie liegen, wieder ins Reine und in Ausübung zu bringen; auf die Namen, die von der erloschenen Republik, gleichsam als ein bloßes Gerippe, noch übrig sind, eine Reihe, der alten so viel als möglich ähnliche wieder einzupfropfen; den übermäßigen Luxus einzuschränken, den Gesetzen wieder ihre volle Kraft zu geben, und zum großmütigen Beispiel sich ihnen selbst zuerst zu unterwerfen. Dieses sind die göttlichen Verrichtungen, denen Trajans erhabene Seele aufbewahret ist; dieses sind die unaussprechlichen Verbindlichkeiten, welche Rom einem so großen Fürsten haben wird; dieses ist der Weg, auf dem Trajan allein die göttliche Ehre verdienen würde, wenn sie nicht bisher durch ihren Mißbrauch wäre entheiliget worden. Aber wenn schändliche Schmeichelei eine unglaubliche Niederträchtigkeit und eine gänzliche Vergessenheit ihrer selbst und ihrer Ehre unsere Vorfahren bewegen konten, den Cäsar, August und andere weit grausamere und minder große als sie, Götter zu nennen und als solche zu verehren, so wird doch, nach einem langen Leben, welches die wahren Götter dem Trajan, den sie zum Wiederhersteller Roms auserwählet haben, gewiß nicht versagen werden, der Name Trajans des Menschen

schen durch sich selbst heilig, denkwürdig, und ewig verehret sein, weil er unterdrückten, in der Sklaverei schmachtenden Menschen ein weit kostbareres Gut als das Leben, die Freiheit, wieder gab.

Solten die Schwierigkeiten, die dem edlen Unternehmen in dem Wege stehen (obgleich, wenn der Soldatenstand keine Hindernisse mehr macht, alle übrigen von selbst wegfallen müssen) nur durch Zwangsmittel können gehoben werden, so wird Rom, bei dem völligen Genusse seiner alten Rechte, gegen strafbare Bürger, die diesen Namen nicht einmal verdienen, seine Gewalt brauchen. Sind Klugheit, Weisheit, Vorsichtigkeit und lebendige Beispiele seltener Tugend nothwendiger, so wird sich Rom mit mitleidflehenden Augen an den Trajan wenden. Welches auch die Würde sei, die er für sich aufzubehalten gedenkt, so werden ihr doch alle übrigen untergeordnet sein; und wenn seine große Seele auch jeder entsagte, so würde doch Trajan der Privatmann, Trajan der Bürger immer noch Trajan der Tribun der Konsul, Diktator und wo möglich, mehr als alles dieses sein. Alsdann würde die Ausübung seiner Macht um so viel schöner, angenehmer und reiner seyn, da er sie einzig und allein seiner Tugend, und der freiwilligen und wahren Liebe seiner Mitbürger, nicht aber der Hoheit seines Standes, nicht der unverschämten Frechheit

seiner

seiner Heere, nicht der Furcht der andern, die seines gleichen geboren sind, würde zu verdanken haben. Und, um dir endlich, o tugendhafter und vortreflicher Mann! zum Voraus das höchste und süßeste Ziel deines Ruhmes vorzustellen, so wisse, daß vielleicht einmal der Neid, jene nie zu vertilgende Pest, dich zu verläumden, und dir zu schaden suchen wird; wisse, daß du dich in deinem Privatstande vielleicht mit Unehrerbietigkeit und Frechheit wirst tadeln hören; aber dagegen wirst du auch unter dem Schuze der Geseze, die durch dich ihr Ansehen und ihre Wirksamkeit wieder haben, der unaussprechlichen Freude genießen, Mensch unter Menschen zu sein und durch die wenigen offenbaren und beherzten Feinde auf das gewisseste überzeugt werden, daß deine viele Bewunderer, Verehrer und Freunde ihre Gesinnungen auch nicht erdichtet haben. Mit einem Worte, du wirst dadurch, daß du in dir und allen andern jene traurige Vorrechte einer uneingeschränkten Macht, die nur die Gewalt giebt und behauptet, auf immer vernichtest, alle und jede erhabenen und süßen Vorzüge erwerben, welche die Gleichheit allein gewähren und erhalten kan. Als ein Privatmann wurdest du geboren in unglücklichen und sklavischen Zeiten. Bisher war es dir nicht vergönnet, deiner Bestimmung als Mensch ein völliges Genüge zu leisten; nicht in deinem Privatstande, weil es dazumal niemand wagen durfte,

sich

ſich als Bürger zu zeigen; nicht als unumſchränkter Beherſcher, weil du ohne deines Gleichen zu haben nicht Bürger ſeyn konteſt; nun aber kanſt du von dem Tage an, da du dich von der höchſten Würde zu dem Stande eines wahren Bürgers hinaufſchwingſt und mit dir deine Mitbürger von einer langen und ungerechten Sklaverei zur Freiheit beförderſt, dich zu dem erſten aller geweſenen, gegenwärtigen und künftigen Menſchen machen.

VII.

Aber wider meinen Willen reißt mich, ſo oft ich die Mittel die Tirannei zu vernichten darſtellen will, ich weis nicht welche Gottheit, mit unwiderſtehlicher Kraft zu der Beſchreibung der göttlichen Wirkungen fort, die von ihrer Ausrottung entſpringen würden, und, ohne es beinahe zu merken, ſchweife ich in ihre Hererzählung aus.

Wohlan ich will dem göttlichen Genius der Freiheit nicht widerſtehen, denn er iſt es ſicher, der mich begeiſtert, und, o! mögte ich durch meine Rede von ihren Wirkungen das Herz Trajans zur Wiederherſtellung der Freiheit ſo entflammen und die Römer, durch ihr brünſtiges Verlangen nach derſelben, ſo aufmuntern, ſie zu verdienen, daß durch die heißen Wünſche der einen, den wohlthätigen Entſchluß des andern, ſie zu erfüllen und durch den vollkommenen, einſtimmigen Willen beider,

der, nicht nur die Mittel erleichtert, sondern auch alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt würden! Schon drängen sich die kostbaren Güter der wiedererlangten Freiheit in so großer Menge und in so herlicher Gestalt in meinem Gedächtnisse, daß ich, bei der süßen Erschütterung meines Herzens, bei der Verwirrung meines Geistes, bei meiner, von so mannigfaltigen, wonnereichen und großen Gedanken entflammten und dahin gerissenen Einbildungskraft, nicht weis, welches ich zuerst, welches hernach nennen, welches ich bloß anzeigen, über welches ich mich mehr ausbreiten und welches ich ganz verschweigen soll: weswegen ich auch aus übermäßigen Verlangen nicht mit studierter Beredsamkeit, welche ein so hoher Gegenstand ohnehin verachtet, sondern mit Einfalt und Wärme, das, was meine ganze Seele durchglüht und aufzehret, auszudrücken, befürchten muß, es um soviel weniger sagen zu können, je mehr ich die Unmöglichkeit fühle, meiner Rede je Grenzen zu sezen.

Unordentliche Töne, wie sie Herz und Fantasie eingeben, vielleicht noch dazu durch Thränen und Seufzer wahrer Freude unterbrochen, werden die Lobeserhebungen sein, die man von mir über die Freiheit und über ihre süßesten Früchte hören wird.

Schon enthüllt sich meinen Augen der finstere Schleier, der die Vergangenheit und die Zukunft in Dunkel verbirgt und unsere Gedanken in die engen

gen

gen Grenzen des Gegenwärtigen einschränkt. Mit einem einzigen und schnellen Blicke, sehe ich unser Rom, wie es in seinen glücklichsten Zeiten war, was es in den unsrigen ist und was es durch neuen Wohlstand und Größe in der Zukunft wird sein können. Die ehrwürdigen Schatten der Katonen, der Emilier, der Brutus, der Regulus und so vieler anderer berühmten Römer erscheinen vor mir mit heiterem und fröhlichem Gesichte, und bieten mir großmütig ihre Leitung an, um mich jenes Rom kennen zu lehren, das sie einst bewohnten; die Tugenden, die Stärke, das Glück seiner Bürger, die Heiligkeit und strenge Beobachtung seiner Gesetze, das Verhältniß zwischen Volke und Senat, die Beschaffenheit seiner Heere, seine Standhaftigkeit im Unglücke, seine Bescheidenheit im Glücke; seine Religiosität und Verehrung der Götter und mit einem Worte alles, was diese wohleingerichtete Republik großes und unbegreifliches zur Glückseligkeit ihrer Bürger sich eigen gemacht hatte. Alles aber, was diese erhabenen Geister meinen Augen mit so großem Entzücken entschleiern, ist, wie ich sehe, gerade das Gegentheil von dem, was wir in dem gegenwärtigen Rom antreffen.

Kentniß und Beobachtung der Gesetze war die erste Tugend dieser vortreflichen Männer: die unserige besteht nur zu sehr und schon seit langer Zeit darin sie zu verdrehen, zu übertreten,

nicht

nicht zu kennen, ihnen auszuweichen: und mit unglaublicher Blindheit des Verstandes hielten wir den für den Vornehmsten, der sich, zu unserm größten Verderben und unsrer Schande am meisten über die wehrlosen Geseze zu erheben wußte. Die Stärke der römischen Seelen, zeigte sich mit wunderbaren Beispielen in Ausdauerung von Kriegsbeschwerlichkeiten, in der Bereitwilligkeit sich für die Republik allen Gefahren auszusezen; in einer freiwilligen und fröhlichen Aufopferung des Lebens, sobald ihr Tod dem gemeinen Wesen Ruhm und Vortheil bringen konte: die Stärke der heutigen Seelen offenbarte sich, zu unserer ewigen Schande, bisher nur in einer zitternden und stillschweigenden Duldung jeder Ungerechtigkeit, jedes Raubes, jeder schmählichen Beschimpfung: und wenn ja von Zeit zu Zeit irgend ein Funke römischer Kraft in einem oder dem andern hervorglimmte, so half es ihm doch zu weiter nichts, als der Tirannei durch einen freiwilligen Tod zu entfliehen: und da die Aufopferung eines Decius, eines Curtius und so vieler andern dem gemeinen Wesen Nuzen und Ehre brachte; so war der Selbstmord der wenigen Edlen unter uns, die den Tod der Sklaverei vorzogen, ein öffentliches Unglück; denn bei einer geringen Anzahl guter Bürger ist der Verlust eines Einzigen immer unersezlich. Zu dem war ihr edelmütiger Tod ein deutlicher Beweis von der Niederträchtigkeit aller andern, weil sie

diese

diese Helden weder rächten, noch nachahmten. Sicherheit und Gleichheit machten in Rom das einzige Glücke aus; daher die reinen Sitten, die häuslichen Tugenden, die wahre Freundschaft, die Treue, die Sparsamkeit. Man war durch das Glücke der andern glücklich, und niemand suchte eigene Sicherheit und Größe in dem Sturze seines Verwandten, seines Nacheiferers, seines Feindes, seines Freundes. Aber, ach! wenn ich den bisherigen Wohlstand unserer Zeiten beschreiben müßte; o, welche heiße Thränen würden mein Herz beklemmen! Nie gab es ein anderes öffentliches Glück, als die kurzen Augenblicke, in denen man jene Ungeheuer, deren Regierung den Beweis geliefert hatte, daß unsere schändliche Duldung und Niederträchtigkeit weit größer war, als ihre viehische Grausamkeit, von dem mit Gewalt an sich gerissenen Thron gestürzt sahe. Nero, Cajus, Ottho, Vitellius, Domizianus kamen alle um, als Opfer ihrer eigenen Verbrechen und der späten Rache weniger, und gaben den damaligen Römern den Schatten einer vorübergehenden Glückseligkeit zu erkennen und zu schmecken: aber nur zu bald machte ihr grausamer Nachfolger Rom für seine thörichte Freude in blutigen Thränen büßen. Im Privatstande war in diesen schrecklichen Zeiten das Glück (das scheinbare nämlich) nur den wenigen Ehrlosen aufbehalten, die, als Vollstrecker und Theilnehmer der fürstlichen Wollüste,

lüste, Erpressungen und Ermordungen, durch fremde Thränen und Blut gemästet, mitten unter den Ruinen des Staates mit frecher und unausstehlicher Unmenschlichkeit und Unverschämtheit, eben so mit Reichthum wie mit Lastern angefüllt, bei den allgemeinen, aber verborgenen Klagen, nicht minder durch des Regenten, als durch ihre eigene Lasterhaftigkeit, sicher lebten. Heilig und unverletzlich waren jene Gesetze, denen das erloschene Rom gehorchte, gerade weil Rom selbst sie gab; sie waren beobachtet, verehret, gefürchtet, weil jeder Bürger in denselben seine Mitbürger und sich selbst ehrte. Die unsrigen sind unbillig, schlecht befolget, verachtet und hart, weil sie ein einziger macht. Von dem einen verkündiget, von dem andern abgeschaft, von diesen wieder in Wirksamkeit gesetzt, von jenen neuerdings vernichtet, beweiset ihr ewiger, schneller und lächerlicher Wechsel, daß sie nicht von dem gemeinen Besten, sondern von dem Privatinteresse, von dem uneingeschränkten Eigensinne, von der Thorheit und sogar von der Tollheit eingegeben werden. Ehemals war jeder römische Plebejer ein einsichtsvoller Kenner seiner Rechte, ein strenger Vertheidiger derselben, ein edler Nacheiferer patrizischer Tugenden, schrecklich in dem Kriege, sanft in dem Frieden, ein frommer Verehrer der Götter, nüchtern, thätig, und ehrbegierig; doch suchte er mit weiser Einsicht allen seinen Ruhm in der Frei-

heit

heit seines Vaterlandes. Das Volk, das jezt, ohne ihn zu verdienen, den Namen des römischen trägt, ist zu jeder niedrigen Schwelgerei, zu allen Arten von Lastern und Ausschweifungen herabgesunken; ganz uneingedenk seiner alten Rechte, hat es sich neue geschaffen; es will nicht mehr frei, belustiget will es sein; es will, daß die von den Tirannen zitternden Bürgern entrissenen Reichthümer in Spielen, Schmausereien und Saufgelagen mit verschwenderischer Hand ihm zufließen; es ist nicht mehr Soldat; es zittert sogar vor seinen eigenen Soldaten; es kennet die Feinde des Reiches nicht mehr; Feindschaft gegen die Patrizier ist an die Stelle des ehemaligen edlen Nacheifers getreten; ruchlos verachtet es die Götter und ist doch zu gleicher Zeit jedem furchtsamen und verächtlichen Aberglauben ergeben. Dieses, dieses ist nur zu sehr das Bild jenes Volkes, das sich einst mit Recht den Namen, Sohn des Mars, beilegte. Von der Beschaffenheit des alten Senats werde ich nichts sagen; nicht, als ob mir eine niederträchtige Furcht, da ich vor dem neuen Senat rede, die Zunge bände, sondern weil ich weis, ihr Väter! daß das ruhmvolle Andenken eurer großen Vorfahren noch nicht in Euch erloschen und der kostbare Same ihrer göttlichen Tugenden in Eueren Herzen noch nicht ausgerottet ist; daß es Euch bisher eher an Gelegenheit und Freiheit, als an Verlangen und Willen fehlte,

sie

sie zu üben; und ich weis, daß das Bewußtsein begangener Fehler für edle und erhabene Seelen schon eine so große Züchtigung ist, daß man nicht nöthig hat, die unerträgliche Last der Schande noch beizufügen. Jene unglücklichsten Zeiten sind vorbei, in denen ich hier in dem Senat dem Volk und dem niedrigsten Pöbel Roms seine schändlichen Laster nie hätte vorhalten können, ohne durch meine Vorwürfe, auch wider meinen Willen, die vornehmsten Senatoren zu treffen. Ausgelöschet in unsern Jahrbüchern und sogar in unserem Gedächtnisse sind jene Bösewichter, die durch schändliche Schmeicheleien, durch blutige Verräthereien, Gift, Erpressungen und mit einem Worte durch die häufigsten und schrecklichsten Verbrechen aller Art den Ruhm und die Majestät der Patrizier so geschändet hatten, daß man nichts Lasterhafteres, Verächtlicheres und Verabscheuungswürdigeres als sie, in ganz Rom kante. So waren und so mußten die Senatoren unter den Neronen und Domizianen sein; so wie ihr nun ein Senat seid, der sich verdienterweise des Trajans rühmen kan.

VIII.

Aber ferne von mir sei es, unseren armen Mitbürgern die Schuld der bishererzählten großen und bedaurungswürdigen Uebel unserer Zeiten aufzubürden. Nein, sie waren eine natürliche und trau-

traurige Folge der schändlichen und unbilligen Regierungsarten; so wie die obengenanten Tugenden eine nothwendige und glückliche Folge der göttlichen Freiheit waren und sein mußten. Schon sehe ich voll kühner Hofnung und im prophetischen Geiste voraus, was Rom durch die wiedergeschenkte Freiheit werden und wie es, als ein Gegenstand des Schreckens und der Bewunderung aller Völker eine unendliche Reihe von Jahrhunderten hindurch zunehmen und sich erhalten wird. Trajan ist mehr als überzeugt, daß die Beibehaltung der Alleinherrschaft nothwendigerweise den gänzlichen Ruin der Stadt nach sich ziehen würde. Allerdings wäre dieses nicht zu befürchten, wenn Er ewig lebte, wenn er einen andern Trajan uns zu regieren hinterließe, und wenn man beständig andere Trajane auf den Thron sezen könte. Gewiß würde man alsdann niemand die Freiheit zurückfordern hören, weil man sie entweder in vollem Maße besizen, oder weil die Dienstbarkeit so gelinde sein würde; daß uns, die Größe und Kraft der Seele ausgenommen, der Genuß aller übrigen Güter der Freiheit, nicht fehlen könte. Aber die Unmöglichkeit dieser Sache, die äußerste Gefahr, die selbst der beste Fürst in seinem Busen trägt, durch seine uneingeschränkte Macht verrathen und verführt zu werden; jenes edle Mistrauen in sich selbst und in seine eigenen Einsichten; das bei den größten immer am häufigsten anzutref-

fen

sen ist, alles, alles beweiset dem Trajan, daß der Ruhm, die Sicherheit und das Leben Roms nicht einem allein darf anvertrauet werden. Trajan weis und sieht, daß die Macht eines Einzigen über alle, ohne daß alle, wenn er eine Ungerechtigkeit verlangt, etwas gegen diesen Einzigen vermögen, den Gesezen der Billigkeit, der Glückseligkeit, der guten Ordnung und der Natur zuwider ist. Auch hat dieser Einzige seine Erhebung immer dem Wahnwize aller und ihrer Verderbtheit, oder seinen betrügerischen Künsten zu danken; und er kan seine Stelle nur durch die Furcht aller, oder wenigstens der größeren Menge; und durch seine Gewalt behaupten. So schüzten zum Beweise die Konsulen, die doch rechtmäßige, auf eine bestimte Zeit gewählte Regenten waren, ihre Person und Würde nur durch zwölf Liktoren, die ohnehin mehr zur Pracht als zur Vertheidigung dienten: Die Imperatoren, die allein und auf immer regieren, die nie durch die einstimmige Wahl aller ernant wurden, die nicht Söhne der Gesezе, sondern der Gewalt sind, umzäumen ihr unrechtmäßiges Ansehen mit ganzen Heeren, hinter denen sie ihre zitternde Person schüzen. Die Konsulen waren alle geehret, geschäzt, wenn sie es verdienten, gefürchtet, doch nicht mehr als die Gesezе; aber man hörte auch nie, daß einer je anders, als auf dem Schlachtfelde, durch die Hand der Feinde umgekommen wäre: Die Imperatoren,

ren, die entweder grausamer Weise von ihren eigenen Herren oder von den aufgebrachten und unterdrückten Bürgern ermordet wurden, beweisen auf das unwiderleglichste, daß die uneingeschränkte und immerwährende Macht eines Einzigen nicht rechtmäßig sein kan, weil sie allein durch Gewalt behauptet wird. Auch ist sie nie lang erträglich, weil die Wut, die in den Gemütern der unterjochten von Zeit zu Zeit wieder aufglimmet, nicht so leicht durch Furcht und Gewalt kan unterdrückt und gebändiget werden.

IX.

Sehet also, sehet, wie, sobald die Heere ihren Einfluß verlieren, die Freiheit wieder anfängt aufzuleben und zu blühen! Sehet, wie die dichten Wolken von Bewafneten verschwinden, die ganz Rom besezt halten, und auch wider den Willen des Fürsten die Herzen der Bürger mit Furcht erfüllen: und nie ist die Furcht die Mutter irgend einer Tugend. Sehet, wie Trajan, aus einem Imperator ein Bürger geworden, die prätorianischen Kohorten in ein weit angenehmeres, edleres und ehrenvolleres Gefolge verwandelt hat. In Menge umringen ihn die Bürger; der hält sich für selig, der ihn am meisten in der Nähe betrachten kan; sie segnen ihn; unter Jubelgeschrei nennen sie ihn ihren

Vater; nach und nach kehren die Vaterlandsliebe (da es nun wieder ein Vaterland giebt) die wahre Tapferkeit, der Eifer zum Guten, der brennende und göttliche Ehrgeiz sich durch große Thaten einen unsterblichen Ruhm zu erwerben, in die so lang erniedrigten und unterdrückten Gemüter zurück. Ich sehe die verhöhnenden Massen, die auf dem palatinischen Berg aufgethürmet und zu der Wohnung eines uneingeschränkten Herrn bestimt sind, verbrant, zerstöret und dem Boden gleich gemacht; Trajan ist der erste sie nieder zu reißen, und indem er sich in eine Privatwohnung begiebt, zeigt er seine Größe in einem weit herlicheren Glanze, als jene prachtvollen, verächtlichen Regenten, die ihre unermeßlichen Paläste als einen stolzen Schleier über ihre Nichtigkeit brauchten. Trajan wird selbst befehlen, diesen erhabenen Siz, von dem er mich hier in dem Senat anhöret, den andern gleich zu machen, ohne zu befürchten, wenn er unter den übrigen seinen Plaz nimmt, auch mit ihnen vermengt zu werden. Auf das Gerüchte von einer so wunderbaren Veränderung, welches der schnellzüngige Ruf bald bis an die äußersten Grenzen des Reiches ausbreitet, drängen sich die Bewohner desselben von allen Seiten, von jedem Alter und von jedem Stande herbei, um einen so göttlichen Mann, eine so unglaubliche und unerhörte Tugend mit ihren eigenen Augen zu schauen,

und zum Zeugnisse der Wahrheit bringen sie ihren Landsleuten die Bewunderung und Liebe des Trajans, des Vaterlandes und der wiederhergestellten Freiheit zurück. Jeder Vater küßt und drückt seine Kinder an seine Brust, und mit Freudenthränen ruft er aus: „O, meine Kinder, heute fang' ich erst an euch mit Zuversicht so zu nennen; meine theuersten Kinder, erst von heute an seid ihr mir zugesichert worden! Wenn ich die heiligen Gesetze beobachte, so fürchte ich nicht mehr euch durch Gewaltthätigkeit und Grausamkeit entführet zu sehen; ihr werdet mir in Sicherheit und Ruhe meine alten sterbenden Augen schließen; ich fürchte nicht, daß man euch, die rechtmäßigen Erben meines Vermögens desselben beraube: oder daß man euch, meine Töchter, von der Seite eurer süßen, geliebten Ehemänner losreiße, meine Gebeine werden nicht beunruhiget, oder welches noch ärger wäre, mein guter Name wird nicht geschändet werden.“

Den Reichen sehe ich nicht mehr zitternd, nicht mehr ängstlich besorgt, seine Schätze zu verwahren und zu verbergen; denn, sind sie rechtmäßig erworben, so werden sie ihm die Gesetze unberührt erhalten, statt daß die ehemaligen Regenten, nicht zufrieden ihn derselben zu berauben, ihm auch noch, unter dem Vorwande erdichteter Verbrechen, um Leben und Ehre zu bringen suchten.

Hier erblicke ich den Armen mit freier Stirne und sicher vor der Unterdrückung der Reichen, auf dem Forum hin und her wandern; seine ehemalige Niederträchtigkeit und Furcht sind seinem empörten Herzen ein edler Sporn, sich durch Tugend berühmt zu machen, und an bürgerlichem Werthe diejenigen zu übertreffen, die ihm an Reichthum überlegen sind.

Der Luxus, jener tödtliche Ernährer und Vater jedes Lasters und Verbrechens, durch Pracht-Gesetze, die ohnehin diese Hyder nie vertilgen konten, weder eingeschränkt noch verbannet, wird durch das bescheidene Beispiel Trajans und durch die veränderte Denkart der Römer, zur Zierde und zum Vortheil des gemeinen Wesens nur auf die Pracht öffentlicher Gebäude verwendet. Die unermeßlichen Landgüter, die Lustwälder und die Gärten, die ganz Italien einnehmen, und es seiner nüzlichen und starken Bewohner berauben, werden dem Pfluge wieder geschenkt und die neuen Familien freier Ackerleute durch ihre reichen goldenen Ernten erfreuen; und die Orte, die so lange der Aufenthalt des Müssiggangs und der Weichlichkeit waren, werden nun wieder die Zeugen ehemaliger häuslichen Tugenden des Gehorsames der Kinder gegen die Eltern, der wahren Liebe in diesen, der Bescheidenheit und Treue in den Eheweibern, der männlichen

Un-

Unbändigkeit in Jünglingen die zur Freiheit erzogen sind; der reifen Rathschläge der einsichtsvollen Klugheit, der Furchtlosigkeit in Greisen, die in der Freiheit gelebt haben; der Verträglichkeit zwischen den Nachbaren, des Wohlwollens unter Verwandten, der Sparsamkeit und der unschuldigen Fröhlichkeit bei allen.

Mit ihren zitternden Stimmen höre ich die Greise, die ihres bisher übel verwendeten und mit Müh erhaltenen Lebens müde waren, sich nun Glück wünschen, es bisher nachgeschleppt zu haben, weil seine Erhaltung ihnen den wonnevollen Anblick der wiederhergestellten Freiheit verschafte. Sie sterben vergnügt, denn sie haben den Trajan gesehen.

Die muntere Jugend, die bisher in den Theatern, in den Cirken, bei unzüchtigen Gastmalen und selbst unter ehrlosen Gladiatoren, ihre Zeit, zum größten Verderben ihrer Gesundheit, ihrer Sitten und ihrer männlichen Gesinnungen, zubrachte, versammelt sich nun wieder auf dem Marsfelde. Dort sieht man einige die Kraft wilder Pferde bändigen, andere durch edle Ringspiele ihre starken, freien und nunmehr reinen Glieder zu Kriegsbeschwerlichkeiten geschickt machen; noch andere unter ihren schweren Waffen mit rühmlichem Schweisse bedecket sich in das Wasser werfen, und durch kraftvolles Schwimmen die Wellen des Tibers über-

überwältigen, und mit einem Worte sich überall als die wachsende Hofnung der Republik, als wahre und süße Stüzen ihrer Eltern, und als die Bewunderung und der Schrecken der Feinde erzeigen.

Schon höre ich wieder auf dem Forum jene männliche, freie und mit einem Worte römische Beredsamkeit, mit welcher dort die Volkstribunen, hier die Konsulen von der Rednerbühne herabdonnern, und über wichtige Geseze, über Krieg und Frieden Untersuchungen anstellen. Nur die sind wahre Redner, denen es die Hoheit des Gegenstandes nie an Stof mangeln läßt; die die Freiheit, die vorzüglichste Lehrerin der Stärke und des Nachdrucks im Reden, des lobenswürdigen Muts, der warmen Liebe fürs Vaterland, und der unerschütterlichen Standhaftigkeit begeistert. Zerstreuet, verachtet und beschämt schweigt nun die ganze Menge jener Schwäzer, die sich in unserer langen Dienstbarkeit für Redner ausgaben; die Schuld der Zeit allerdings, aber auch nicht weniger die ihrige, da sie durch schändliche Schmeicheleien eine so edle Kunst entehrten, dann durften sie gleich nicht frei reden, so stund es ihnen doch vollkommen frei zu schweigen.

In diesem ehrwürdigen Senat höre ich nicht mehr, zur Entweihung eines so erhabenen Ordens, jene Tage lange Wetteiferungen, dem Laster

ster auf dem Throne erlogene und schändliche Ehrenbezeugungen zu verordnen; nicht mehr die gerichtlichen Untersuchungen über die in den verwüsteten Provinzen von den Prokonsulen und Prätoren verübten Erpressungen. Ich höre nicht mehr die gegenseitigen Beschuldigungen des Verbrechens der beleidigten Majestät, nichts mehr von Verweisungen, von eingezogenen Gütern, von Hinrichtungen, von Proskriptionen. Der römische Senat ist wieder in sein altes heiliges Amt eingetreten, und wacht und sorgt für die Sicherheit der Bürger; er sucht den Frieden zu erhalten, so lang es die Ehre des römischen Volkes erlaubt; er beschließt, wenn es nöthig ist, den Krieg, und durch bürgerliche Soldaten und Befehlshaber siegt er, mit alter römischer Tapferkeit und mit altem römischen Glücke, selbst in den schrecklichsten und gefährlichsten Kriegen.

Der heilige Weg, der zum Kapitolium führet, prangt nun wieder mit wahren römischen Triumphen; es erscheinet nun nicht mehr ein auf einem erhabenen Wagen fahrender Imperator, weichlich und verzagt gegen Feinde, die er nie gesehen hat; ein furchtsamer und unerfahrner Anführer seiner Soldaten, grausam und despotisch gegen seine Mitbürger; sondern ich erblicke einen Imperator, der Soldat, Bürger und den Gesezen unterworfen ist, unter dem lauten Beifall

fall ungezwungener Freude bescheiden zum Kapitolium hinaufgehen, und aus wahrer Frömmigkeit dem höchsten Jupiter allein die Ursache und die Früchte seiner und seiner Soldaten Tapferkeit zu schreiben.

Von den prächtigen Statuen und marmornen Bildern, die das große Forum und die öffentlichen Gebäude eher verunstalten als zieren, sehe ich einen großen Theil zur gerechten und dem verspotteten Volke schuldigen Schmach niedergeworfen und im Kothe liegen. Die Wenigen, welche der wahren Tugend, die sich in freien Bürgern zum unbezweifelten Nuzen der Republik offenbarte, errichtet sind, bleiben stehen; oder wenn sie von dem schamlosen Laster weggenommen, verachtet da lagen, so werden sie nun, da die Tugend wieder ihre Herschaft erlanget hat, neuerdings aufgerichtet, hergestellt und vermehret. Und unter diesen ragt, die einzige der ehemaligen unbeschränkten Regenten, überall mit Blumen bekrönt, und mit vor ihr niedergeworfenen Bürgern umgeben, Trajans Bildsäule hervor. Da Seltenheit und Auswahl das nun wieder schäzbar machen, was durch die unbeschreibliche Menge und Entehrung aufgehöret hatte es zu sein, so werden sich auch die Herzen der Bürger wieder zur Tugend entflammen, man wird wieder von jenen edlen, großmütigen, unerhörten

An-

Anstrengungen hören, die ehedem in dem freien Rom fürs Vaterland so mannigfaltig und so häufig waren; und zu tausenden werden die Römer wetteifern, öffentliche Statuen zu erlangen, sobald man sie überzeugt haben wird, daß sie nur dem wahren Verdienste bestimt sind.

Die entferntesten Provinzen des Reiches, wenn sie freien Völkern sind abgewonnen worden, werden durch die wiedergeschenkte, aber römische Freiheit, ihrer ehemaligen eingedenk, durch ihre Ueberwindung nichts anders glauben verloren zu haben, als ihre Barbarei, und um so viel römischer gesinnet werden, als sie unter dem Schatten besserer Geseze reicher, sicherer und freier sein werden. Ihre eigenen Völker mit römischer Disziplin, und angeführet von römischen Befehlshabern, werden hinlänglich sein, sich selbst gegen die Einfälle der Feinde zu vertheidigen; und die ewige Gewißheit niemals von schändlichen, geizigen und despotischen Statthaltern geplündert, unterdrückt und jeder Unordnung Preis gegeben zu werden, wird sie auf immer von jeder Empörung gegen Rom abhalten. Haben sie die römischen Waffen der unumschränkten Gewalt eines Königes entrissen, so wird es um so viel leichter sein, solche aus Sklaven zu Gefährten gewordene Völker in der Ordnung der Treue und dem Genuß ihrer Glückseligkeit zu erhalten. In ganz

Ita-

Italien sehe ich auch keinen Schatten mehr von einem Soldaten; die Bürger vermehren sich in Menge, und wenn Rom Feinde hat, so sind sie alle Soldaten, und retten es; aber auch wenn in Rom ein Tiran entsteht, so sind sie alle Bürger und vertilgen ihn.

Bald wird dieses zweite Rom, dem ersten an Tugend gleich, es an Ruhm und Glückseligkeit übertreffen. Und von aller dieser Tugend, von diesem so seligen Leben, von einer so glänzenden Herlichkeit, von einem so geehrten und so gefürchteten Namen ist Trajan mehr als der Wiederhersteller, er ist der erste Schöpfer. Weder Romulus, der zwar die Stadt stiftete, aber sie nicht in vollkommener Freiheit hinterließ; noch Brutus, der die Tirannen verjagte, aber sich nicht selbst der Oberherschaft beraubte, sondern sich vielmehr durch Beförderung der öffentlichen Freiheit einen höhern Rang verschafte; noch die Menge unserer großen bürgerlichen Helden, die durch Beschüzung und Vergrößerung Roms, den mit der Milch eingesogenen Pflichten der Bürger ein Genüge leisteten, können jemals mit dem Trajan verglichen werden; mit dem Trajan, der sich von dem unumschränkten Herrn Roms zu einem Bürger machte; der es aus der Sklaverei in die Freiheit versezte; durch den sein herabgewürdigtes, beflecktes, höchstlasterhaftes und ehrloses Vaterland wieder groß, rein, gerecht, gesittet und ein lebendi-

ger

ger Spiegel und das Beispiel jeder erhabenen Tugend wurde.

Trajan, der, in ängstlicher Sklaverei unter der Regierung des Claudius geboren, nur durch die wunderbare Fügung der Götter der verfolgenden Grausamkeit nachkommender Tirannen entfloh und endlich selbst auf den Thron kam, hat durch seine eigene Erfahrung in dem schrecklichsten Zustande einer uneingeschränkten Regierungsform eben sowohl die Furcht, die Unsicherheit und die Unmöglichkeit irgend eine Tugend zu üben von Seiten der Sklaven, als auch die Aengstlichkeit, die Gewissensbisse und die Niederträchtigkeit, die dem Despoten eigen sind, kennen gelernt; er wählte also, als die edelste, die sicherste und dem Menschen allein wahrhaft anständige Würde, die eines römischen Bürgers: und um es mit Sicherheit und Vergnügen sein zu können, so versicherte er den Genuß eines so hohen Gutes unter dem Schuze wohleingerichteter Geseze, nicht nur allen lebenden Bewohnern des römischen Reiches; sondern auch den spätesten Enkeln der künftigen Zeiten.

X.

Diesem unermeßlichen Ruhm wirst du, o Trajan, ein nicht geringeres Gut, ein kostbares Geschenk, das die himlischen Götter nur der Tugend und edlen und freien Herzen gewähren, beifügen.

Durch

Durch dich wird die bisher verbannte, heilige Freundschaft nach Rom zurück kehren, und du wirst, ob du gleich ehedem Regent warst, in deinem Bürgerstande die bisher nie gefühlte, gegenseitige göttliche Süßigkeit schmecken, dein Herz ganz zu offenbaren und ganz das Herz deines Freundes zu schauen, die Wahrheit zu sagen und sie zu hören.

Diese Rede soll, wie man sagt, den Trajan und den Senat bis zu Thränen gerührt und dem Plinius großen Ruhm erworben haben. Doch behielt Trajan das Reich; Rom, der Senat und Plinius selbst blieben, wie zuvor, in der Sklaverei.

L.

Andere sagen, Trajan habe über diese Rede gelacht, und dem Senat, mit dem Beispiel Griechenlands und selbst Roms, zu den Zeiten der Abdankung des Sylla und des Mordes des Cäsar, bewiesen, daß die Freiheit nicht gegeben, sondern genommen werden müsse; und daß nur ein männliches Volk sie nehmen und ertragen könne. Doch soll er ihnen versprochen haben, daß wenn ein Jahr lang niemand von ihnen im Senat ihn zuklatsche, wenn er etwas abgeschmacktes sagen, niemand

mand seinem Koch, oder seinem Barbier, oder seinen Freigelassenen den Hof mache, wann er Vortheil davon erhalten könne; daß er dann die Sache mit ihnen näher erwägen wolle. Der Senat habe aber die Probe nicht mit Ehre überstanden; und dann habe Trajan ihm eine andere Rede gehalten, die verloren gegangen ist, wovon man aber noch so viel weis, daß er dem Senat seine Sitten sehr lebhaft vorgestellt, und nach einem schönen Uebergang auf die Freiheit mit dem Sprüchwort geschlossen habe: Οὐδὲ λεκανῆ δελφῖνα χωρεῖ. Welches im Deutschen ohngefähr den Sinn hat: ihr seid zu schwach und zu nichtswürdig, um frei zu sein. Einer der nichtswürdigen Nachkommen Trajans soll einmal eben des in dem Senat gesagt haben; aber ein junger Mann soll ihm geantwortet haben: Du hast Recht, wir sind zu schlecht, um frei zu sein, aber auch du bist zu schlecht, um unser Herr zu sein; wir thäten also beide besser, wir fingen wieder von vorn an,

Ergo

Tu jubeas tacitos, et jam rationis egenos
Non aliter, primo quam cum surreximus aevo
Glandibus & purae rursus procumbere lymphae *)

Das

*) Satyra Sulpiciae,

das ist ungefähr so viel: Also laß uns, da doch einer so unklug ist als der andere, ganz stille wieder zu den Zeiten zurückkehren, wo es noch weder Könige noch Unterthanen gab, und wieder unsre Eicheln essen, und unser Wasser trinken. — So weit die Legende, über deren Wahrhaftigkeit indessen doch die Kritiker noch wenig zu sagen wissen.

2.

Ueber Bürgers hohes Lied.

Fortsezung.

Nun wollen wir in die Lage und Stimmung des Dichters ganz einzudringen suchen, um mit unsern Empfindungen den seinigen desto williger zu folgen. Erlöst von dem jahrelangen beklemmenden Gram, das edelste und unauslöschlichste Verlangen der Seele um der Pflicht willen zernichten zu müssen, ist er endlich zum sichern Besiz der Erwählten seines Herzens gelangt, die ihm nun in einer Glorie von Wonne und Liebe, nicht mehr in der stillen Schönheit der leidenden Unschuld erscheint. Er fühlt sich durchdrungen und erfüllt

vom

vom ruhigsten Bewußtsein der gegenwärtigen Seligkeit, bei welchem die Szenen der Vergangenheit wie ängstliche Träume verschwinden, und die Zukunft im Glanze der Morgenröthe aufsteigt; und indem er der lieblichen Täuschung nachhängt, als sei die ganze Natur um ihn her verwandelt, und nehme Theil an seiner Feier, hebt er seinen Gesang also an:

Hört von meiner Auserwählten,
Höret an mein schönstes Lied!
Ha, ein Lied des Neubeseelten
Von der süßen Anvermählten,
Die ihm endlich Gott beschied!
Wie aus tiefer Ohnmacht Banden,
Wie aus Graus und Moderduft
In verschloßner Todtengruft,
Fühlt er froh sich auferstanden
Zu des Frühlings Licht und Luft.

Eine bescheidne und simple Einladung zum Anhören seines Liedes. Noch fühlt er nichts, als das Bedürfniß seine Freude mitzutheilen. Es ist wie der erste Aufflug der Lerche, wenn die Tage des Winters vorbei sind.

Ich muß hier noch die ausdrucksvolle Mischung der Vokale in der siebenten, achten und neunten Zeile bemerklich machen. Die beiden erstern enthalten eine Menge tief und dumpfklingender Vokale. In dem neunten Verse hingegen steigen sie von der Tiefe bis zur Höhe des A

in

in dem Reimworte empor, bestimmen die Deklamazion auf eine musikalische Weise, und gewähren ihr eine sehr angenehme Hülfe. — Das Gedicht ist zu voll von dergleichen Feinheiten, als daß ich sie jedesmal solte auseinander sezen können.

Zepter, Diademe, Thronen,
Gold und Silber hab' ich nicht:
Hätten auch, ihr voll zu lohnen,
Silber, Gold und Perlenkronen
Ein genügendes Gewicht.
Was ich habe, will ich geben:
Ihrem Namen, den mein Lied
Schüchtern sonst zu nennen mied,
Will ich schaffen Glanz und Leben
Durch mein höchstes Feierlied.

Schon höher strebt er in dieser Strofe. Nichts kan er geben als ein Lied; aber er fühlt den Werth des Liedes. Und nun:

Schweig', o Chor der Nachtigallen!
Mir nur lausche jedes Ohr!
Murmelbach, hör' auf zu wallen!
Winde, laßt die Flügel fallen,
Rasselt nicht durch Laub und Rohr!
Halt in jedem Elemente,
Halt in Garten, Hain und Flur,
Jeden Laut, der irgend nur
Meine Feier stören könte,
Halt den Odem an, Natur!

Der Quell des Gesanges ist zum Strome geworden. Wer vermag es, sich gegen ihn zu stem-

stemmen? Wäre jemand auch noch so wild und trozig, würde er sich nicht gezwungen fühlen, dem Machtgebote zu gehorchen, und in stiller Erwartung zu lauschen? Wie nachdrücklich ergießt sich in der ersten Hälfte der Strofe der Affekt in lauter einzelnen, mit jeder Zeile abgesezten Apostrofen! Die lezte Hälfte hingegen hat durch das dreimal wiederholte Halt, und den bis auf die beiden lezten Worte aufgesparten Schluß des Gedankens einen ruhigeren Gang und eine ganz eigne Feierlichkeit gewonnen.

Glorreich, wie des Aethers Bogen,
Weichgefiedert, wie der Schwan,
Auf des Wohllauts Silberwogen
Majestätisch fortgezogen,
Wall', o Lied, des Ruhmes Bahn!

Welch ein Bild in den vier lezten Zeilen! und welch ein Klang! Wie hinabgleitend und dann sanft im Ohre verhallend! So verlieren sich allmählich auf der Wasserfläche die Ringe, die der Schwan hinter sich zieht. Die drei langen Worte in der dritten und vierten Zeile, wovon jedes einen Ditrochäus ausmacht, tragen nicht wenig zur Wirkung bei. Die erste Zeile ist an sich schön; allein sie würde schöner sein, wenn sie die Pracht des Gedichts auch durch einen vom Bilde des Schwans hergenommenen Zug, etwan seine glänzende Weise, versinnlicht hätte. Der Dichter hatte allerdings die Freiheit, hiezu ein

andres Bild zu brauchen, und er hat diese Pracht vielleicht stärker und auffallender durch den Bogen des Aethers ausgedrückt, unter welchem man sich entweder den Regenbogen, oder das blaue Gewölbe des Himmels denken kan; aber ein Gleichniß wird um desto sinnreicher und darstellender, je mehrere Aehnlichkeiten mit dem verglichenen Gegenstande der Dichter ohne Zwang daraus hervorzulocken weis. Der allzuhäufige Wechsel der Tropen ist wohl überhaupt ein kleiner Tadel am hohen Liede. Doch, wir wollen billig sein. Unsre Sprache ist so ungeschmeidig, daß sie auch den, der sie ganz zu beherschen versteht, unvermerkt in diesen Fehler verstrickt, indem der Reim (und noch mehr der Dreifache, den wir doch hier um vieles nicht missen mögten) beständig bereit ist, fremde Ideen herbeizuführen. Und dann hat doch unser Dichter seine meisten Bilder durch ihre verschiednen Wendungen glücklich verfolgt.

Denn bis zu den lezten Tagen
Die der kleinste Hauch erlebt,
Der von deutscher Lippe schwebt,
Solst du deren Namen tragen,
Welche mich zum Gott erhebt.

Ich weis nicht, ob man nicht: der schwächste, leiseste Hauch, anstatt: der kleinste Hauch, sagen müsse. Doch das ist eine Kleinigkeit. Mit ächt lyrischem Gange greift das Ende dieser Strofe, durch die Wiederholung der lezten

Idee,

Idee, die sodann vollständiger ausgebildet wird, sogleich in den Anfang der folgenden ein, und führt uns leicht und rasch von der Ankündigung zur Darstellung der Lage des Dichters über,

Ja, zum himmelfrohen Gotte,
Der nun, frei und wohlgemut
Vor des Tadels Ernst und Spotte,
Wie in seiner Göttin Grotte
Nach dem Sturm Odysseus, ruht!

Hier ist eine kleine grammatische Unrichtigkeit. Die Präposizion vor paßt zu keinem der vorhergehenden Adjektive, die es regieren sollen. Man kan nur sagen: frei von und wohlgemut bei des Tadels Ernst und Spotte. Das Wort sicher hat der Dichter, wie es scheint, im Sinne behalten. — Das Gleichniß vom Ulysses paßt nicht ganz. Ulysses wohnte ja bei der Kalypso nur gastweise, nicht wie in seiner Heimat, sehnte sich unaufhörlich nach dieser, wolte nur den Rauch seiner väterlichen Hütten sehen und sterben.

Indessen läßt uns der Dichter nicht die Zeit, dies zu untersuchen. Er ergreift schnell das Allgemeine des Gleichnisses, und spinnt es zur Allegorie aus. Er selbst ist nun der Schiffer, der lange auf den Wegen unglücklicher Leidenschaft vom Sturme umhergetrieben ward. Plözlich, da er schon von den Mühseligkeiten seiner

Reise aufs äusserste erschöpft, und dem Untergange nahe ist, zertheilt sich das Ungewitter, der Himmel wird heiter, ein Tempe, ein elysisches Gefilde liegt vor ihm. Wollust weht ihm in jedem Lüftchen entgegen, denn es ist das Land der Liebe.

Sturm und Woge sind entschlafen,
Die durch Zonen, kalt und feucht,
Dürr und glühend, ihn gescheucht;
Seines Wonnelandes Hafen
Hat der Dulder nun erreicht.

Seine Stärke war gesunken,
Lechzend hing die Zung' am Gaum,
Alles Oel war ausgetrunken,
Und des Lebens lezter Funken
Glimt' am dürren Tachte kaum.
Da zerriß die Wolkenhülle
Wie durch Zauberwort und Schlag.
Heiter lacht' ein blauer Tag
Auf des Wunderheiles Fülle,
Welche duftend vor ihm lag.

Der Rezensent in der neuen leipziger Bibliothek erklärt die drei lezten Zeilen entweder für gedankenleer, oder für unverständlich. Nur das einzige Wort Heil ist auf eine fehlerhafte, oder wenigstens seltsame Art für: Sammelplaz aller Freuden gebraucht. Sobald es weggenommen und der vorlezte Vers etwa so gelesen wird: Auf des Landes Segensfülle, so bleibt nicht die mindeste Dunkelheit übrig.

Wonne

Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan,
Weht vom glatten Wasserspiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wangen an.

Die emphatischen Wiederholungen in diesen Versen schmeicheln sich gefällig in das Herz. Man spotte nicht, wenn ich sage, daß sie auch einen großen Theil ihrer schmelzenden Lieblichkeit dem häufigen W im Anfange, und dem häufigen L in der Mitte und am Ende der Worte verdanken. Es ist nun so, daß wir oft glauben, ein bloß geistiges Vergnügen zu empfinden, wenn doch im Grunde irgend eine zarte Seite unsrer Sinnlichkeit gerührt wird.

Die folgende Hälfte der Strofe mögte ich nicht ganz vertheidigen. Eben ist die Wonne als eine erquickende Frühlingsluft geschildert worden, die in dem Lande, welches der Pilot erreicht hat, über allen Gegenständen webet, allgegenwärtig, aber nirgends sichtbar ist. Flügel werden ihr blos metaphorisch, wie dem Winde überhaupt, zugeschrieben. Jezt bekomt sie eine sichtbare Gestalt und wird zur Person:

Ihr Gefieder nicht mit Aschen
Trauriger Vergangenheit
Für die Schmähsucht mehr bestreut,
Glänzet rein und hell gewaschen
Wie des Schwanes Silberkleid.

Dies

Dies verträgt sich nicht mit dem Vorhergehenden, und unterbricht durchaus die Allegorie, die in der folgenden Strofe weiter fortgeht. Der oben angeführte Rezensent tadelt Aschen als unrichtig. Dagegen ließe sich noch einwenden, daß es vielleicht der alte Dativus für: mit der Asche, so wie: auf Erden, statt: auf der Erde sein soll; und daß, wenn es auch für den Pluralis angenommen wird, Dichter in alten und neuern Sprachen immer die Freiheit gehabt haben, einen Pluralis von Wörtern zu machen, bei denen er in Prosa nicht gebräuchlich war. Dieses inzwischen beiseite gesezt: was bedeutet die Asche? Ich glaubte lange, sie solle entweder den Kummer, welcher vorhin die Wonne trübte, oder den Tadel, der sie traf, anzeigen, und dabei blieb mir ungeachtet alles Nachsinnens der Zusaz: für die Schmähsucht, unerklärbar. Endlich bin ich darauf gefallen, daß die Asche auch das Fehlerhafte Verdamliche an dieser vormaligen Freude bedeuten könne. Hieran fand die Schmähsucht freilich Stof für ihre Neigung. Indessen ist doch der Ausdruck zum mindesten zweideutig; den Meisten, befürchte ich, wird er sogar verschroben vorkommen.

Die nächste Strofe hält uns schadlos. In dem Tempe wohnt — nicht mehr Molly, nicht mehr Adonide! Erhoben über die Sterblichkeit

ist

ist sie nun; sie und die Göttin der Himlischen sind Eins.

In dem Paradiesgefilde,
Wie sein Aug' es nimmer sah,
Waltet mit des Himmels Milde,
Nach der Gottheit Ebenbilde,
Adonid-Urania.

Ich will nicht darüber kritteln, daß das Paradiesgefilde und das Ebenbild der Gottheit so nahe bei Urania stehen, da sie doch zu einem ganz andern Ideenkreise gehören. Der Dichter brauchte Bilder von göttlichen Dingen; er nahm sie, wo er sie fand. Und welche Majestät in dem allen! Wie konte die Apotheose kürzer, kräftiger, tönender ausgedrückt werden, als durch die Zusammensezung der beiden Namen, die so schön ineinander fließen?

Froh hat sie ihn aufgenommen,
Hat erquickt mit süßem Lohn
Ihn, des Kummers müden Sohn.
„Nun, o lieber Mann, willkommen!"
Sang ihr Filomelenton.

Simpel und herzlich! Die Vergötterte liebt noch wie eine Sterbliche. Im gänzlichen Unbewußtsein ihrer Hoheit, empfängt sie ihn, und ergießt das Entzücken, ihn nun lieben zu dürfen, in einem naiven aber innigen Gruße.

„Sang

„Sang ihr Filomelenton“ sagt der öfter angeführte Rezensent, ist unrichtig. Freilich singt der Ton eigentlich nicht: er wird gesungen; eigentlich singt die Stimme. Allein, wenn man in allen Dingen so den eigentlichen Ausdruck verlangen wolte, so fände überall keine Poesie, vorzüglich keine lyrische Poesie mehr statt. Und dann, wie wahr und ausdrucksvoll ist das Wort sang an dieser Stelle! Bei den zärtlichsten Akzenten der Liebe modulirt sich in der That die sanfte Stimme des Weibes zum Gesange, welches hier noch überdies durch die reinen, weichen, geflöteten Töne in dem Verse: Nun, o lieber Mann, willkommen! so reizend versinnlicht ist.

Ach, in ihren Feenarmen
Nun zu ruhen, ohne Schuld;
An dem Busen zu erwarmen,
An dem Busen voll Erbarmen,
Voller Liebe, Treu und Huld.
Das ist mehr, als von der Kette,
Aus der Folterkammer Pein,
Oder von dem Rabenstein
In der Wollust Flaumenbette
Durch ein Wort entrückt zu sein.
Ist es wahr, was mir begegnet,
Oder Traum, der mich bethört,
Wie er oft den Armen segnet
Und ihm goldne Berge regnet,
Die ein Hahnenruf zerstört?
Darf ichs glauben, daß die Eine,
Die sich selbst in mir vergißt,

Den

Den Vermählungskuß mir küßt?
Daß die Herliche die Meine
Ganz vor Welt und Himmel ist? —

Alles schön! So fühlbar auch die selige Ueberzeugung von der Veränderung seines Schicksals ist, so ist diese doch zu groß und zu plözlich, als daß nicht noch ein leiser Zweifel sich regen solte, ob nicht alles ein Fantom der verirten Fantasie sei. Nur die Folterkammer und der Rabenstein scheinen mir mit einem harten Miston die Harmonie zu zerreißen. Der Rabenstein! Er gehört nicht in diese Götterwelt.

In der ersten Hälfte der lezten Strofe sind mit einer ganz eignen Kunst die weiblichen Reimwörter, welche die einzigen in unsrer Sprache sind, die so endigen, und zugleich sehr weit von einander liegende Begriffe bezeichnen, so natürlich herbeigeführt, als ob sie gar nicht anders stehen dürften. Dies ist noch an andern Stellen des hohen Liedes der Fall, wo wir es nicht ausdrücklich bemerken, und eins von den Geheimnissen der Kunst zu reimen, woran der Meister in der Sprache und Versifikazion, wie der Löwe an der Klaue erkant wird.

Durch das Wiederauffassen des Ausdrucks Herliche in der folgenden Strofe, ist der Uebergang noch faßlicher, und zugleich auch lyrischer ge-

geworden, indem es einer stark bewegten Seele sehr natürlich ist, daß sie sich, sobald eine ihr wichtige Idee nur ganz leise angeregt wird, plözlich mit ihrer ganzen Kraft zu der damit verwandten Ideenreihe hinwendet.

Hohe Namen zu erkiesen
Ziemt dir wohl, o Lautenspiel!
Nie wird die zu hoch gepriesen,
Die so herlich sich erwiesen,
Herlich ohne Maß und Ziel:
Daß sie, troz dem Hohngeschreie,
Troz der Hofnung Untergang,
Gegen Sturm und Wogen drang,
Mir gehalten Lieb' und Treue
Mehr als hundert Monden lang.

Nunmehr kömt er auf ihr Lob. Doch, was preißt er zuerst an ihr? Nicht was sie ist, sondern was sie that. So ist es in der Natur. Eigenschaften knüpfen zuerst das Band der Liebe. Thaten machen es unzerreißbar fest. Auch vorhin war es nicht der Busen voll Jugendreizes, sondern der Busen

voll Erbarmen,
Voller Liebe, Treu und Huld,

an dem er sich so selig fühlt.

Ich bemerke noch, wie geschickt durch den Ausdruck: Mehr als hundert Monden lang, ohne jene chronologische Genauigkeit, die im Petrarka oft so unpoetisch auffält, doch ein be-

bestimter Begrif von der Dauer der Leidenschaft gegeben wird.

Und warum, warum gehalten?
Kont' ich, wie der Grossultan
Ueber Millionen schalten?
Wax ich unter Mannsgestalten
Ein Apoll des Vatikan?
War ich Herzog großer Geister,
Strahlend in dem Kranz von Licht,
Den die Hand der Fama flicht?
War ich holder Künste Meister?
Ach, das alles war ich nicht!

Herzog großer Geister ist ein Opitzischer ächtdeutscher Ausdruck, der wohl verdiente wieder erneuert zu werden. Sehr richtig geordnet ist die Stufenfolge der Eigenschaften, die ein Weib fesseln können: Macht und Reichthum, Ruhm und Genie; holde Künste gelten in der Liebe mehr als das alles. Wie wohl ist es ferner überlegt, daß die Schilderung jener verschiednen Vorzüge mit glänzenden Ausdrücken pranget, das willige Geständniß aber: Ach! das alles war ich nicht! einfältig und schmucklos und leise wie ein Seufzer darauf antwortet.

Einen ernsten Blick wendet er nun auf die für ewig entflohene Jugend. Was hätte er werden können, hätte glückliche Liebe ihn empor getragen!

Zwar

Zwar — ich hätt' in Jünglingstagen,
Durch beglückter Liebe Kraft
Lenkend meinen Kämpferwagen,
Hundert mit Gesang geschlagen
Tausende mit Wissenschaft!
Doch des Herzens Loos, zu darben,
Und der Gram, der mich verzehrt,
Hatten Trieb und Kraft zerstört.
Meiner Palmen Keime starben
Eines mildern Lenzes Werth.

Ein gerechter Stolz, durch alte Erinnerungen aufgeweckt, liegt in diesem Zwar, der aber gegen das Ende der Strofe sich in Wehmut auflöset und dem Leser Wemut einhaucht. Denn was ist rührender als edle Anlagen so niedergeschmettert zu sehen, daß sie sich nie wieder aufzurichten vermögen? Und doch! Wer aus den Trümmern seines Glücks solchen Stolz, solches Selbstgefühl rettet, der hat noch nicht alles verloren; der war es werth, daß eine zärtliche Schwärmerin um seinetwillen alles Glück von sich stieß, und Elend wählte für Liebe.

Sie mit aller Götter Gnaden
Hoch, an Seel' und Leib, geschmückt,
Schön und werth, Alcibiaden
Zur Umarmung einzuladen,
Hätt' ein Bessrer leicht beglückt.
Homen hätte zur Belohnung
Sie im Freudenchor umschwebt,
Und ein Leben ihr gewebt,
Wie es in Kronions Wohnung
Hebe mit Alciden lebt.

In

In königlichen Schmuck ist die ganze Strofe gekleidet; der Schluß, der in unsrer Sprache ohne die griechischen Namen gar nicht so tönend hatte gemacht werden können, sezt ihr die Krone auf. Nur scheint der Zusaz zur Belohnung ein wenig zu schleppen, oder man wird wenigstens versucht zu fragen: zur Belohnung wofür? Für angeborne Gaben verdient man keine Belohnung; und wie viel hätte Adonide an ihrem sittlichen Werth verloren, wenn sie solch einen Tausch hätte annehmen können? Das Bild: er hätte ihr ein Leben gewebt, ist von den Parzen, die die Faden des menschlichen Schicksals spinnen, auf eine allerdings erlaubte Weise auf den Hymen übergetragen; indessen entfernt es sich doch etwas von den vorhergehenden Zeilen, wo die Freude, die Himen gewährt, unter den Tänzen eines ewigen Festes vorgestellt wird.

Dennoch, ohne je zu wanken,
Käm' ihr ganzes Heil auch um,
Schlangen ihrer Liebe Ranken
Um den hingewelkten Kranken
Unablöslich sich herum.
Schmelzend im Bekümmerniße
Daß der Eumeniden Schaar,
Die um ihn gelagert war,
Nicht in Höllenglut ihn riße,
Bot sie sich zum Opfer dar.

Das sanfte liebliche Weib war stark genug, den Vorurtheilen zum Troz, der Natur treu zu bleiben — nicht aus Heldenmut — nein, aus Unbekümmertheit; fähig, sich ohne allen Eigennuz dem Hange ihres Herzens hinzugeben; sich in ihrer Liebe nicht durch den Hohn erniedrigt, wenn auch verwundet zu fühlen; die Hofnung sogar, diese heimliche Stüze großer Aufopferungen, entbehren zu können. Von Liebe beseelt, schäzte sie, wußte sie es vielleicht nicht, was sie für ihn that; er aber weis und erkennt es, und fühlt sich gedrungen, jedes Opfer, das er kan, ihr wiederum zu bringen.

Macht in meiner Schuld, o Saiten,
Ihrer Tugend Adel kund!
Wahrheit knüpfe des geweihten
Lautenschlägers Hand zu leiten
Mit Gerechtigkeit den Bund!
Manche Tugend mag er missen:
Aber du, Gerechtigkeit,
Warst ihm heilig jederzeit!
Nein! mit Willen und mit Wissen
Hat er nimmer dich entweiht.

Ruf' es laut aus voller Seele:
Schuldlos war ihr Herz und Blut!
Welches Ziel die Rüge wähle,
O so trift sie meine Fehle,
Fehle meiner Liebeswut!
Geißle mich des Hartsinns Tadel!
Wölke sich ob meiner Schuld

Selbst

Selbst die Stirne milder Huld!
Büß' ich nur für ihren Adel,
O so büß' ich mit Geduld.

Gerecht im Wesen der That, und edel in der Art sie auszuführen. Selbst von den Verirrungen ihres weichen Herzens, um derentwillen er sie anbetet, und in denen jeder, der menschlich gesinnt ist, noch die schöne weibliche Eigenschaft ehret, aus der sie entsprungen, soll seine Geliebte die Schuld nicht tragen; Er nimt sie auf sich. Um seiner Aussage noch mehr Glauben zu verschaffen, gesteht er seine sittlichen Mängel ein, nur auf die Tugend der Gerechtigkeit macht er Anspruch. —

Ha, nicht linder Weste Blasen
Wehte mich zu Lieb' und Lust!
Nein, es war des Sturmes Rasen!
Flamme, Steine zu verglasen
Heiß genug, entfuhr der Brust!

Stark ist der Ausdruck in den beiden lezten Zeilen freilich, aber mir dünkt er fast gigantisch. Eine Flamme, die heiß genug ist, Steine zu verglasen? Weg mit dem chemischen Bilde!

Nur in Plutons grausen Landen
Hätten, eisern in der Pflicht,
Welche keine Noth zerbricht,
Unholdinnen widerstanden:
Doch die zarte Holdin nicht! —

Sie

Sie fiel, sie widerstand dem Ungestüm seiner Leidenschaft nicht; aber, um sie zu verdammen, müßte man das Vorrecht der schönsten, stärksten und schwächsten Seite der Menschheit verkennen. Unholdinnen brechen ihre Pflicht nie, nicht aus Liebe zum Guten, sondern weil das süße Flehen nicht eindringt in die eiserne Zusammensezung. Einen Sterblichen, der unverwundbar, wie in den Höllenfluß getaucht, für die Pflicht kämpfte, ohne Haß und Liebe, könten wir nur wie einen Fremdling auf der Erde, wie ein unbekantes Wesen mit Schaudern betrachten. Menschliche Tugend muß fehlen können. Sie schmilzt, sie darf schmelzen in der Glut, die einen menschlichen Busen erwärmt, in eben der Glut, in der sie lebt und gedeiht.

Unglückssohn, warum entflammte
Deinen Busen solche Glut?
Sprich woher, woher sie stammte?
Welches Zaubers Macht verdammte,
Frevler, dich zu dieser Wut? —
Eitle Frage! Nimm, Gesunder,
Nimm mein Herz und meinen Sinn
Ohne dieses Fieber hin!
Staune dann noch ob dem Wunder,
Wie ich dieser war und bin!

Der Dichter konte nicht umhin, bei der Darstellung seiner Leidenschaft ein Wort von der Person derjenigen zu sagen, die sie erregte. Nichts

war gefährlicher, als daß dies in den abgenutzten Gemeinplaz von den Reizen der Geliebten ausarten mögte. Wie hat er sich aber durch die Wendung zu helfen gewußt! Er schildert nichts selbst; er fodert nur seinen Zuhörer auf, zu sehen, und dann der Macht solcher Reizungen nicht zu unterliegen. Dadurch ist alles energisch geworden, hat Leben und Handlung bekommen, da hingegen das bloße Malen in der Poesie immer kalt läßt.

Nimm mein Auge hin, und schaue,
Schau in ihres Auges Licht!
Ah, das klare Himmelblaue,
Das so heilig sein: Vertraue
Meinem Himmelssinne spricht!
Sieh die Pfirsichzier der Wange,
Sie nur halb, wie auf der Flucht,
Dieser Lippe Kirschenfrucht,
Ach, und werde von dem Drange
Deines Durstes nicht versucht!

Sieh, o Blöder, auf und nieder
Sieh mit meinem Sinn den Bau
Und den Einklang ihrer Glieder!
Wende das das Auge wieder,
Sprich: ich sah nur eine Frau!
Sieh das Leben und das Weben
Dieser Graziengestalt,
Sieh es ruhig an, und kalt!
Fühle nicht das Wonnebeben
Vor der Anmut Allgewalt!

Fast jeder Zug dieser Schilderung läßt Seele in der Gestalt erblicken; und das ist der höchste

Ruhm der Schönheit, wenn sie sich gleichsam hinter dem Ausdrucke zurückzieht, und dadurch jeden Eindruck, den sie macht, heiligt. — Nun wird die wollüstige Schwärmerei des Sängers immer trunkner; seine Bezauberung wächst; die Reize der Angebeteten werden immer idealischer, immer geistig sinnlicher, und sinnlich geistiger.

Hat die Milde der Kamönen
Gütig dir ein Ohr verliehn,
Aufgethan den Zaubertönen,
Die in Leid und Freudenthränen
Seelen aus den Busen ziehn:
O, so neig' es ihrer Stimme
Und es ist um dich gethan!
Deine Seele faßt ein Wahn
Daß sie in der Flut verglimme
Wie ein Funk' im Ozean.

Nirgends fand ich noch die Gewalt der Töne über das menschliche Herz so und in solchen Tönen ausgedrückt. Ich mag mir diese Strofe so oft vorsagen, als ich will: ich zerschmelze bei ihr immer von neuem in wunderbarer Rührung.

Der Rezens. in der Leipz. Bibl. hält Wahn in der achten Zeile für das unrechte Wort: Auch müsse es der Wahn und nicht ein Wahn heißen. Wahn heißt ja eine Einbildung, ein Blendwerk der Fantasie und ist hier also gerade das rechte Wort. Und warum nicht ein Wahn, so wie man sagt eine Einbildung.

Nahe

Nahe dich dem Taumelkreise,
Wo ihr Nelkenathem weht;
Wo ihr warmes Leben leise
Nach Magnetenstromes Weise
Dir an Leib und Seele geht!

Eben derselbe Rezens. findet die beiden ersten Zeilen höchst abentheuerlich. Nahe dich dem Taumelkreise, dem Kreise, in welchen niemand treten kann, ohne von einem Taumel ergriffen zu werden; wo ihr Nelkenathem, ihr süßduftender Athem, weht; ich dächte, das wäre bis zur Simplizität natürlich. Doch, wer mag etwas, das ein Dichter so im höchsten Entzücken der Liebe sagt, wie diese und die folgenden Zeilen, grammatisch zergliedern? Mag es sein, daß nur ein Rausch, ein süßer Wahnsinn so träumen läßt: dieser Rausch, dieser süße Wahnsinn, diese holdseligen Träume gehören zu den Mysterien der Liebe! Wie sind diese Verse gleichsam hingeathmet! Wie gaukeln sie mit ihrer wellenförmigen Bewegung so gefällig heran!

Arm und Arm dann um einander!
An einander Brust und Brust!
Wenn du dann in heißer Lust —
Ha, du bist ein Salamander,
Wenn du nicht zerlodern mußt! —

Ich fühle, daß der Dichter beim Schlusse dieser Strofe erstaunlich viel gewagt hat. Bei ei-

ner geringern Vorbereitung, in einer andern Verbindung, hätte so leicht das Bild vom Salamander, besonders, da dies das Reimwort ist, und daher die Aufmerksamkeit noch stärker auf sich zieht, etwas Komisches bekommen und die Wirkung verderben können. Aber so, wie es jezt steht, ist äußerst viel Natur darin. Er wird unwillig darüber, daß der, mit dem er in seiner Vorstellung spricht, nicht so stark wie er selbst von den Reizen seiner Geliebten gerührt wird. Bei den Worten:

Wenn du dann in heißer Lust —

scheint er, von der Heftigkeit seines Gefühls überrascht, gleichsam auf einen Augenblick zu verstummen, und dann nach dem ersten, dem besten Worte zu greifen, welches sich zum Ausdrucke desselben ihm darbietet. Wie ein Bliz trift diese rasche Wendung des Schlusses.

Doch still! Der Sänger hebt in einer ganz veränderten Stimmung wieder an. Sein feierlicher Ton heischet unser andächtiges Lauschen. Er denkt sich ihre geistige Vollkommenheit und nun scheint ihm alle ihre irdische Schönheit dieser nur untergeordnet zu sein.

Steig' empor vom Erdenthale,
Was auch Florens Hand es kränzt!
Sonne dich, o Lied, im Strale
Der herab vom Götterſaale
Diesen Frühling überglänzt!

Der

Der Rezens. sagt von dieser ganzen Stelle, die sich bis zur 29ten Strofe erstreckt, sie sei ihm und mehrern andern völlig unerklärlich. Er ahnde freilich, daß hier geistige Vollkommenheiten gepriesen würden; aber er ahnde es auch nur. Auch wage er es nicht zu entscheiden, ob damit Adonide oder sonst jemand gemeint sei. — Unbegreiflich! Ich gestehe gern, daß man das hohe Lied, und vorzüglich diese Stelle vielleicht beim ersten Lesen nicht ganz faßt, daß es Studium fodert; doch ein solches Gedicht ist auch des Studiums werth. Wie kan man darauf fallen, daß der Dichter hier jemand anders preisen wolle, als seine Geliebte? Und was ist natürlicher, als daß die Jugendblüthe weiblicher Reize mit einer anmutigen Gegend im Schmucke des Frühlings; der Geist aber, der sie belebt, mit der Sonne verglichen wird, die Licht und Wärme über die Frühlingsgegend verbreitet? Die Vergleichung wird noch weiter fortgeführt:

Siehe, wie des Maies Wonne,
So verarmt Autumnus Horn;
Wir verschwelgen Most und Korn;
Aber nie versiegt die Sonne,
Gottes goldner Segensborn.

Der irdische Reiz eines Weibes ist vergänglich, wie die Blüthe des Frühlings und der Segen des Herbstes, aber der Genuß, den geistige Voll-

Vollkommenheit gewährt, bleibet ewig. Ich finde hier noch nichts dunkles. Der Dichter hat sogar, um Misverstand zu verhüten, den Gedanken mit eigentlicheren Worten, doch noch immer in Rücksicht auf das Gleichniß von der Sonne, wiederholt:

Ohne Wandel durch die Jahre,
Durch den Wechsel aller Zeit,
Leuchtet hoch das reine, klare
Geistig-Schöne, Gute. Wahre
Dieser Seel' in Ewigkeit.

Nun wird freilich der Ideengang mystischer; die Farben werden ätherischer, und fließen luftig ineinander:

Lebensgeist, von Gott gehauchet,
Odem, Wärme, Licht zu Rath,
Kraft zu jeder Edelthat,
Selig, wer in dich sich tauchet,
Du der Seelen Labebad!

Schmeichelflut der Vorgefühle
Hoher Götterluft schon hier
Wallet oft, bei Frost und Schwüle,
Wie mit Wärme, so mit Kühle,
Lieblich um den Busen mir.

Wenn man dies dunkel nennen will — Wer hat wohl nie etwas Unaussprechliches empfunden? Wer würde dann nicht ein Kommen und Fliehen der Bilder in seiner Seele gewahr, die sich immer in andre auflößten, wenn sie kaum noch Gestalt hatten? Wohl! um dem Unaussprech-

sprechlichen näher zu kommen, hat der Dichter nur dies Eine Mittel: den Gang der Fantasie nachzuahmen. Aber alsdann singt er auch nur für Fantasie und Herz; nicht der grübelnde Verstand, nur Fantasie und Herz muß ihn richten.

Jezt steigt er wieder in die Region bestimmterer Begriffe herab. Die Betrachtung ihrer Tugenden ist ihm eine himlische Offenbarung:

Fühlet wohl ein Gottesseher,
Wenn sein Seelenaug' entzückt
In die bessern Welten blickt,
Fühlt er seinen Busen höher,
Unaussprechlicher beglückt?

O der Wahrheit! o der Güte!
Rein wie Perlen, ächt wie Gold!
O der Sittenanmut! Blüthe
Je im weiblichen Gemüte
Jeder Tugend Reiz so hold?

Welch ein unnennbarer Seelenfrieden athmete aus dem folgenden!

Hinter sanfter Hügel Schirme
Wo die Purpurbeere reift
Und der liebe Nektar träuft,
Hat kein Fittig rauher Stürme
Dies Elysium bestreift.

Da vergiftet nichts die Lüfte,
Nichts den Sonnenschein und Thau,
Nichts die Blum' und ihre Düfte;
Da sind keine Mördergrüfte;
Da beschleicht kein Tod die Au;

Da

Da berückt dich keine Schlange,
Zwischen Moos und Klee versteckt;
Da umschwirrt dich kein Insekt,
So das Lächeln von der Wange,
Aus der Brust den Frieden neckt.

Das Gemüt seiner Geliebten ist dem Dichter ein gesegnetes Land, wo er wohnet; ein Land dem keine Feindseligkeit, kein Ungemach sich nahen darf; wo noch das goldne Zeitalter herscht; wo Unschuld, Ruhe und Liebe ihren Siz haben. Nur ihm ist dieses Heiligthum ganz offen; ihm, den ihr Herz, der Ort, wo ein kindlicher Sinn jene Eigenschaften gleichsam einheimisch glaubt, willig zu sich einladet; ihm, der in dem Bilde:

Hinter sanfter Hügel Schirme
Wo die Purpurbeere reift,
Und der Liebe Nektar träuft,

die sinnliche Wollust, die ihm dort zu Theile wird, nur ahnden lassen will, obgleich diese Wollust mit zarter Unschuld verschwistert, selbst den Grazien nicht misfallen kan. —

Was bei dieser Allegorie den Leser irren könte, ist, daß er es noch nicht vergessen hat, daß vorhin ein Thal, von Florens Hand bekränzt, die körperlichen Reize der Geliebten bezeichnete, da jezt fast das nämliche Bild auf ihre geistigen Eigenschaften angewandt wird. Indessen hat es doch so viele verschiedne Modifikazionen erhalten, daß es wohl für ein ganz neues

Bild

Bild gelten kan. Und gesezt auch, es läge in dieser und den vorhergehenden Vorstellungsarten etwas, daß nicht ganz träfe, wie können wir den Dichter deshalb anklagen, da er es selbst eingesteht, zugleich aber sich rechtfertigt:

Doch, du fühlest dich verlassen,
Lied, in dieser Region!
Lange weigern sich dir schon,
Das Unsagliche zu fassen,
Bild, Gedanke, Wort und Ton.

Bei einem Rückblick auf alles, was der Dichter zum Lobe Adonidens gesagt hat, bietet sich einem überall der unverkenbare Karakter der Wahrheit, Einheit und Uebereinstimmung dar. In dem Gemälde ist nirgends Ueberladung oder Disharmonie. Er leiht ihr keine von aller Individualität entkleidete, abstrakte Vollkommenheit, keinen strahlenden Heroismus; nichts, daß die anziehende Kraft, den Zauber der stillen anspruchlosen Weiblichkeit vernichten könte. Anmut, Wahrheit, Güte, von diesen Grundlinien weicht er nicht, auch nicht in der Darstellung ihrer körperlichen Reize. Kein mächtiges Feuer im Auge, kein stolzer Wuchs der Glieder — in jenem bescheidner Ausdruck, in diesen lieblicher Einklang.

Etwas ganz anders ist es, wenn er von dem Eindrucke spricht, den sie auf ihn macht. Dann trägt ihn seine Schwärmerei in ungemeß-

ne

ne Höhen empor, und nirgends mit so erhabner Kühnheit als in den folgenden Strofen, wo er die Seligkeit schildert, die solch ein Weib zu geben vermag.

Der, dem sie die Götter schufen
Zur Genoßin seiner Zeit,
Ist vor aller Welt berufen,
Zu erobern alle Stufen
Höchster Erdenseligkeit,
Ihm gedeihn des Glückes Saaten,
Seinem Wunsch ist alles Heil,
Ehre, Macht und Reichthum feil:
Denn zu tausend Wunderthaten
Wird Vermögen ihm zu Theil.

Durch den Balsam ihres Kusses
Höhnt das Leben Zeit und Grab;
Stark im Segen des Genusses
Giebts der Flut des Zeitenflusses
Keine seiner Blüten ab.
Rosigt hebt es sich und golden,
Wie des Morgens Lichtes Haupt,
Seiner Jugend nie beraubt,
Aus dem Bette dieser Holden,
Mit verjüngtem Schmuck umlaubt.

Vorzüglich erkennt man in der zweiten Strofe die ersten Schöpfungen einer durch Liebe neugebornen Fantasie. Alles darin ist im höchsten Grade lebendig und bildlich darstellend. Wie ist das geradezu Sinnliche in der Zeile:

Aus dem Bette dieser Holden,

durch die innige Vermählung mit dem Geistigen fast

fast göttlich geadelt! — Hier glüht ein Funken des wahren Wesens wahrer Liebe, den man nur mit der süßen Verwirrung auffängt, mit der man Bilder faßt, welche irgend eine innerste Idee, für welche man keinen Ausdruck hatte, deutlicher machen.

Welch ein Kontrast zwischen dem Tone dieser und der folgenden Strofe:

Erd' und Himmel! Eine Solche
Solt' ich nicht mein eigen sehn?
Ueber Nattern weg und Molche,
Mitten hin durch Pfeil und Dolche
Kont' ich stürmend nach ihr gehn.
Mit der Stimme der Empörung
Kont' ich furchtbar: Sie ist mein!
Gegen alle Mächte schrein;
Tempel lieber der Zerstörung,
Eh' ich ihrer mißte, weihn.

Und doch wie natürlich der Uebergang! Vorhin hat er sich wegen der Heftigkeit einer Begierde, die den Gegenstand, dem sie nachstrebte, elend machte, einen Frevler gescholten. Durch die Betrachtung dessen, was sie ist, und was sie dem, den sie liebt, zu geben vermag, gedrungen, widerruft er dies jezt. Alles konte und durfte er wagen, um sie dem Schicksale abzugewinnen.

Wir dürfen hier nicht unbemerkt lassen, wie in der lezten Hälfte der Strofe der schwerfällige weibliche Reim, bei welchem die Stimme länger

als

als gewöhnlich verweilen muß, den schon so mächtigen Nachdruck noch vermehren hilft.

Singt mir nicht das Lied von Andern!
Andre sind für mich nicht da:
Solt' ich auch, gleich Alexandern,
Durch die Welt erobernd wandern,
Ost- und Westhin, fern und nah.
Andre füllen Andrer Herzen;
Andre reizen Andrer Sinn.
Wenn ich erst ein Andrer bin,
Dann sind Andrer Lust und Schmerzen
Mir Verlust auch und Gewinn.

Nach dem Urtheile des Rezensenten soll die achtmalige Wiederholung des Worts Andre in dieser Strofe ein wahres Misgetön verursachen. Auf den zartesten Wohlklang war es hiebei freilich wohl nicht abgesehen. Aber der wäre auch hier nicht an seiner Stelle, bei diesem wegwerfenden Troze, der selbst in den häufigen Wiederholungen sich so treffend schildert. Wie kurz und nervig ist gleich die erste Zeile! Nur am Schlusse scheint eine kleine Unrichtigkeit im Ausdrucke zu liegen. Der Sinn soll doch wohl sein: Wenn ich erst ein Andrer bin, werde ich auch an eben demjenigen Misfallen und Wohlgefallen finden, woran Andre es finden; und so wie es jezt steht, könte man es leicht erklären: Wenn ich erst ein Andrer bin, dann werde ich an dem Guten und Bösen, das Andern widerfährt, Antheil nehmen.

Läßt,

Läßt, so ganz nach allen Fernen,
So von allem abgetrennt,
Was die Sehnsucht mögte körnen,
Schwebend zwischen Meer und Sternen,
Von des Durstes Glut verbrennt,
Läßt die Strebekraft sich dämpfen
Wenn wir dann, so weit wir sehn,
Eine Labung nur erspähn?
Gilt was anders als erkämpfen,
Oder kämpfend untergehn.*)

Der Ausdruck körnen ist nicht allzugewöhnlich, und hier wohl nur durch den Reim herbeigeführt. Der Gedanke:

Wenn wir dann, so weit wir sehn,
Eine Labung nur erspähn,

ist

*) Wenn der Rezensent diese Strofe wegen des Mangels an logischem und grammatischem Zusammenhange für leeren Klingklang ausgiebt, so wünschte ich, er hätte seine Behauptung zu beweisen gesucht; alsdann würde es sich vermutlich gezeigt haben, daß er diese, so wie mehrere andre Stellen im hohen Liede nicht recht verstanden habe. Was den Mangel an grammatischem Zusammenhange betrift, so kan ich ungefähr rathen, daß das auf die Partizipalkonstruktion gehen soll, die entweder so gefaßt werden muß: Läßt die Strebekraft — so ganz abgetrennt — schwebend — verbrennt, sich dämpfen; oder so: Läßt die Strebekraft sich dämpfen, wenn wir, so ganz abgetrennt — schwebend — verbrennt u.s.w. Dies ist aber eine Konstruktion, dergleichen es in andern Sprachen noch weit härtere giebt, und dergleichen sich selbst unsre besten Schriftsteller erlaubt haben.

ist in den ersten Zeilen schon antizipirt; denn die Labung ist doch wohl das, was die Sehnsucht körnen mögte. Uebrigens bahnt diese nachdrückliche Schilderung der ehemaligen Lage des Dichters, in der jeder Zug darauf abzweckt, sein Verfahren in derselben zu rechtfertigen, den Weg zu dem Jubel, der das Gedicht beschließt, durch eine schnelle Vergleichung jenes Zustandes mit seinem jezigen:

Herr des Schicksals! Deine Hände
Wandten meinen Untergang!
Nun hat alle Fehd' ein Ende;
Dich, o neue Sonnenwende!
Grüßet jubelnd mein Gesang.

Die Sonnenwende ist eine eben so treffende als neue Metapher für die Epoche einer plözlichen Schicksalsveränderung. Nur steht die Fehde zu nahe dabei; es ist mit den Bildern hier wieder zu flüchtig gewechselt. — Der nunmehr Beglückte läßt seine jauchzende Freude sofort in eine Hymne ausströmen:

Hymen, den ich benedeie,
Der du mich der langen Last
Endlich nun entladen hast,
Habe Dank für deine Weihe!
Sei willkommen, Himmelsgast!

Sei willkommen, Fackelschwinger!
Sei gegrüßt im Freudenchor,
Schuldversöhner, Grambezwinger!

Sei

Sei gesegnet, Wiederbringer
Aller Huld, die ich verlor!

Doch nicht lange verweilt er dabei. Einige dithyrambisch wiederholte Grüße und hohe Ehrennamen, die der gepriesenen Gottheit beigelegt werden, fassen das Stärkste, was sich sagen läßt, bündig zusammen. Er schaut friedlich umher; alles ist mit ihm, er mit allem ausgesöhnt:

Ach, von Gott und Welt vergeben,
Und vergessen werd' ich sehn
Alles, was nicht recht geschehn,
Wann im schönsten neuen Leben
Gott und Welt mich wandeln sehn.

Doch noch Einen zürnenden Blick hat er für die Verleumdung, die es wagte, seine Heilige anzugreifen; gegen die er, selbst aus Schonung für sie, lange hatte schweigen müssen.

Schände nun nicht mehr die Blume
Meiner Freuden, niedre Schmach!
Schleiche, bis zum Heiligthume
Frommer Unschuld nicht dem Ruhme
Meiner Auserwählten nach!
Stirb nunmehr, verworfne Schlange!
Längst verheertest du genug!
Ihres Retters Adlerflug
Rauscht heran im Waffenklange
Dessen, der den Python schlug.

So vernichtend und niederschmetternd auch hier der Ton ist, so darf er doch dabei des Beifalls

falls aller Gerechten gewiß sein, da er vorher in einem so hochachtungsvollen Tone zu den Edlen sprach, von denen seine Geliebte miskant worden war. *) Wie furchtbar schön, mit wie mächtigem Klange wälzen sich die lezten Zeilen heran! Wer die Leyer Apollons so zu schlagen versteht, den kleidet auch die Rüstung des Gottes.

Schwing', o Lied, als Ehrenfahne
Deinen Fittig um ihr Haupt!
Und erstatt' ihr, troz dem Wahne,
Was ihr mit dem Drachenzahne
Pöbellästerung geraubt!
Spät, wann dies' im Staubgewimmel
Längst des Unwerths Buße zahlt,
Stral', in dies Panier gemalt,
Adonide, wie am Himmel
Dort die Halmenjungfrau stralt.

Erdentöchter, unbesungen,
Roher Faunen Spiel und Scherz,
Seht, mit solchen Huldigungen
Lohnt die theuren Opferungen
Des gerechten Sängers Herz!
Offenbar und groß auf Erden
Hoch und hehr zu jeder Frist,
Wie die Sonn' am Himmel ist,
Heißt ers vor den Edlen werden,
Was ihm seine Holdin ist.

Eine ähnliche Stimme des Selbstgefühls erhob sich im Anfange des Gesanges; nur mit dem

*) In der Strofe: Ruf' es laut aus voller Seele u. s. w.

dem Unterschiede, daß sich hier die Stimme des Jubels und Triumpfs einmischt. Dort trat der Kämpfer in die Schranken, hier steht er als Sieger am Ziele, aber nicht für sich, sondern für seine Geliebte greift er nach der Krone der Unsterblichkeit. — Troz dem Wahne ist ein wenig dunkel, weil zu viel von dem Gedanken weggelassen ist. Dieser Wahn, der so schiefe Urtheile erzeugte, (so muß man's vielleicht auslegen) wird ohngeachtet der Ehrenrettung noch fortdauern, aber für die Zukunft doch fruchtlos sein.

Lange hatt' ich mich gesehnet,
Lange hatt' ein stummer Drang
Meinen Busen ausgedehnet.
Endlich hast du sie gekrönet,
Meine Sehnsucht, o Gesang!
Ach, dies bange süße Drücken
Macht vielleicht ihr Segensstand
Nur der jungen Frau bekant.
Trägt sie so nicht vom Entzücken
Der Vermählungsnacht das Pfand?

Vielleicht wird dies Bild nicht allen Lesern gefallen; es kömt bei dergleichen zu sehr auf individuelle Eigenheiten des Geschmacks an, die wiederum auf besondren Ideenverknüpfungen in den verschiednen Köpfen beruhen. Aber Wahrheit enthält es wenigstens, und ist mit der zärtlichsten Sorgfalt behandelt.

In der folgenden Strofe herscht ganz die reine kindliche Freude über das Gelungene, ohne alle Beimischung von Selbstgefühl oder Ehrgeiz. Das Entzücken, dessen Ausguß der Gesang war, ströme aus ihm wieder auf das Herz des Dichters zurück. Wie wünscht er, es überall um sich her zu verbreiten!

Ah, nun bist du mir geboren,
Schön, ein geistiger Adon!
Tanzet nun, in Lust verloren,
Ihr der Liebe goldne Horen,
Tanzt um meinen schönsten Sohn!
Segnet ihn, ihr Pierinnen!
Laß, o süße Melodie,
Laß ihn, Schwester Harmonie,
Jedes Ohr und Herz gewinnen,
Jede Götterfantasie!

Kühn, lyrisch und festlich, und doch nicht unverständlich ist in der ersten Hälfte der Strofe der Gedanke ausgedrückt: Liebende Seelen werden sich in ihren zärtlichsten Stunden an diesem Gesange ergözen. Man darf bei den Horen nicht an die Horen der Alten, die Begleiterinnen der Venus, denken. Horen sind hier überhaupt nur personifizirte Stunden oder Zeiten. Golden heissen sie wie: aurea Venus. Mit magischer Gewalt gewinnen die schmeichelnden Bitten am Ende Ohr und Herz und Fantasie.

Nimm, o Sohn, das Meistersiegel
Der Vollendung an die Stirn!

Ewig

Ewig stralen dir die Flügel,
Meines Geistes helle Spiegel,
Wie der liebe Nachtgestirn!

Hierin soll nach dem Urtheile des Rezensenten kein Zusammenklang der Gedanken und Bilder sein. — Der Gesang wird wie ein geflügelter Genius vorgestellt; die Flügel deuten auf seinen lyrischen Schwung; warum soll sich der Geist des Dichters nicht in dem Schwunge des Gesanges abbilden können? Dies wird noch weiter geschmückt: Die Flügel des Gesanges stralen hell, wie der Stern der Venus, der schönste unter allen Sternen. Einheit fände sich doch also bei dieser beinahe blendenden Pracht. Die Zusammensezung Nachtgestirn scheint leer zu sein, weil jedes Gestirn ja ein Gestirn der Nacht ist. — Nun neigt sich das Lied zum Ende mit stiller Hoheit:

Schweb', o Liebling, nun hinnieder,
Schweb' in deiner Herlichkeit
Stolz hinab den Strom der Zeit!
Keiner wird von nun an wieder
Deiner Töne Pomp geweiht.

Es ist nicht poetische Phrase; es ist einleuchtende Wahrheit, was der Dichter am Schlusse sagt: nur Einmal in seinem Leben konte er so dichten. Wenn angebliche Kunstrichter nun meinen, er könne noch viel solche Lieder, ja, noch

weit beßre hervorbringen, so ist das kaum des Spottes, sicher nicht der Verwunderung werth: Denn jedem Menschen muß das eine Thorheit sein, zu dessen Wahrnehmung ihm das Organ fehlt, und wenn es die Musik der Sphären wäre. — In jeder Kunst des Schönen giebt es nur äusserst wenig, was das Höchste genant zu werden verdiente; des vortreflichen ungleich mehr. Es giebt viel schöne Statuen des Apollo, aber nur Einen Apollo von Belvedere. Weil ein sehr reiner geschärfter Sinn für Vollkommenheit dazu gehört, jenes Höchste zu erkennen, so wissen die meisten es nicht von dem bloß Vortreflichen zu unterscheiden, und dennoch geschieht ihm ein größeres Unrecht, wenn es mit diesem verwechselt, als wenn dem Vortreflichen das Mittelmäßige zur Seite gestellt wird. Allerdings scheinen zwischen dem Mittelmäßigen und Vortreflichen mehrere Mittelstufen zu sein, als zwischen diesem und dem höchsten Gipfel der Kunst. Allein beim Ringen nach aesthetischer Vollkommenheit werden die Fortschritte um so schwerer, je näher man schon der Grenze gekommen ist, welche die Eingeschränktheit der menschlichen Natur nicht zu überschreiten erlaubt. Ein schon sehr erhabnes Ideal noch um ein weniges zu erhöhen, kostet vielleicht eine gröſsere Anstrengung jedes intellektuellen und sinnlichen Vermögens, als die erste Erfindung desselben.

ben. Reine Himmelsluft weht da oben, die kein Sterblicher lange zu athmen vermag.

Gewöhnlich sind es daher auch ausserordentliche äußere Antriebe, die diese gewaltige Spannung der Geisteskräfte im Künstler erzeugen. Phidias hatte schon viele und vortrefliche Werke geliefert, als ihm edler Zorn über Athen, welches ihn undankbar verstoßen hatte, das Erhabenste derselben entlockte. *) Eine Gestalt von noch nie auf Erden gesehener Hoheit, solte sein Jupiter Olympius werden, und ward es. Man weis, wie eine Stelle des Homer gleich einem Zauberspruche seine arbeitende Seele traf, und die mächtige Geburt ins Dasein hervor rief.

Bürger leistete als Mann, was er als Jüngling für Ruhm nicht hätte leisten können. Diesmal aber dichtete er nicht für Ruhm. Er wolte der Leidenschaft, die sein Leben erfüllt hatte, ein Denkmal sezen. Da schuf er das hohe Lied.

Wenn ein vortreflicher Künstler, von überaus starker Liebe zu seinem Gegenstande beseelt, alles aufbietet, um ein Abbild von dem zu geben, was sein Geist in den Augenblicken seiner vollsten überschwenglichsten Existenz war, so ist zu erwarten, daß er dem, was vermöge der Eingeschränktheit seiner Kräfte, und des Widerstandes, oder der Unvollkommenheit der Materie, in und mit welcher er arbeitet (sei es nun Stein, Farbe, oder Sprache)

*) S. Wieland über die Ideale der Alten.

che) unerreichbar ist, näher kommen werde, als in seinen andern vortreflichen Werken. Dies nannte ich vorhin das Höchste der Kunst. Denn es versteht sich, daß ein absolut höchster Punkt sich nicht festsezen läßt, weil niemand sich anmaßen darf, die Grenzen des menschlichen Geistes auszumessen.

Ein Kunstwerk, das sich nur durch Eine Eigenschaft vorzüglich auszeichnet, kan die Seele nach dieser Einen Richtung hin stark bewegen; wenn aber der Künstler eine große Mannigfaltigkeit von Eigenschaften, die so heterogen sind, daß sie, noch einen Grad weiter getrieben, gar nicht mehr verträglich sein würden, zu einem schönen Ganzen innigst in einander verschmelzt hat, so entsteht ein süßes Staunen über die vielen Regungen, die gemischt in der Seele aufsteigen, und die geistigste Wollust gewähren. Dies empfand ich beim hohen Liede in einem Maße, wie bei wenig andern Gedichten. Mir scheint darin die sorgfältigste Abrundung mit unverfälschter Natur und Wahrheit; Fülle mit Gedrängtheit, Kühnheit mit Genauigkeit des Ausdrucks; Majestät mit Leichtigkeit; Stärke mit Zartheit; Erhabenheit mit Grazie auf eine bezaubernde Weise gepaart zu sein. Nun nehme man noch hinzu: die so kunstlose und doch so überlegte Anordnung des viel umfassenden Ganzen; die Geschicklichkeit, mit der die meisten Partien so in einander gefugt

fügt sind, daß man, ohne es zu merken, von einer zur andern hinübergleitet; den gehaltnen Schwung, der nie mit plözlichem Ungestüm sich erhebt, und auch nie aus Ermattung sinkt, sondern in sanften Wallungen fortschwebt; diese geistige Melodie, durch welche die Seele das eigenste und geheimste ihrer Gefühle allein ausathmen kan, die durch alle Töne des Liedes hindurchgeführt ist — und dies alles in dem Schmucke — nein! nicht Schmucke, sondern in dem durchsichtigen, sich anschmiegenden Schleier der gewählteſten Diction, des vollendetſten Versbaues! Endlich nirgends eine Spur von langsamen mühseligem Hervorbringen, sondern alles wie durch Ein Schöpferwort hingestellt und beseelt — Man mögte sagen: Der Dichter redet gar nicht mit Worten; er spricht in bildlichen Zeichen des Himmels und der Erden, wie die Götter ihren Willen nur in Gesichten kund thun. Man steht im Anschauen verloren und es bleibt nur ein verwirrter Eindruck zurück, weil das, was man sah, zu glänzend und überirdisch war.

Bei allem dem kenne ich gefühlvolle Leſer und Leſerinnen, die mit ihrer Vorliebe zwischen dem hohen Liede und der Elegie als Molly sich losreißen wolte, unentschieden hin und her wanken. Ob gleich in Ansehung des poetischen Werths das große Uebergewicht des erstern mir nie zweifelhaft war, ſo finde ich dies doch

doch aus dem verschiednen Karakter der beiden Stücke sehr erklärbar. In jenem fühlt sich der Dichter nicht in diesem Augenblicke gedrungen, eine mächtige Leidenschaft auszuhauchen; seine Empfindung ist zwischen Erinnerung und Gegenwart getheilt; er will, aber er muß nicht — er will seine Liebe feiern und seine Geliebte. Darum trift er auch das Herz nicht so ganz unwiderstehlich. Für jenes will ist es, wofür er so unendlich viel geleistet hat, als vor ihm vielleicht niemand in der Gattung. Sein Werk ist Kunst, und darin liegt die Erhabenheit desselben. Stände er aber, wenn ich so sagen darf, dramatischer da, so wäre die Theilnehmung erschütternder. Leidenschaft reißt das natürliche Gefühl mit sich, das rohe Gefühl sogar; um der Leidenschaft willen, vergißt es die schöne Form, in der sie sich darstellt — vergißt sich selbst, und preist so den Sänger. Diese Elegie mit ihren einfachem und doch schönen Bildern, der unmittelbar aus dem tobenden ungestümen Herzen dringenden Sprache, dem natürlichen Aufschreien der wütenden und doch nicht trostlosen Verzweiflung — sie wird immer menschliche Herzen mit Wärme für den Menschen im Dichter interessiren: an jenem stolzen Monumente wird die Nachwelt die Größe des Künstlers messen.

3.

Baron von Holbach;

Denkmal für einen Deutschen von einem Franzosen, Herrn Meigeon.

Sein Verlust wird von seinen Freunden bedauert, und von seiner Familie beweint. Jede Tugend, durch die sich die menschliche Natur am meisten in ihrer Würde zeigt, war ihm durch vieljährige Ausübung in mannigfaltigen Verhältnissen und Lagen eigen geworden. Eben dadurch hatte er allgemeine Achtung erlangt; man betrachtete ihn mit einer gewissen Ehrfurcht, die jeder Freund des Guten bei dem erhabenen Anblick eines biedern Mannes empfindet

Herr von Holbach hatte sich beinahe mit allen Wissenschaften bekant gemacht; am wenigsten vielleicht mit der Mathematik, wiewol er auch von dieser so viel wußte, als ein guter Kopf davon wissen muß. Bei einigen Wissenschaften hat er sogar zu ihrer Erweiterung beigetragen, wie z. B. in der spekulativen Philosophie, in der Moral,

Moral, und in der Politik. Ihm sind großentheils die schnellen Fortschritte zu verdanken, die seit ohngefähr dreißig Jahren die Naturgeschichte und die Chemie in Frankreich gemacht haben. Von ihm rührt es her, daß man erst Geschmack daran fand, und sie nachher sogar mit Leidenschaft zu studieren anfing. Er hat uns die besten Werke der Deutschen in diesen Wissenschaften übersezt, die damals noch unbekant, oder wenigstens sehr vernachläßigt waren, und diesen Uebersezungen erläuternde oder berichtigende Anmerkungen beigefügt.

Nur wenige Gelehrten sind so mittheilend wie Herr von H. war: nur wenige nehmen so lebhaften und wahren Antheil an den Fortschritten der Vernunft; nicht leicht hat sich einer von ihnen so thätig und eifrig bemüht, jene Fortschritte zu beschleunigen. Er verlieh seine Bücher gern, ja er verschenkte sie sogar zuweilen, wenn er Leute fand, in welchen er Talente entdeckte diese Bücher mit Nuzen gebrauchen zu können. „Ich bin reich,“ pflegte er zu sagen, „und schäze mich glücklich, weil ich mich frühzeitig überzeugt habe, daß Reichthum nichts anders sein dürfe, als ein Mittel mehr das Gute doppelt wirksam thun zu können, es dauerhaft zu machen, und (nach seinem kühnen und starken Ausdruck) es einzubalsamiren.“

Mit

Mit allen den Gegenständen, worüber denkenden Wesen bestimte Begriffe vorzüglich wichtig sind, in gleichem Grade vertraute, untersuchte er genau und urtheilte dann gesund, den Gesezen einer strengen Logik gemäß. Er gehörte nicht nur zu den Männern, die viel Warheiten, er gehörte auch zu denen, die am wenigsten Irthümer im Kopfe hatten; ein seltener Vorzug, selbst bei Geistern seiner Art; ein Vorzug, der ihn karakterisirte. Sprach er mit seinen Freunden, oder auch mit gleichgültigen Menschen, wie man sie in allen Zirkeln antrift, so mogte der Gegenstand sein, welcher es wolte, Herr von H. wußte gewiß seine Zuhörer für die Kunst oder Wissenschaft, wovon er sprach, zu begeistern. Man verließ ihn kein mal, ohne zu bedauern, daß man nicht eben den Zweig des menschlichen Wissens, von dem gesprochen worden, vorzüglich bearbeitet hätte; ohne zu wünschen, noch mehr Belehrung und Aufklärung zu erhalten; und vorzüglich, ohne die Klarheit, Richtigkeit und Ordnung, womit er alles darstellte, zu bewundern.

Alle Gelehrten in Europa kanten und schäzten ihn. Jeder Fremde von einigem Ruf suchte seine Bekantschaft und Zutritt in seinen Zirkel. Verschiedene Personen vom ersten Rang in Deutschland und England haben sich darüber gefreut, daß sie ihn kennen lernten; und diesen Beweis ihrer Achtung öffentlich mit Vergnügen gegeben.

Als Voltaire im J. 1778 wieder nach Paris kam, wünschte Herr von H. den Mann zu sehen, der so manches Meisterstück geliefert hat, und ließ sich bei ihm melden. Voltaire kam ihm entgegen, und sagte zu ihm mit jener Lebhaftigkeit, die man an ihm gewohnt war, wenn ihn etwas vorzüglich interessirte: „Ich freue mich, Herr Baron, Sie bei mir zu sehen; schon lange kenne ich Sie dem Rufe nach; Sie sind einer von den Männern, deren Achtung und Freundschaft ich mir vorzüglich gewünscht habe.“

Voltaire, Fontanelle und Montesquieu waren die Gelehrten, mit welchen Herr von H. am wenigsten Bekantschaft unterhielt, weil die Umstände dazu nicht günstig waren. Diese abgerechnet, hatte er die berühmtesten Männer unsers Zeitalters zu Freunden: Helvetius, Diderot, Dalembert, Cordillac, Turgot, Büffon und Rousseau. Er lernte durch den Umgang mit ihnen; eine unausbleibliche Folge von Mittheilung der Einsichten, von Reiben der Ideen und Meinungen; sein Geist, der von Natur so richtig und scharf dachte, bekam dadurch noch mehr Umfang und Stärke. Aber umgekehrt war gewiß nicht einer von jenen Männern, der nicht viel Nüzliches von ihm gelernt, der nicht in der Unterhaltung mit ihm seinen Reichthum an Ideen vermehrt und erweitert hätte.

Mit

Mit dieser Richtigkeit im Denken verband er die schäzbarsten gesellschaftlichen Tugenden, und eine patriarchalische Einfalt der Sitten. Mad. Geoffrin sagte von ihm, mit ihrer gewöhnlichen Originalität: er wäre simplement simple.

Von seiner Wohlthätigkeit zeugt folgender Zug, ganz in der Art wie der Dichter sagt:

Ein wahrer Freund, o welch ein Glück fürs Leben!
Er liest im Herzen, was ihm fehlt;
Erspart der Schüchternheit, die ihren Wunsch verhellt,
Die Scham, sich vor ihm blos zu geben.

Herr von H. fand einen gewissen Gelehrten in seinem Zirkel seit einiger Zeit nachdenkend, Redescheu, in tiefe Schwermut versenkt. Bekümmert über den Zustand dieses Mannes, sagt' er endlich einmal zu ihm: „Freund! ich will Ihnen keine Entdeckung abdringen, die Sie mir nicht freiwillig machen wollen; Ihr Geheimniß ist mir heilig: aber ich sehe, daß Sie traurig sind, daß Sie leiden, und Ihr Zustand beunruhigt mich, geht mir nahe. Ich weis, Ihre Umstände sind nicht die vortheilhaftesten; vielleicht haben Sie Bedürfnisse, die ich nicht kenne. Hier sind 10,000 Livres; mir nüzen sie nichts; Sie werden sie nicht ausschlagen, wenn Sie anders Freundschaft für mich haben. Geben Sie mir sie wieder, wenn

wenn Sie wollen, bald oder nicht bald, wie es Ihnen am bequemsten sein wird.“ Gerührt empfand sein Freund, wie er empfinden mußte; aber er versicherte ihn auch, daß er kein Geld brauchte, sondern daß sein Kummer eine andere Ursache habe, und schlug daher sein Anerbieten aus. Indessen hat er es nie vergessen; er hat es, mit Vergnügen, auch mir, wie vielen Andern, erzählt. Nur Herr von H. selbst hat nie davon gesprochen; so wenig als von vielen ähnlichen Zügen, die ihm nicht weniger Ehre machen. In seinem Herzen fand er am liebsten den Lohn für eine gute That. Gleichwohl waren ihm undankbare Menschen zuwider; und ich erinnere mich, daß er einst zu mir sagte: „Ich bin wohl der Mann, der sich mit der trocknen Rolle eines Wohlthäters begnügt, wenn es denn einmal nicht anders sein soll; ich laufe nicht meinem Gelde nach: aber ein wenig Dankbarkeit macht mir dennoch Freude, wär' es auch nur aus dem Grunde, um die Menschen so zu finden, wie ich sie wünsche.“

Mir ist noch kein Mann vorgekommen, der so natürlich, so wahr und so angenehm lustig gewesen wäre, und dessen feiner Scherz in seiner originellen Wendung sich mehr dem Humour der Engländer genähert hätte. Sein Ausdruck, zuweilen aus dem Lateinischen übersezt, oder so zu sagen, nach dem Lateinischen geformt, vermehrte

noch

noch das Originelle seiner Darstellung und die Anmut seiner Unterhaltung.

Diderot pflegte, ohne es zu wissen, denjenigen, mit welchen er sprach, seinen Wiz, seine Fantasie und seine Kentnisse beizulegen, und bei allen Menschen eben die Grundsäze von Rechtverhalten zu vermuten, die er selbst befolgte. „Sie sind, sagte Herr von H. zu ihm, der glücklichste Mann, den ich kenne; Sie haben noch nie einen Thoren, noch einen Schurken gefunden, auch haben Sie noch nie ein schlechtes Buch gelesen; denn so wie Sie's lesen, arbeiten Sie's um."

Einstmal zankte Madame Geoffrin heftig mit einem gewissen Gelehrten wegen einer gewissen Unbesonnenheit, die sie ihm vorwarf; er vertheidigte sich eben so lebhaft und warm. Herr von H. der ihnen lange stillschweigend zugehöret hatte, ging endlich näher hinzu, und fragte lächelnd: „Sind Sie etwa heimlich verheirathet?"

Er brachte zu dem Umgange jenen Beobachtungsgeist, den das Nachdenken zwar nicht immer giebt, der es aber sicherer und nüzlicher macht; einen Beobachtungsgeist, ohne welchen man sich nur ein Ideal vom Menschen macht, nie den Menschen kennen lernt. Er wußte, daß es eine eigene Kunst ist, das Gute zu thun; vorzüg-

züglich aber, es allgemein und gleichförmig nuzbar zu machen. Nachdenken und Erfahrung hatten ihn belehrt, daß es gar nicht gleichgültig ist, welche Mittel man wählt, um eine große Revolnzion in den Ideen und spekulativen Grundsäzen zu bewirken, und daß man jedesmal seinen Zweck verfehlt, wenn man ihn erreichen will, ehe noch die Gemüter gehörig vorbereitet sind. Daher sagte er einmal, in dem vertraulichen Style, den man sich in der Unterhaltung erlaubt, zu einem berühmten Manne in einer sehr wichtigen Bedienung, den aber die unbeugsame Geradheit seines Karakters abgehalten hatte, sich unter die unwiderstehliche Herschaft der Umstände zu schmiegen: „Sie waren ein vortreflicher Fuhrmann, der seinen Karren recht gut fuhr; nur vergaßen Sie das Schmierfäßchen.“

Die Kaiserin von Rußland verlangte vor einigen Jahren von ihm seine Ideen über die Gesezgebung. Herr von H. bemühte sich eifrigst, diesem Beweise von Achtung der erhabenen Monarchin zu entsprechen; und Sie ließ ihm dagegen versichern, sie hätte seine Schrift neben Montesquieu gestellt.

In die erste Encyklopädie hat er eine Menge vortreflicher Artikel für die Naturgeschichte, die Staatswissenschaft und die Philosophie geliefert.

Herr

Herr von H. war ein guter Gatte, ein guter Vater, ein guter Bürger. Vier und zwanzig Jahre habe ich mit ihm in der vertrauensvollsten und innigsten, sich immer gleichen zärtlichen Freundschaft gelebt. Ich liebte und achtete ihn, und beweine ihn jezt, wie einen Vater. Immer bleibt er meiner Vorstellung gegenwärtig und meinem Herzen theuer. Die Stunden, die ich bei ihm und im Schooße seiner achtungswürdigen Familie verlebte, werden mir einst die liebste Erinnerung sein, und ohne Mischung von Bitterkeit, wie jezt, mir die lezten Jahre meines Lebens versüßen.

Paul Dietrich, Baron von Holbach, Mitglied der Akademien zu Petersburg, Berlin und Mannheim, aus der Pfalz gebürtig, starb am verwichenen 21. Jänner, zu Paris, in einem Alter von 66 Jahren.

Zusaz von einem Ungenanten.

Der vorstehende Aufsaz macht den Herrn von Holbach in Absicht auf Geist und Herz hinlänglich bekant; aber ich sehe mich doch im Stande, noch einen Beitrag zu liefern, da ich ihn zweimal beim Gesundbrunnen zu Contrexaille beobachtet habe. Hier war Herr von H. der Arzt, der Freund, der Tröster eines jeden Brunnengastes; sein eigenes Leiden schien ihn weniger zu beschäftigen, als fremdes. Fehlte es hülfsbedürftigen

Kranken an Geld oder Verpflegungsmitteln, so half er ihnen mit beiden; und das Vergnügen, das er dabei empfand, wirkte auf seine Gesundheit mehr, als der Brunnen. Einmal des Abends ging ich mit ihm auf einer Anhöhe spazieren, die mit einem Gehölze bewachsen ist, in dessen Nachbarschaft eine kleine Eremitage liegt. In dieser wohnt ein Eremit, der bloß von den Almosen der Besuchenden lebt: Wir zollten ihm unsere kleine Gabe. Als wir Abschied von ihm nahmen, sagte Herr von H. zu mir, ich mögte nur vorausgehen, er würde gleich nachfolgen. Ich that es: da er aber nicht nachkam, so verweilte ich, um ihn zu erwarten auf einem Hügel, von dem man die ganze Gegend übersieht, und überließ mich den sanften Träumereien. Aus diesen weckte mich ein Geschrei: ich sah mich um, woher es käme, und erblickte den Baron, von einer alten Frau und zween Bauern, einem alten und einem jungen, umgeben. Mit Thränen in den Augen, hielten ihn alle drei umfaßt, küßten sie seine Kleider, überhäuften sie ihn mit Segenswünschen. „So geht doch!“ rufte Herr von H.; „so laßt mich doch! Es wartet jemand auf mich; folgt mir nicht nach; über's Jahr komm' ich wieder.“ Als sie mich erblickten, verschwanden sie. Ich fragte den Baron um die Erklärung dieses Auftritts; und er gab mir folgenden Aufschluß: „Der junge Bursche, den Sie gesehn haben, hatte

te

te sich anwerben lassen; ich habe ihn für die ordnungsmäßigen hundert große Thaler losgekauft. Er liebt eine junge Bäuerin, die eben so arm ist, als er; ich habe ihnen ein kleines Gütchen von 800 Livres gekauft. Der alte Vater hat an beiden Armen die Gicht; ich habe ihm Waldejeotsbalsam, der hier in der Gegend sehr geschäzt wird, gegeben. Die alte Mutter hat Magenbeschwerden; ich habe ihr etwas Eingemachtes zur Stärkung mitgebracht. Sie arbeiteten eben auf einem Stück Felde hier in der Nachbarschaft; ich ging hin sie zu besuchen, während daß Sie vorausgingen: sie sind mir wider meinem Willen nachgefolgt. Daß Sie ja keiner Seele davon sagen! Man würde mich darüber bereden, als ob ich den Freigebigen und den Philosophen spielen wolte. Ich bin keines von beiden, sondern bloß menschlich; und Ausgaben dieser Art sind der liebste Aufwand, den ich auf meinen Reisen mache."

4.

Urbanität.

Im 51. Hefte der Staatsanzeigen, S. 263 bis 272, ist ein Aufsaz gegen die Abkunft der bekanten Gräfin La Motte eingerückt, worin fast auf allen Seiten das Wort Hure vorkomt. Ich bin weit entfernt, das Laster auf Kosten der Sittlichkeit schonen zu wollen; ich halte aber die, wenn ich nicht irre, von Rouſseau in Umlauf gebrachte Behauptung für unrichtig, daß die Verfeinerung der Sprache, grobe Sachen unter bescheidenen Ausdrücken zu verschleiern, vom Verfall der Sitten zeuge. Und warum solte ich mich im Schreiben eines Worts bedienen, dessen ich mich im Reden schäme, und es noch im Drucke halb verstecke, wie unsers Herrn Verfassers Aufsaz im nicht ausgedruckten Worte H...e beweiset?

Die Sprache ist wie die Gesezgebung; desto reiner und milder, je verfeinerter die Sitten sind. Es thut daher dem Freunde der Kultur (Aufklärung darf ich wohl gegen die St. A. nicht gebrauchen?) weh, wenn ein verdienstvoller Ge-

Gelehrter sich wieder in die Barbarei voriger Jahrhunderte hineinstudiert.

Daß der Herr V., mit dem ich mich beschäftige, alle Ausbildung unsers Jahrhunderts in seiner Macht habe, leidet keinen Zweifel. Er hat aber, wie es scheint, für zweckmäßig gehalten, sich in die Tage vor Luther zu versezen, und seinen Ton aus den derben Zeiten des Faustrechts herzuholen. Dadurch gewinnen wir in der That sehr wenig, da Urbanität uns in der Litteratur noch an allen Ecken fehlet.

Ueberhaupt genommen ist die Abkunft der Gräfin La Motte sehr unbedeutend. Selbst ihre Pension von 1500 Livres, (nach heutigem Cours gerade 718 Mark Banko,) ist für Frankreich äusserst gleichgültig. Wie der Herr V. aus solchen Unbedeutenheiten herleiten könne, daß ein 14. Julius für Frankreich nöthig gewesen, daß der Despotismus aufs höchste gestiegen sei, und daß die große Nazion zertreten worden, ist unbegreiflich. Ich finde hierin weiter nichts, als höchstens ein übelverstandenes Almosen.

Die Gräfin komt hier nicht als Verbrecherin in der Halsbandgeschichte in Betrachtung. Aber auch als solche ist sie, vorausgesezt, daß ihr Verbrechen wahr ist, bloß als Beleidigerin der Majestät, als verschmizte Betrügerin, als Diebin,

vor den Gerichtsstul peinlicher Rechte zu ziehen, und eben so wenig aus diesem Privatverbrechen die Nothwendigkeit einer öffentlichen Revoluzion herzuleiten. Diese würde ich eher darin finden, daß geheiligte Personen es möglich machten, dem Betruge zum Werkzeuge zu dienen; daß ein erfahrner Staatsmann auf eine jedem, der Höfe kennt, in der That unbegreifliche Art, das Spiel einer gemeinen *) Weibsperson und Betrügerin werden, und sich zu solchen niedern Schlingen herablassen konte; daß, bei der angeblichen Evidenz der Verbrechen der Gräfin, die Gerichtshöfe so wenig das Recht handhabten, so tumultuarisch ihr Urtheil vollziehen ließen, und gegen die Aufbewahrung der Schuldigen sich so nachläßig bewiesen. In diesen Thatsachen liegt ein klarer Beweis, daß in den höchsten Ständen des Staats ein so hoher Grad des Verderbens eingerissen sein mußte, daß eine gänzliche Staatsreform nöthig war; und diesen Beweis unterstüzet so sehr die Wahrheit der Geschichte des französischen Staats, daß nur der ihn läugnen kan, der es bequem findet, in dem würgenden Joche des Despotismus eigenem Hange zum Unterdrücken der Menschheit Si-

*) Gemein? Ja, so wie die Deduktion in den Staatsanzeigen sie darstellt. Der Grafentitel thut dagegen nichts.

Sicherheit zu schaffen, und der lieber einige Duzend Despoten retten, und in sinlosester Wollust und Barbarei fortschwelgen lassen, als eben so viele Millionen Menschen aus der größten Tiefe des menschlichen Elends hervorgezogen sehen will.

Hier im Allgemeinen Betrachtungen anzustellen, und bei dem großen Staatsinteresse zu verweilen, scheint mir eben so wichtig, als ich es für bedenklich halte, mit unserm Herrn V. zu den Vorurtheilen zurück zu kehren, gegen die unsere Philosophie so lange gearbeitet hat.

Es ist äusserst barbarisch, arme verführte Geschöpfe des schwächern Theils der Menschen mit niedern Namen zu brandmarken. Sie sind durch die natürlichen Folgen ihrer Verirrungen so sehr bestraft, daß man, ohne ihre Schwachheit zu billigen, sie mit schonendem Mitleiden behandeln kan. Die Rede einer Polly Baker beim Abt Raynal, und die von den Schauspielern unterdrückten Tiraden einer Marcelline, in Figaros Hochzeit, sind sehr pathetisch und wahr. Je größer nun der Reiz der Verführung ist, desto bedauernswürdiger sind die Opfer derselben, und wer könte es über das Herz bringen, eine reuevolle La Vallere und selbst

eine, unter des zu zündbaren Heinrichs Lorbeeren, Rosenflechtende Gabrielle verächtlich zu behandeln.

Daß Fürsten mit Mätressen den Schweiß der Unterthanen verschwenden, ist ein Verbrechen mehr der Fürsten, als der Mätressen, und dies Verbrechen heißt nicht weibliche Schwachheit, es heißt Favoritismus. Wir haben in der alten und neuern, in- und ausländischen Geschichte, Beispiele von Mätressen, die ihre Fesselträger nicht zu Räubern des Staats machten; und umgekehrt können wir eine Maintenon, eine Prinzeßin von Ursini (des Ursins) nicht über die verächtlichsten Messalinen erheben, weil jene dem zu den fanatischsten Abscheulichkeiten aufgewiegelten Ludwig angetrauet, und diese nicht die Mätresse des gegängelten Philipps war.

Ist es unbillig, ohne weitere Rücksicht, verführte Geschöpfe mit beschimpfenden Namen zu belegen, so ist es noch ungerechter, unehelichen Kindern den Vorwürf ihrer Geburt zuzuziehen.

Uneheliche und unehrliche Geburt sind eine Zeitlang für synonymisch gehalten worden. Dagegen hat die Philosophie treflich gearbeitet, und jeder

jeder Menschenfreund wünscht ihre Bemühung zu unterstüzen. Will unser Herr V. dagegen aufstehen, und zu dem Ende päbstliche Bullen zur Autorität anführen? Heißt das nicht, da, wo man aus dem Lichte der gesunden Vernunft urtheilen muß, sich auf die barbarischsten Akten der barbarischsten Zeiten gründen? Aber selbst die Bulle beweiset nicht das, was unser Herr V. erweisen will.

Man kan dieses schon daraus beurtheilen, daß, wenn Bastarde in ältern Zeiten so verächtlich gewesen wären, als unser Herr V. annimt, der Pabst eine Bastardin nicht zur Aebtißin eingeweihet haben würde. Richtiger und der Geschichte gemäßer ist es, daß der Name Bastard (Bâtard) in den ältern Zeiten nicht beschimpfend war, und die uneheliche Geburt keinem zum Vorwurf gereichte. Der leidige Aufklärer Voltaire,*) (gegen dessen Gift**) freilich in den Staatsanzeigen zur Vertheidigung der Lettres de cachet, die

*) Oeuvres compl. T. 38. p. 2to. ed. de Khel.

**) Aufsäze und Ausdrücke der Art, solte ein so einsichtsvoller und edelfreimütiger Mann, als der Herausgeber der Staatsanzeigen ist, nicht ins Publikum bringen, ohne das hic niger est hinzu zu sezen, das er so oft dem irreführenden Skribenten in seinen treffenden Anmerkungen zuruft.

ser Brandmaale gewohnter Sklaverei geeifert ist) hat es erwiesen, und der Gegenbeweis ist meines Wissens nicht geführt worden. Bloß aus der Pucelle d'Orleans solte man le brave Dunois kennen und daraus beurtheilen, daß wenn, nach dem Herrn V. der klassische Vater Anselme noch im Jahre 1380 vom bâtard d'Orléans redet, er bloß die dem damaligen Jahrhunderte übliche Sprache führet, und daß, wenn er in spätern Zeiten von enfans naturels spricht, er so wenig hier feiner, als dort gröber im Ausdrucke ist; daher sich der Graf Dûnois selbst in Briefen, le bâtard d'Orléans unterzeichnete, so wie auch der Eroberer Wilhelm gethan haben soll. Sie schämten sich weder des Namens noch der Sache; das war der Geist ihres Jahrhunderts, der Bastarde zugleich mit ehelichen Kindern zur Thron- und Länderfolge zuließ.

Daß edle Wörter durch die Tirannin des Gebrauchs verächtlich werden, ist eine bekante philologische Bemerkung. Das Wort bâtard scheint mit fille, garce (honor sit amissus) dem deutschen Weib, Weibsperson, Mensch (das) einerlei Schicksal gehabt zu haben. Ob der Name Hure ehemals edler war, als jezt, weis ich nicht. Man kan aber nicht läugnen, daß entweder diese Benennung nicht anstößig gewesen sein muß, oder auch daß der König, der die Gesundheit ausbrachte, Ihre Huren, Ihro Majestäten, wenn er

nicht

nicht betrunken war, sich eine Polissonnerie erlaubte, unter der er unmöglich Mätressen verstehen konte.

Worte haben eine Sittlichkeit, so wie Begriffe, und man kan sittliche Begriffe in unsittlichen Worten, so wie unsittliche Gegenstände in verführerischem Ausdrucke vortragen. Beides muß man vermeiden, und hiezu führt Aufklärung der Begriffe und Kultur der Sprache. Das Wort Hure ist heutiges Tages unstreitig unsittlich, die Benennung Bastard ist ungerecht. Daß man indessen deswegen den Aspasien das Wort reden könne, will ich nicht sagen, wenn ich gleich gestehe, daß mir die griechischen Hetären des berühmten Wielands lieber sind, als unsers Herrn Verfassers gemeine Huren.

Ver-

Verbesserungen im Januar.

Seite 91. Zeile 8. statt liebt, lies, lies't.
— 93. Z 9. statt eben was, l. etwas.
— 99 Z. 13. statt Gewühle, l. Kriege.
— 101. Z. 15. statt und, l. um.
— 104. Z 18. statt Springbrunnen, l. Quellen.
— 112. Z. 25. statt Phedims, l. Phedimens —
— 112. Z. 26. statt mit der Reinigkeit ꝛc. l. mit Phedimens eigner reinen und zarten Seele malte.
— 115. Z. 6. statt und, l. um.

Digitized by Google

Neues
Deutsches Museum.
4. Stück. April, 1790.

I.

Ueber das Hochstift Lüttich.

Auf Veranlassung der merkwürdigen Revoluzion daselbst vom Jahre 1789.

Plan des Ganzen.

I. Aeussere Staatsgeschichte Lüttichs.

II. Geschichte der innern Kriege und interessantesten Streitigkeiten der Lütticher mit ihren Fürsten, und der darauf aefolgten Frieden und Fundamentalverträgen: dann Darstellung der jezigen Revoluzion.

III. Darstellung der vorzüglich großen Rechte der Lütticher Stände, vor allen andern in Deutschland, nach Grundverträgen, Privilegien und Herkommen; als Erweis, daß das Staatsrecht und die darauf sich beziehenden Streitigkeiten der Lütticher nach ganz eigenen Prinzipien beurtheilt werden müssen.

Digitized by Google

Einleitung.

Noch sind uns unsre schäzbaren Landsleute, die Lutticher, zu wenig bekant. Ueber ihrer Geschichte und Verfassung, einer der sonderbarsten, die ein deutsches Land aufstellt, schwebt ein Dunkel, welches nur mühsame Nachforschungen zerstreuen. An die äusserste Gränze Deutschlands hingeworfen, von niederländischen Provinzen umgeben, und Niederländer in Sitten und Sprache*) ist ihre Verbindung mit Deutschland so lose, und die Veranlassung, sich an dieselbe zu erinnern, so selten, daß es bei den meisten einer so merkwürdigen Erscheinung, wie der vom verflossnen Jahre bedarf, um darauf von neuem aufmerksam gemacht zu werden. Und doch ist nicht leicht eine Provinz, auf deren Verbindung mit Deutschland wir stolzer sein könten, als Lüttich, wir mögen es von Seiten seines Umfangs **) oder seiner

*) Deutsch versteht und spricht man im grösten Theile des Lütticher Landes nicht. Die niederländische und französische Sprache sind die dort gangbaren. Von Seiten der Reichsgerichte wird bekantlich Lateinisch dahin ausgefertigt.

**) Man zählt im Lande 26 Städte, 52 Abteien, und in die 1700 Dörfer.

ner natürlichen Erzeugnisse, oder der Industrie seiner Bewohner betrachten. Nirgends findet man die Bemerkung, als schwäche natürlicher Reichthum des Landes die Industrie, lebhafter widerlegt als hier. Die herlichen Blei- und Eisen-Bergwerke im Ardennerwalde, die Steinkohlenbergwerke um Lüttich, die mineralischen Wasser zu Spaa und Chau-Fontaine, *) die treflichen Waldungen, die Marmorbrüche um Lüttich, und im ganzen südlichen Theile des Landes herliche Weiden und Kornfelder, und Weine, die man den edleren französischen gleich stellt: dies sind die natürlichen Schäze des Landes. Nicht weniger wichtig und noch ehrenvoller für die Nazion sind seine künstlichen: Fabriken und Manufakturen. Hauptsächlich sind diese in der Hauptstadt sehr blühend. Das Lütticher Gewehr und Eisen geht bis nach Amerika: das Lütticher Leder hat besonders nach Holland den stärksten Absaz. So sind die Tücher von Verviers in ganz Europa berühmt. Dazu komt noch die glückliche Lage des Landes, die theils den Absaz der Waaren so leicht, theils den Transito so ansehnlich macht. — In Geist und Sinnesart gleicht der Lütticher ganz seinem Nachbar, dem Niederländer; lebhaft, thätig, unternehmend zu allem, voll glühender Vaterlands-

*) Spaa allein bringt dem Lande jährlich über 271,815 Gulden ein.

und Freiheitsliebe: anhänglich an seine alte Verfassung, wie an seine Religion — denn einen bessern Katholiken giebt es nicht. Ein Flecken nur verunstaltet das schöne Ganze: sein heißes Blut macht ihn unruhig und zänkisch, daher in keiner deutschen Provinz so viele Prozesse als im Lüttichischen: *) daher nirgends so häufige, so heftige Gährungen als im Lüttichischen. Daß Adel, und Geistlichkeit, bemerkt Herr von Sartori unter diesem günstigen Himmelsstrich ihre Kräfte am stärksten fühlen, dafür ist ihr Hang zu Prozessen, und ihr Geist der Uneinigkeit Bürge. —

Es ist meinem Plan nicht gemäß, mich hier weitläuftig über die Statistik des Landes zu verbreiten. Von dem wichtigsten Stück ihrer politischen Verfassung: von ihren Grundgesezen, und von dem Verhältniß des Fürsten zu den Ständen, werde ich im zweiten und dritten Abschnitt ausführlicher reden: Hier füge ich nur noch zwei Worte von ihren Ständen überhaupt, und einige Notizen von ihrer ganz eignen Gerichtsverfassung, so wie einige litterarische von den Werken über die Lütticher Geschichte und Verfassung bei.

Die

*) Fast die Hälfte der Sollizitanten in Wezlar sind immer Lütticher.

Die Stände des Landes sind zusammengesezt aus dem Domkapitel zu Lüttich, (welches aus sechzig Personen besteht) aus dem Adel und den vornehmsten Städten, als Lüttich, Huy, Dinant, Tongres, St. Toon, Hasselt u. a., welche den Tiersetat formiren. Den Haupttheil dieses dritten Standes macht die Stadt Lüttich aus, durch ihren Repräsentanten, den Magistrat der Stadt (Conseil de la Cité) — In wiefern nun das famose Edikt von 1684 (welche Hauptbeschwerde der Lütticher ich unten genauer analysiren werde) die Wahl der Lütticher Magistratsglieder, und der Burgermeister, die vorher ausschliessend bei dem Volk, nämlich bei den Zünften gewesen war, zur Hälfte dem Fürsten zueignete, und dieser neue Grundsaz auch auf die übrigen Städte des Landes ausgedehnt wurde, demnach die Hälfte sämtlicher Magistratskollegien mit ihrem Oberhaupte dem einen Burgermeister, die bisherigen Hauptsprecher für die Volksrechte, fürstliche Parteigänger wurden, in sofern schlug dies Edikt auf einmal den ganzen Tiersetat nieder, und hatte, bei dem stets getheilten Interesse das in Lüttich zwischen Fürst und Ständen obwaltet, die nachtheiligsten Folgen für Landeskonstitution und Landesfreiheiten. — Diese Stände versammeln sich nun zu Zeiten auf ordentlichen vom Fürsten ausgeschriebenen Landtägen, und was da beschlossen wird, muß vom Fürst und

den

den Ständen zugleich beschlossen werden, und die von ihnen gemeinschaftlich gefaßten Beschlüsse heissen nach einer alten ehrwürdigen Benennung: les sens du pays. Ausserdem aber sezen die Stände jährlich zehn Deputirte als engern Ausschuß nieder, vier aus den beiden ersten Ständen, und vier vom Tiersetat, wozu noch die jedesmaligen zwei Burgermeister von Lüttich kommen. Von dieser „deputes des Etats" werden die Landtagsschlüsse zur Exekuzion gebracht, und die dagegen Ungehorsamen bestraft. — Mehreres unten.

Der Zustand der Lütticher Gerichte und des Justizwesens ist im Ganzen sehr traurig; bald Verschleifung der Justiz, bald zu große Eile. Besonders ist das Verfahren des Tribunals der Zwei und Zwanziger, eines übrigens sehr ehrwürdigen Tribunals, sehr schnell und tumultuarisch. Sie exequiren gegen jeden Ungehorsamen innerhalb drei Tagen: ihre Fristen laufen von Stunde zu Stunde.*) Die Sportelsucht der

*) „Sie, die Vingt-deux, erkanten nicht nur gegen die abgetretenen Glieder Mandata super denegata iustitia mit dem termino excipiendi von Einer Stunde, sondern auch das gegen den Robert nachgesuchte Mandat mit einem Termin von acht Stunden." Geschichte der Spaar Unruhen, besonders des Prozesses

der Lütticher Gerichte, sagt ein sehr verdienstvoller Schriftsteller, *) hat im ganzen heil. römischen Reich ihres Gleichen nicht; vor allen aber ist ihre Kriminaljustiz schwankend, parteiisch, despotisch. Schauderhafte Belege dazu giebt die Histoire de la vingt-unieme persecution de l'abbé Jehin 1786. („ Dans les prisons de Mr. l'Official je n'ai entendu que des blasphemes, des imprecations & des horreurs “) so wie die folgende Note, wo das vornehmste Lütticher Tribunal sagt, es sei gegen das Herkommen, einem Delinquenten einen Defensor zu verstatten; auch ist, nach Sohet, die Tortur daselbst noch üblich. Mit Recht war daher unter den Beschlüssen, die bald nach der jezigen Revoluzion am 28. Sept. 1. und 2. Okt. vorigen Jahres von den Ständen über die Reformen in der Konstitution gefaßt wurden, auch der: „S'occuper incessamment des abus introduits dans l'ordre iudiciaire de tous nos tribunaux, principalement l'Officialité & les Echevins de Liege, & travailler sur tout à un Code criminel digne de la liberté & de l'humanité, toutes nos

zesses in Sachen von Freron jezt Heptia, gegen die Zwei und Zwanziger. Wezlar 1788. S. 11.

*) Im Promemoria in Extrajudizialsachen Collette und Konsorten, contra Scabinos Leodienses, Wezlar 1788. S. 5.

nos loix tant civiles que criminelles, étant *pour ainsi dire, un Chaos.*“ — Ich will die vornehmsten Lütticher Tribunäle einzeln erwähnen:

1. Das Schöffengericht (*Conseil des Echevins*) ist Richter in allen peinlichen und bürgerlichen Sachen, in Personal- und Realklagen, in erster Instanz. Die Macht der Schöffen war sonst weit ausgedehnter: sie waren in den älteren Zeiten der Magistrat der Stadt: Sie hatten das Recht, die Abgaben im Lüttichischen festzusezen u. a. und im Gesicht ihres Einflusses hatten sie sogar den Titel: Domini Leodienses, usurpirt. Aber im vierzehnten Jahrhundert ward ihnen ein grosser Theil dieser Rechte durch die Stände entzogen, weil sie zu despotisch verfahren hatten. Seit dieser Zeit fiel ihr Antheil an der öffentlichen Staatsverwaltung, und sie wurden bloßes Tribunal in Civil- und Kriminalstreitigkeiten. Ihr Conseil besteht aus vierzehn Personen: ihre Jurisdiktion erstreckt sich über das ganze Lütticher Gebiet, nur über die Grafschaft Looz nicht. Von ihren Aussprüchen in Civilstreitigkeiten appellirt man an das Conseil ordinaire, von ihren Aussprüchen in Kriminalsachen aber findet keine Appellation statt *).

2. Con-

*) Nur Einen ihrer Grundsäze zur Beurtheilung, ob ein solches Gericht inappellabel zu seyn verdiene.

2. *Conseil ordinaire.* Ist das Lütticher Appellationsgericht, an welches man sich besonders von den Urtheilen der Schöffen, so wie des Lehn- und Allodialgerichtshofes beruft: denn weder von den Urtheilen der Zwei und Zwanziger, noch des Offizials finden dahin Berufungen statt. Dies Tribunal ward 1527 durch den Bischof Erard de la Mark mit Konsens der Stände errichtet, und zwar auf neun Beisizer, von denen der Fürst drei, und jeder der drei Landstände zwei wählen solten. Dies ist also die zweite Instanz der Lütticher: die dritte ist sodann entweder eins der Reichsgerichte, oder wenn die Sache zur Appellation dahin (ob causam vel summam non appellabilem) sich nicht qualifizirt, das Revisionstribunal — In

diene. Im Jahr 1783 appellirte ein Advokat Heeswyck, der wegen einer freien Schrift inkarzerirt worden war, vom Schöffengericht, dessen Inappellibität ohnerachtet, an das Reichskammergericht, weil ihm die Schöffen einen Defensor verweigert hatten. In dem Bericht, den diese hierauf auf Befehl des Kammergerichts abstatteten, behaupteten sie, es sei bei ihnen gegen den Gerichtsbrauch und gegen das Herkommen, einem Deliquenten einen Defensor zu gestatten. („se petito concedendi defensorem, tanquam vsibus et consuetudinibus patriae plane aduerso deferre non posse: si omnibus captiuis defensores concedi deberent, crimina manerent impunita et carceres numero captiuorum non sufficerent.

In erster Instanz spricht das Conseil ordinaire bloß in Sachen, wo gegen die kaiserlichen Privilegien gehandelt worden ist.

3. Tribunal der Zwei und Zwanziger. (Conseil de vingt-deux): das Palladium der Lütticher Freiheit. „Les vingt-deux, ruft der enthusiastische Bassenge, sont les vrais tribuns du peuple, peuple dont le plus foible, le plus pauvre individu sera toujours roi dans ses foyers, tant qu'ils rempliront avec fermeté leurs saintes devoirs, tribunal qui fait la gloire de la nation Lugeoise & la rendra chere à jamais aux ames faites pour attacher leur vrai prix aux mots sacrés de patrie, de liberté, d'humanité." Die Hauptbestimmung dieses Tribunals ist, über die Aufrechthaltung der Landesprivilegien, besonders des Hauptgrundgesezes, des paix de Fexhe, zu wachen: und über alle Gewaltthätigkeiten überhaupt und besonders die, die von den fürstlichen Dienern gegen Gesezе und Verträge vorgenommen werden, zu richten. Es wurde 1342 bald nach dem goldnen Frieden zu Fexhe, unter dem Bischof Adolf de la Mark, errichtet. Die Beisizer werden ursprünglich von dem Fürsten und den drei Landständen ernannt *) und jährlich neu erwählt.

In

*) Vier von der Geistlichkeit, vier vom Ritterstande, 3 die übrigen vom Tiersetat, nämlich vier

In den fünf Verträgen, die wegen der Zwei und Zwanziger zwischen den Fürsten und Ständen geschlossen worden sind, (paix de Vingt-deux) ist ihre innere Verfassung näher bestimmt. Kaiser Ferdinand I. hat in einem Privilegio von 1562 dies Tribunal bestätigt. Es hat niemand über sich als ein eignes Revisionsgericht: und weder von ihnen unmittelbar, noch von ihren Reviseurs darf an die Reichsgerichte appellirt werden, wie in dem ebengedachten Privilegio Ferdinands I. ausdrücklich geordnet ist. *) Ihre Strafen sind sehr hart, und von ihrem sonderbaren Verfahren habe ich schon oben einiges gesagt.

4. Der Offizial. Statt daß sonst die Tribunäle der Offizialen, als Bischöflicher Vikarien, sich bloß über geistliche Personen und Sachen er-

vier von Lüttich, zwei von Huy, zwei von Tongres u. s. w.

*) Kürzlich (1785) sind darüber am Reichskammergericht Streitigkeiten entstanden, da der Gouverneur Freron von dem Ausspruch der Vingtdeux (nachdem die Reviseurs die Appellation nicht angenommen hatten) an das Reichskammergericht appellirte, und dieses hohe Tribunal auch wirklich ein Mandat gegen die Vingtdeux erkante; indessen war hier ein solcher Fall, wo dieses füglich geschehn konte, ohne gegen Ferdinands Privilegium zu verstossen, denn die Gerichtsbarkeit der Zwei und Zwanziger war inkompetent, und sie hatten sich einen Eingrif in die Kameral-Litispendenz erlaubt.

Digitized by Google

erstrecken, hat der Lütticher Offizial auch ausserdem das Recht, in weltlichen Sachen zu entscheiden; jedoch geht diese seine weltliche Gerichtsbarkeit nicht auf Realklagen, sondern ist auf Klagen, die aus dem Personenrecht entspringen, eingeschränkt, und hierin hat er konkurrirende Gerichtsbarkeit mit den Schöffen. Von seinem Ausspruch in weltlichen Sachen aber kan man bloß an die Reichsgerichte, nicht wie von dem in kirchlichen, an den Nuntius oder nach Rom appelliren.

5. *Conseil de la Cité.* Hier komt bloß seine richterliche Gewalt in Frage. Es erkante sonst wie die Schöffen und der Offizial in Personalstreitigkeiten, aber durch die Reglements von 1649 und 1684 ward seine Jurisdiktion bloß auf Polizeigegenstände eingeschränkt. — Von seinen andern Rechten und seinem Antheil an der gesezgebenden Gewalt anderswo. Die beiden fürstlichen Kollegia, der geheime Rath (Conseil privé) und die Hof- und Rentkammer haben auch Jurisdiktion in den Gegenständen, die sich auf eines jeden Departement beziehen: ersteres daher in allem, was Landeshoheit, fürstliche Rechte und Regalien betrift, lezteres in allem, was sich auf fürstliche Domainen und Einkünfte bezieht.

Von dem Lehn- und Allodialgerichtshof, dessen Geschäfte sich schon aus dem Namen ergeben, und einigen andern unbedeuten-

den

den Instanzen sage ich nichts, um nicht zu weitläuftig und trocken zu werden. *)

Jezt noch einige Worte zur Litterarkentniß der Schriftsteller über Lüttich: ein unfruchtbares Feld, wo auch nicht eine Blume blüht. Die weitläuftigste Lütticher Geschichte ist: *Foullon* historia Leodiensis, Lüttich 1735 — 37. 6 Theile in drei Folianten: (Entstehung des Stifts bis auf die Regierung Georg Ludwigs von Berghe, oder 1737) eine trockne Erzählung

*) Diese, obwohl nur skizzirte, Darstellung der Lütticher Gerichte muß gewinnen gegen die unzulängliche, die Hr. Prof. Norrmann in seinem, übrigens treflichen Handbuch der Länder- Völker- und Staatenkunde (5ter Abtheilung S. 2847) davon in folgenden Worten giebt: „Das höchste Bischöfliche Kollegium und Gericht ist das Geheimerathskollegium, welches in allen Sachen, die Landeshoheit, Gerichtsbarkeit des Landes, fürstliche Rechte und Regalien angehen, entscheidet. Die fürstliche Hof- und Rentkammer besorgt die fürstlichen Einkünfte. Das Offizialat entscheidet über kirchliche Personen und Angelegenheiten. Das Gericht der Schöffen oder der hohe Gerichtshof entscheidet alle Kriminalsachen. Der ordentliche Rath erkennt in allen Dingen, die durch Appellation vom Lehn- und Allodialhof an ihn gebracht werden, und in allem, was gegen die kaiserlichen Privilegien ist. Ausser diesem ist auch noch ein Lehns- ein Allodialgerichtshof hier, nebst andern."

zählung der Begebenheiten, ohne Auswahl, ohne Leben und in schwerfälligem Latein. Uebrigens schreibt der Verfasser als eifriger Anhänger des Fürsten und als Jesuit, wie man durch das ganze Buch finden könte, wenn es auch der Titel nicht bereits sagte. — *Fisen* historia ecclesiae Leodiensis. Partes 2 Lüttich 1696, in Fol. ist minder ausführlich als das erstere, aber besser geschrieben. Aber den Jesuiten verkennt man auch in ihm nicht.

Dies sind die beiden Hauptgeschichtschreiber. Chapeauville historia Leodiensis: Bouillé histoire de Liege, und Zorn histor. Leodiens. sind von geringerer Bedeutung.

Eine treffliche Samlung der Lütticher Gesetze und Edikte, überhaupt eine der vollständigsten, die wir von einem deutschen Reichslande haben, ist Louvrex Recueil des Edits, Reglements, Privileges, Concordats et Traités du pays de Liege. Lüttich 1710 und 1730. in zwei Folianten. (Eine neuere vermehrte Ausgabe ist von 1750.) Die Arbeiten von Mean (observationes ad jus civile Leodiense 1740) und Sohet (institutions du droit de Liege) beschäftigen sich bloß mit dem Lütticher Privatrecht.

Was das Lütticher Staatsrecht betrift, so haben die Streitigkeiten des jezigen Fürsten mit den

den Ständen, bereits vor der Revoluzion, vorzüglich zwei Werken das Daseyn gegeben, in denen das Verhältniß der Lütticher Stände zum Fürsten weitläuftig entwickelt worden ist:

Lettres à Mr. l'abbé de P* par N. Bassenge, Citoyen de Liege. Lüttich 1787. in zwei Theilen. Der Verfasser, der Lütticher Mirabeau, schrieb dies Werk zur Widerlegung der Schrift eines gewissen Piret: de la Souveraineté du prince & du pouvoir des Etats de Liege; und bemüht sich, aus der Lütticher Konstitution, das Koimperium der Stände darzuthun. Dies Werk hatte ein sonderbares Schicksal. Nicht der weltliche Arm, sondern die Synode ahndete die darin aufgestellten Grundsäze, indem sie den Verfasser für einen gefährlichen Menschen, für einen Illuminaten, erklärte, und das Buch konfiszirte. Bei der jezigen Revoluzion aber befreite es das Volk aus der Synode, und führte es triumphirend durch die Stadt. Den Enthusiasmus der Patrioten dabei schildert ein lütticher Tageblatt. *)

C. F.

*) Les livres (de Bassenge) sont emballés & portés à la garde du palais; les rues retentissent du nom de Bassenge; on se rassemble; on les veut mener en triomphé dans la ville. Comment faire? il pleuvoit: le tems ne servoit gueres à une marche triomphale: on apporte des lauriers: on couronne les livres. Chemin faisant, l'on rencontre une voiture: c'étoit Mr. de Cologne;

C. F. Hofmann de ordinum Provinciae Leodienſis jure in legislatoria poteſtate cum principe concurrendi in negotio regiminis & juſtitiae aeque ac politiae Wetzlar, 1788. Die nächſte Veranlaſſung dazu gab der zwiſchen dem Fürſt und den Ständen entſtandene Streit über einen von le Voz zu Spaa errichteten neuen Spielſaal, den der Fürſt nicht dulden wolte, weil er zwei andern Sälen das ausſchließende Privilegium dazu gegeben habe, die Stände aber mittelſt des Sazes zu mainteniren ſuchten, daß der Fürſt kein ſolches Privilegium einſeitig, ohne Konkurrenz der Stände, habe geben können. Zwei der verdienſtvollſten Reichskammergerichtsprokuratoren, Geheimerath von Zwierlein und Geheimerath Hofmann, übernahmen, jener die Sache des Fürſten, dieſer die Sache der Stände, und ſo entſtand die gelehrte Deduktion, worin Herr H. aus den Lütticher Archiven alle die einzelnen Beiſpiele in chronologiſcher Ordnung geſammelt hat, wo die Lütticher Stände, von jeher, in allen Theilen der Geſezgebung, und beſonders über Polizeigegenſtände, mit dem Fürſten zugleich verfügt haben.

Da-

logne: ce brave citoyen Magiſtrat met pied à terre & groſſit le cortege. L'on dit: les voulumes vont être gatés par la pluye: continuons, dit M. le Cologne, *je les ferai réimprimer à mes fraix.*

Digitized by Google

Dagegen hat Herr von Zwierlein die Souverainität des Fürsten in mehreren Memoires vertheidigt, die theils schon vorher, theils bei Gelegenheit der jezigen Revoluzion erschienen, wo beide erwähnte Männer wieder als Sprecher für ihre Partei aufgetreten sind, wie ich unten bei der Erzählung dieser Begebenheit, näher bemerken werde. — Auf wessen Seite das Recht im Ganzen sei, kan vielleicht der dritte Abschnitt aufklären.

Alle bis jezt genante Werke sezen schon Kentniß der Lütticher Konstitution voraus. Aber noch fehlt uns ein Werk über sie und die Statistik des Landes: und je merkwürdiger Beides, das Land und die Verfassung ist, um so wichtiger würde dieser Beitrag zur deutschen Länder- und Staatskunde sein.

Einzelne wenige Data findet man im Büsching und Norrmann: ein großes Werk: les delices du pays de Liège, ist fast bloße Beschreibung der merkwürdigen öffentlichen Pläze und der Gebäude in Lüttich.

Bei diesen Umständen, bei der äussersten Trockenheit der Lütticher Geschichtschreiber, bei dem Mangel an Nachrichten über die Verfassung ist es schwer über Lüttich zu schreiben, und man wird, hoffe ich, in dieser Hinsicht die Fehler dieses Versuchs um so verzeihlicher finden.

Uebrigens ist mein Plan nicht, hier eine ausführliche Geschichte von Lüttich zu liefern: ich will nur einen allgemeinen Ueberblick der merkwürdigsten Ereignisse in der Lütticher Geschichte, so wie hiernächst der Grundgeseze und Rechte der Stände geben, und dadurch die jezige Revoluzion erläutern. Citaten bei den einzelnen Faktis hätte ich leicht liefern können, da ich die angeführten Werke (den einzigen Louvrex abgerechnet, den ich mit allen meinen Bemühungen mir nicht verschaffen konte) benuzt und gelesen habe: aber eben weil ich keine ausführliche Geschichte schreibe, und weil ich die dabei gebrauchten Hülfsmittel im Allgemeinen angegeben habe, schienen sie mir überflüßig: überdies sind weitläuftige Citaten für eine Abhandlung im deutschen Museum, gewiß kein Empfehlungsbrief.

I.

Lüttichs äussere Geschichte ist die Geschichte eines immerwährenden Kampfs mit mächtigen Nachbarn: so wie seine innere Geschichte eines immerwährenden Kampfs mit dem Fürsten. Daß Lüttich überall an Mächtigere grenzt, war von jeher sein Unglück. Oft litt es in den frühern Zeiten Gefahr, selbst unterjocht zu werden.

Noch

Noch öfterer ward es späterhin der Schauplaz der Kriege, den seine Nachbarn gegen einander führten: und die feindlichsten Gesinnungen, die dringendsten Erklärungen von Neutralität, schüzten es nicht vor der Wut der Heere, die das Recht des Stärkern mit allen seinen Greueln in dem armen Lande übten. Ruhig mußte es zusehn, wie nach und nach seine Diözes verringert, seine Besizungen geschmälert wurden: wie fremde Mächte bald Truppen in seine Zitadellen legten, bald (wie im Ninnveger Frieden) sich in Stücke des Lütticher Gebiets als in ihr Eigenthum theilten. Daher ist das Hochstift in Grösse und Bevölkerung das nicht mehr, was es sonst war, und daß es gleichwohl noch so blühend ist, dankt es dem industriösen Geist seiner Einwohner, den Lüttichs Feinde nicht mit seinen Ländern zugleich zerstören konten.

Die ältesten Einwohner des Landes wären die Eburonen, dann die Tongrer, die im fünften Jahrhundert aus römischer Botmäßigkeit unter Fränkische kamen. Maternus hatte im zweiten Jahrhundert das Christenthum in diesen Gegenden gepredigt, und das Stift zu Tongres fundirt. Hier hatte der Bischof seinen Siz: die Stadt ward aber zerstört, und so blieb auch der bischöfliche Siz einige Zeit unbestimt. Doch war er meistentheils zu Mastricht. Endlich fixirte

ihn der Bischof Hubert, im achten Jahrhundert zu Lüttich, indem er den Leib des h. Lamberts nach Lüttich hinüberbringen ließ, und mit ihm die Kapitularen, die zu Lamberts Ehren von Hubert errichtet worden waren, dahin versezt wurden: und so ward bald durch die Gegenwart des Bischofs, der Geistlichkeit u. s. w. Lüttich, ein bisher unbedeutendes Dorf, eine blühende bevölkerte Stadt. Indessen blieb Tongres noch immer der Name des Bisthums, und ward erst im eilften Jahrhunderte mit dem von Lüttich vertauscht.

Durch die Freigebigkeit der fränkischen Könige, und die Schenkungen reicher Güterbesizer, ward das Gebiet des Stifts bald ansehnlich. Karl der Große war ein vorzüglicher Wohlthäter desselben. Diese Gegend war sein Vaterland; und wenn man den Lütticher Geschichtschreibern in einer Behauptung trauen darf, die von der gewöhnlichen abweicht, zu der Vaterlandsliebe sie bestimt haben kan, so ward er sogar im Lüttichischen zu Jupille, dem heutigen Herstall, geboren. Daher weilte er am liebsten unter diesem vaterländischen Himmel, und im Umkreis seiner ganzen weiten Monarchie war seinem Herzen Aachen das nächste. Auch gab er Lüttich, wie viele behaupten, die ersten Freiheitsbriefe. — In den langen Succeßionsstreitigkeiten, die bald nach seinem Tode seine Nachkommen, die weder das

Glück

Glück noch den Geist ihres Ahnherrn hatten, entzweiten, ward besonders Lothringen, (und Lüttich machte einen Theil von Lothringen aus) ein Apfel der Zwietracht. Bald war es bei Ostfranken, und so ein Theil des deutschen Reichs, bald bei Westfranken: Endlich gaben die Westfranken im J. 880 ihre Ansprüche auf: nach mancherlei Abwechslungen theilte es Otto der Große in zwei Herzogthümer, in Ober- und Niederlothringen ab, weil Ein Herzog ihm bei dem Umfang des Landes zu gefährlich schien. Lüttich ward zu Niederlothringen geschlagen: und so wie die Kaiser ferner Lothringen unter der Hoheit des Reichs erhielten, so blieb auch Lüttich ein Theil von Deutschland. Das Ansehn des Stifts wuchs mit der Erweiterung seines Gebiets, welches durch die vielen Schenkungen, besonders der Kaiser, bald sehr ansehnlich ward. Das Meiste, was Lüttich noch jezt besizt, bekam es sehr frühzeitig, und noch weit mehreres, welches ihm wieder entrissen worden ist. So kam der ganze Strich des heutigen Marquisats Franchimont, damals unter dem Namen: Sylva Tectensis, bereits durch eine Schenkung Karls des Einfältigen, im J. 915. an Lüttich: so Huy gleichfalls im 10ten Jahrhundert: Hasbain im J. 1040 durch Kaiser Heinrich III. Mastricht, dessen Besiz der „Ecclesiae Leodiensi“ im J. 1006 durch den Kaiser Heinrich von Baiern bestätigt ward,

ward, worüber aber, so wie über Bouillon, in der Folge sehr viele Streitigkeiten entstanden. Das Schloß Bouillon mit dem dazu gehörigen Gebiet durch einen Kauf von dem großen Gottfried von Bouillon im J. 1092, als dieser gegen die Sarazenen zog. Mohaut im J. 1205. Desgleichen Namur, Gembloues in Brabant u. a. Mit einem so ansehnlichen Gebiet war auch eine weit ausgebreitete Diözes verbunden; ein beträchtlicher Theil der Niederlande stand unter Lütticher-Diözes, bis auf die Zeit, wo König Philipp II. durch Errichtung so vieler eigner Bißthümer in den Niederlanden, und Erhebung von vier derselben zu Erzstiften (1560) Lüttichs Diözes fast um die Hälfte schmälerte, da dadurch Namur, Rüremonde, Herzogenbusch, der grössere Theil von Antwerpen und die Hälfte von Mecheln ihr entzogen wurden. — Die Industrie stand in diesem ganzen Striche, an den Ufern der Maas, der Schelde und des Niederrheins schon damals in schöner Blüthe, als der größere Theil Deutschlands noch in den Fesseln der Dumheit und Barbarei lag. Daher war auch die Bevölkerung sehr ansehnlich, und die Stadt Lüttich hatte vor den verderblichen burgundischen Kriegen bloß innerhalb der Ringmauern 120,000 Seelen.*) Zu allen dem kam der Genuß vorzüg-

*) Jezt hat sie 80,000.

züglicher Volksfreiheiten, die ihnen durch Verträge mit ihren Fürsten, und durch die Privilegien deutscher Kaiser immer fester begründet wurden. Unter die leztern gehören vorzüglich die Privilegien von Philipp II. (von 1208) Heinrich VII. (von 1230 und 31) und Albrecht I. (von 1298) deren ich im dritten Abschnitt weitläuftiger gedenken werde. Diese Privilegien waren die Belohnungen der Treue, mit der die Lütticher am deutschen Reiche hingen, während die kleinen Souverains in den benachbarten Niederlanden, die unter deutscher Hoheit standen, oft dagegen sündigten. *)

Von so viel Vortheilen begünstigt, schien Lüttich den Gipfel des Wohlstandes erreichen zu müs-

*) Mit mehrern Kaisern standen die Lütticher Bischöffe in besonders enger Verbindung, wie z. B. mit Otto II. vorzüglich aber mit Heinrich IV. Aus seinem harten Gefängniß zu Ingelheim, entfloh dieser Unglückliche nach Lüttich, um in den Armen seines Freundes, des Bischofs Otbert, die Ruhe zu finden, die ihm sein unnatürlicher Sohn verweigerte. Um ihn auch von hier zu vertreiben, sezte Heinrich V. einen Hoftag nach Lüttich an: aber seine Truppen wurden von dem Herzog von Niederlothringen geschlagen. Mitten unter der Hofnung besserer Aussichten starb der Kaiser zu Lüttich 1106.

müssen: aber aus Einer Quelle mit seinem Glück entsprang auch sein Unglück: Das Unglück innerer und äusserer Kriege. Aus Neid und Eroberungssucht nahmen seine Nachbarn, die kleinern Souverains der Niederlande von kleinen Zwistigkeiten Veranlassung, ihr Heil an dem mächtigen Stiftsstaat zu versuchen. So die Grafen von Hennegau, von Löwen, von Luxenburg, vor allen aber die mächtigsten unter ihnen, die Herzoge von Brabant, die mit allen Greueln der Barbarei, die der Karakter der Kriege im Mittelalter überhaupt ist, in dem schönen Lande wüteten. So gab 1212 die Weigerung der Lütticher, Otto IV. als rechtmäßigen Kaiser zu erkennen, dem Herzog Heinrich von Brabant Gelegenheit, die Lütticher schnell zu überfallen, Lüttich selbst zu erobern und rein auszuplündern. Schon hatte er Befehl gegeben, die Stadt anzuzünden, als noch die Vorstellungen des Kastellans von Brüssel sie retteten. Das folgende Jahr brach er von neuem ein, und verheerte alles um sich her: aber jezt schlug den Lüttichern ihre Stunde; von Rache und Verzweiflung beseelt, lieferten sie ihm ein großes Treffen; schlugen ihn völlig, verfolgten ihn bis in sein Land, und nöthigten ihn, den mächtigen und stolzen Herzog, nach Lüttich zu kommen und hier, mit entblößtem Haupte und Füßen, knieend den Bischof und das Kapitel um Verzeihung zu bitten. Eine lange Zeit ward der Jahrstag dieses Triumfs der Lütti-

cher

cher gefeiert. Nicht besser ging es in den folgenden Jahrhunderten: immer mischten sich die benachbarten niederländischen Fürsten in die Lütticher Bürgerkriege ein; indem sie entweder dem Volke oder dem Fürsten beistanden. Die heftigsten und zugleich die grausamsten Feinde blieben die Herzoge von Brabant, die in den Jahren 1255, 1276, 1332, 1347 und 1378 neue Kriege mit Lüttich führten *). Den traurigen Zustand, in den Lüttich durch diese unaufhörlichen, auswärtigen und innerlichen Kriege versezt wurde, schildert sehr rührend Kaiser Sigismund in dem Freiheitsbriefe, den er 1417 den Lüttichern gab. „Nos, sagt er, ecclesiae Leodiensis et ejusdem patriae et Comitatus habitudinem contemplantes erumpentium lacrymarum profluvium vix animi fortitudo restrinxit. Quantum itaque, quamque crudeliter partes terras praedictas prostraverint, vastauerint, afflixerint, strages corporum, pericula animarum, bellorum rabies, sanguis profusus, vrbium subversio, munitionum

*) Als der Herzog Wenzel von Brabant 1378 in Verbindung des Erzbischofs von Köln und des Grafen von Jülich die Lütticher bekriegte, trennten sich seine Alliirten von ihm, weil sie, wie sie sagten, nicht wie Mordbrenner und Barbaren Krieg führen mögten. Der Herzog ließ unter andern alle Kriegsgefangene umbringen.

num destructio, totius ordinis, totiusque legis et juris confusio, flebiles et miserandi magis attestantur maceriarum acerui, et tumuli ruinarum, quam enarrare series litterarum, aut legentium animus poterit cogitare.“

Die Burgundischen Herzoge, besonders Philipp der Gute und Karl der Kühne, vereinigten im funfzehnten Jahrhundert die einzelnen Souverainetäten der Niederlande mit ihrem Herzogthum, und wurden die furchtbaren Beherscher des blühendsten Staats von Europa, des Mittelpunkts der Industrie und des Handels. Mit seinen bisherigen Nachbarn hatte sich Lüttich noch messen können: aber nicht mit dem mächtigen Koloß, den es jezt neben sich entstehen sah. Was Karl den Kühnen neben seiner Macht besonders fürchterlich machte, war sein stürmischer Geist und sein nie gesättigter Ehrgeiz: einen der ersten Ausbrüche desselben empfand Lüttich, gegen welches er im Jahr 1468 zog. Der Bischof von Lüttich, Ludwig von Bourbon, ein naher Verwandter Karls, war in stete Kriege mit seinen Unterthanen verwickelt. Er kam zum Herzog nach Brüssel, und flehte um Hülfe. Karl sammelte ein ansehnliches Heer, dem die Lütticher sich mit dem Mute entgegenstellten, den man überhaupt in der ganzen Geschichte ihrer Kriege

nicht

nicht verkennen kan. Es kam (im Nov. 1467) zum Treffen, die Lütticher wurden völlig geschlagen: und Karl und der Bischof erhielten einen vortheilhaften Frieden von der Nazion. Inzwischen verbanten sich viele Patrioten freiwillig, um in der Stille ein neues ansehnliches Korps zu sammeln, mit dem sie auf einmal in die Hauptstadt eindrangen. Unter dem Vorwand, diese Rebellen zu demütigen, überfällt Karl die Lütticher, von französischen Truppen unterstüzt, von neuem, ohnerachtet der Friede zwischen dem Fürsten und jenen Patrioten erneuert wird, ohnerachtet der Fürst selbst um Verschonung des Landes bittet. Er schlägt sie bei Lantines, und die unmittelbare Folge dieses Treffens ist die Zerstörung der Hauptstadt, das schreckenvollste Ereigniß der Lütticher Geschichte. Der Herzog rückt nämlich vor Lüttich, und giebt nach Verlauf von acht Tagen, während welcher er selbst Tag und Nacht unter den Waffen geblieben war, Befehl zur Eroberung der Stadt. (am 30. Oktob. 1468) Die burgundische Armee dringt auf zwei verschiednen Seiten ein, und vierzigtausend Mann überschwemmen auf einmal das unglückliche Lüttich. Drei Tage dauert die Plünderung: nichts wird verschont, auch Kirchen und Altäre nicht: die Männer, die sich nicht flüchten, werden niedergestoßen, die Weiber entehrt: die Gefangnen in die Maas gestürzt: die Soldaten treiben

Men-

Menschenhandel, sechs Stüber ist der niedrigste Preis eines Menschenlebens. Auf alle die Grausamkeiten folgt der Befehl, die Stadt anzuzünden: denn Karl wolte von Lüttich keine Spur übrig lassen. Dreimal wird das Feuer angelegt: die Verwüstung ist allgemein: und in der grossen und reichen Stadt bleiben etwa sechs Häuser unbeschädigt. Noch fordert und erhält Karl ausserdem eine große Summe für die Kriegskosten, und läßt sich zum obersten Schuzherrn Lüttichs erklären. Eben so unmenschlich verfährt er in andern Gegenden des Lütticher Gebiets, vorzüglich in Franchimont, und die natürliche Folge davon ist der Verfall des Lütticher Wohlstands. Viele Familien wanderten aus: viele fielen als Opfer des großen burgundischen Henkers: die volkreiche Hauptstadt ward zur Einöde, und nur nach und nach kam Volksmenge und Leben, wiewohl nie im vorigen Grade zurück. Bis an seinen Tod beunruhigte Karl die Lütticher; der Tag der Murtner Schlacht (wo er fiel 1477) war der Tag ihrer Erlösung; zumal da Karls Tochter und Nachfolgerin, Maria, in einer eignen Urkunde allen den Rechten und Ansprüchen entsagte, die sie oder ihre Nachkommen aus den bisherigen (gewaltsamen) Verträgen auf Lüttich machen könten.

Daß Lüttich nie ganz unterjocht worden war, noch in der Folge worden ist, dankt es gewiß

gros-

großentheils seiner Verbindung mit dem deutschen Reiche: eine Verbindung, die seit dem funfzehnten Jahrhundert immer fester geknüpft wurde. Schon im Jahre 1417 gab ihm Kaiser Sigismund ein (bereits obenerwähntes) Privilegium: worin er ihnen theils die durch seine Vorfahren ertheilten Privilegien bestätigte, theils alle gewaltthätige Einschränkungen ihre Rechte und Freiheiten durch ihre Nachbarn, und ihre eignen Fürsten für ungültig erklärte. In diesen so wie in allen folgenden Privilegien blickt die Achtung der deutschen Kaiser gegen Lüttich durch, und der Werth, den sie auf dessen Verbindung mit dem Reiche legen. Vorzüglich fand man es als deutsches Grenzland sehr wichtig, um die Einfälle Frankreichs und der Niederlande in das deutsche Reich aufzuhalten. Daher wird Lüttich in mehreren Privilegien turris praesidii, imperii insigne membrum, perutile in finibus munimen u. s. w. genennt. — Als Deutschland seine Kreißverfassung erhielt, und Lüttich zum westphälischen Kreise gezogen ward, trat es dadurch in ein noch näheres Verhältniß zum deutschen Reiche. Albrecht II. dachte bekantlich zuerst darauf, das regellose Deutschland in diese Form zu bringen, und durch ihn ward es (1438) in vier Kreise abgetheilt. Im dritten Kreise war Lüttich: „der dritte Kreis soll sin der Erzbischoff zu Cöllen mit den Bischöven Utrecht vnd Lüttich, Badenborn vnd Münster u. s. w.“

Als

Als nachher Max. I. Albrechts Plan zu einem weit schönern Ganzen umschuf, und unsre heutige Kreisverfassung bildete, (1495 und 1512) ward Lüttichs Kreisstandschaft und zwar im westphälischen Kreise bestätigt. Eben so mußten die Lütticher die Gerichtsbarkeit des jezt (1495) fundirten Reichskammergerichts anerkennen: sie mußten sich (1521) unter Karl V. zu den Reichsanlagen, namentlich der Reichsmatrikel verbinden, wo sie mit sechszig Mann zu Roß, und hundert und neunzig Mann zu Fuß, also fast so hoch als die Kurfürsten angesezt wurden: alles neue Verbindungen, in die sie mit dem Reiche gesezt wurden. 1518 erhielten sie noch von Max. I. das erste Privilegium de non appellando, überhaupt eines der frühesten, welches von den Kaisern einem deutschen Reichslande gegen die Berufungen an die Reichsgerichte, gegeben worden ist. Die Summe, bis auf welche dies Privilegium ging, war: 600 Goldgulden bei Immobil- 300 Goldgulden bei Mobilsachen. Karl V. erhöhte es schon (im J. 1521) auf die doppelte Summe (auf 1200 Goldgulden bei unbeweglichen, 600 Goldgulden bei beweglichen Gegenständen). In der Folge sind noch mehrere dergleichen Appellazionsprivilegien den Lüttichern gegeben worden: das neueste ist, wenn ich nicht irre, von 1721, worin die Appellazionssumme auf 1800 Goldgulden bei immobile,

bilen, und 900 Goldgulden bei mobilen Sachen, erhöht worden ist.)

Zu dieser genauen Verbindung der Lütticher mit Deutschland kam noch die besondre mit dessen Oberhaupt, Karl V. Als Enkel Mariens von Burgund ward Karl Beherrscher der Niederlande, folglich Lüttichs Nachbar: und der, in dessen Reichen die Sonne nicht unterging, und der das Gleichgewicht eines Welttheils erschütterte, war gewiß ein fürchterlicher Nachbar. Dazwischen zeigte Karl den Lüttichern nur selten den mächtigen Kaiser: meist den gefälligen Freund. Er bestätigte ihnen ihre Privilegien, und gab ihnen neue, wie im J. 1545. Einzelne Fälle, wo er sich des Rechts des Stärkern gegen sie bediente, wie z. B., als sie den Kornelius von Berga auf seinen Vorschlag zum Bischof wählen mußten, waren mehr Ausnahme als Regel. Bei dieser Güte Karls ward den Lüttichern die Wahl nicht schwer, auf wessen Seite sie sich in den langwierigen Kriegen schlagen solten, die jezt zwischen ihm und Frankreich begonnen. Nur zu lange für ihren eignen Vortheil waren die Lütticher Frankreich zugethan gewesen: einem eigennüzigen wetterwendischen Freunde, der gegen sie nie besser gehandelt hat, als gegen Deutschland überhaupt. Noch in dem lezten burgundischen Kriege hatte Ludwig XII. von Frankreich die Parthie

der

der Lütticher gegen ihren Fürsten, und Karl den Kühnen genommen: und gleichwohl sich bald drauf mit Karln gegen sie alliirt: und ihn bei Eroberung und Plünderung der Stadt mit theilnehmender Freude unterstüzt. Lüttich erklärte sich daher jezt, ohne Wahl, für den Kaiser: schloß ein Bündniß mit ihm, und leistete ihm in dessen Folge thätigen Beistand gegen Frankreich, von 1521 bis 1544, wo der Friede zu Crespy den Krieg, wenigstens für einige Zeit, beendigte.

Inzwischen hatte sich Luthers neue Lehre in den Niederlanden, besonders dem nördlichen Theil derselben, weit verbreitet, und fand bald auch den Weg über die Lüttichische Gränze. Viele der Motiven, die die Niederländer zu ihrem Bekentniß bewogen, traten auch bei den Lütticchern ein, und wirkten auch in der That. „Adibant in Lutheri doctrinam (schreibt Foullon nicht ohne jesuitischem Feuereifer) plerique omnis ordinis, aetatis sexus" Aber die Bischöffe erstickten durch die wütendsten Maaßregeln die Blüthe des neuen gereinigten Glaubens. Erard von der Mark ließ mehrere „Kezer" verbrennen, viele des Landes verweisen. Eben so sein Nachfolger, Kornelius von Berga und Georg von Oesterreich. Und so gelang es ihnen, Luthers Lehre aus dem Lütticher Gebiet ganz zu vertilgen, und besonders unterstüzt durch die Jesuiten

ten, deren Orden in der lezten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts sich hier ausbreitete) neuen stärkern Eifer für den Katholizismus bei den Lüttichern zu entzünden. Darum erhielten nachher die Lüttricher von Kaisern und Päbsten Belobungsschreiben: darum ward Lüttich vorzugsweise Sancta Legia, Romanae ecclesiae filia genant. — Darum haben die hundert und funfzig Kirchen des Lüttricher Landes, große Schäze, indeß der Bürger und Bauer darbt, indeß die Stadt vier Millionen, und das Land überhaupt dreizehn Millionen schuldig ist!!

Ich kehre zur politischen Geschichte zurück. — Karl V. hatte die spanische Monarchie seinem Sohn Philipp übergeben: Philipp, Despot in allen seinen Reichen, war es zwiefach in den Niederlanden: der niederländische Freiheitsgeist erwachte: und es brach der langwierige Bürgerkrieg aus, der nach einer Dauer von länger als einem halben Jahrhundert, Spanien den Verlust von sieben seinen schönsten Provinzen kostete. In diesem niederländisch-spanischem Kriege, dessen Schauplaz so nahe an Lüttichs Grenzen war, blieben die Lüttricher Philippen und dem deutschen Kaiser (denn das spanische und das kaiserliche Interesse war Eins) standhaft treu. So sehr sie auch durch Handel, Gleichheit der Sitten und der Lebensart mit den Niederländern verbunden wa-

ren, so sehr sie, die heftigsten Feinde des Despotismus einen Krieg billigen mußten, der für Gewissens- und bürgerliche Freiheit gegen den „Dämon im Süden“ geführt ward: so sehr auch der Prinz von Oranien sie auffoderte, mit seinem Volke gemeine Sache zu machen, und auf den Weigerungsfall bedrohte; so wenig konte dies alles sie bewegen, gegen die spanisch-österreichische Macht und ihren Lehnseid zu handeln. Gleich zu Anfang des Krieges (1568) verlangte Wilhelm von Oranien den Durchmarsch seiner Truppen durch das Lüttichische. „Er habe sich, schrieb der Prinz, mit Gott entschlossen, sein Vaterland von der spanischen Tirannei zu befreien: die Lütticher solten ihren Freunden und Nachbarn die Freiheit, nach der sie strebten, nicht mißgönnen: ohne sie würden sie selbst spanische Sklaven werden.“ Als man ihm sein Gesuch zu wiederholtenmalen abschlug, dachte er endlich darauf, sich der Hauptstadt mit Gewalt zu bemeistern, weil ihm diese wegen der Kommunikazion zwischen Deutschland und den Niederlanden ausserordentlich nüzlich war: er bemächtigte sich wirklich der Vorstädte, und fing die Belagerung an: aber die Annäherung von Alba's Truppen bestimte ihn, sie bald wieder aufzuheben, und das Lütticher Gebiet zu verlassen.

Kaum war der Krieg zu Anfang des folgenden Jahrzehends in helle Flammen ausgebrochen,

chen, als Lüttich schon unter seinen Folgen seufzte. Von zwei mächtigen Heeren umgeben, die zu jedem Schritt gegen einander sich den Weg durch Lüttichs Gebiet bahnten, die, wenn es ihre Sicherheit galt, sich in Lüttichs Städte und Zitadellen wie in ihr Eigenthum warfen: von den Niederländern bestürmt, sich für sie zu erklären, von den Spaniern, ihren Freunden, weit mehr als von jenen gemishandelt: da empfand Lüttich alle Schrecken des vorigen Jahrhunderts: und Karl der Kühne schien seine Rache durch seinen Nachkommen und durch sein Volk vollenden zu wollen. Hier plünderten die spanischen Soldaten, die gewöhnlich sehr schlecht bezahlt wurden, um sich zu entschädigen, das Lütticher Gebiet; Mastricht, welches zur Hälfte unter Lütticher Bothmäßigkeit stand, ward von ihnen eingenommen, und der Bischof führte vergebens deswegen bei dem westphälischen Kreise Klage. Dort eroberten dagegen die Holländer (1593) die Lüttichische Stadt Huy: auch darüber beschweren sie sich vergebens bei ihrem Kreise (der ihnen geantwortet haben soll, cuique vulpi curandam esse caudam suam) und ohne Reichshülfe eroberte sie sie, von spanischen Truppen unterstüzt, im folgenden Jahre wieder. Auf einem westphälischen Kreistage (1599) beschlossen die Kreisstände, sich den Bedrückungen der spanischen Truppen, die Waffen in der Hand, zu widersezen: und dies Bündniß bewirkte,

wirkte, daß die Spanier sich anheischig machten, sich künftig aller Gewaltthätigkeiten innerhalb des Reichs zu enthalten. Nur in Absicht Lüttichs hielten sie nicht Wort. Unzählige Gesandschaften an den spanischen Statthalter in den Niederlanden, Albert von Oesterreich, fruchteten nichts. In dieser zweideutigen Lage war ihre standhafte Anhänglichkeit an Kaiser und Reich doppeltes Verdienst. Ob sie in den neuesten Zeiten ähnliche Einladungen zur Vereinigung mit einem neugebornen Freistaat ohne Vermittlung eines großen Monarchen, eben so standhaft ausgeschlagen haben mögten?

Noch war der Kampf der Niederländer für Religion und Freiheit nicht geendigt, als dieselbe Motiven in andern Gegenden den dreißigjährigen Krieg erzeugten. Diese dreißig schreckliche Jahre hindurch hatte Lüttich mit ganz Deutschland Ein Verhängniß: es schien bestimmt, nie die süße Ruhe des Friedens zu schmecken. — Sein größtes Unglück in diesem ganzen Jahrhundert, sowol in Absicht seiner äussern als innern Verhältnisse, war: mächtige Fürsten zu haben; Fürsten, die zugleich mehrere und wichtige Länder besaßen. So waren seine beiden mächtigsten Bischöffe, Ferdinand und Maximilian Heinrich, Prinzen von Baiern, seine gefährlichsten Feinde. Ferdinand regierte jezt bei Ausbruch des Krieges. Als Kurfürst

fürst von Kölln, als Bruder des Herzogs von Baiern, hing er ganz auf kaiserlicher Seite: das Lütticher Domkapitel trat ihm bei: aber die beiden andern Lütticher Stände erklärten feierlichst, sie würden die Neutralität behaupten: aber dieser wiederholten feierlichen Erklärungen ohnerachtet, mußten sie den ganzen Einfluß des Krieges empfinden, denn man betrachtete von Seiten Kaisers und Reichs die Lütticher nicht isolirt, man betrachtete sie als Unterthanen des Kurfürsten von Kölln, der entschieden kaiserlich war, und ihr Land als ein Reichsland, welches Theil am Reichskriege nehmen müsse. Sie weigerten sich zu wiederholtenmalen, etwas zu den Kreistruppen beizutragen, die der westphälische Kreis zur Unterstüzung des Kaisers aufstellte, weil ihre Kreisstandschaft sie nicht zu einem Kriege beizutragen verpflichte, der nicht wie der Türkenkrieg für allgemeine Wohlfarth und Ruhe geführt werde: eine Weigerung, bei der sie jedoch wenig gewonnen, denn theils wußte ihr Bischof, unter andern Vorwänden sehr beträchtliche Summen von ihnen zu erhalten, theils schickte der Kaiser von Zeit zu Zeit mehrere Korps seiner Truppen in ihr Land, die sie aufnehmen und verpflegen mußten. Am meisten litten sie in der lezten Hälfte des Krieges: besonders war der Ausbruch der französischen Feindseligkeiten die Quelle ihres Unglücks. Zwar respektirte Frankreich ihre Neutralität: aber die

den

den Franzosen entgegengestellten kaiserlichen Generale, der Herzog von Lothringen und der Graf Pikkolomini blieben mit ihren Truppen die meiste Zeit, ohne Frage, auf Lütticher Grund und Boden. Zu ihnen stieß (1636, und zwar wie die Lütticher behaupteten, angereizt durch ihren Bischof selbst, der keinen Sinn für das höchste Fürstenglück hatte, Vater seines Volks zu sein) der berüchtigte Johann von Werth mit sieben Kroatenregimentern, die, ohne zu Lüttichs Feinden bestimmt zu sein, die größten Feindseligkeiten verübten. Lüttichs bisherige Gegner hatten bei aller ihrer Grausamkeit doch noch Gefühle von Menschlichkeit gehabt, aber den Kroaten waren diese fremd: sie haußten thierisch im Lütticher Lande, und verbranten unter andern über achttausend Häuser, und die ganze Stadt Bilsen. Endlich gebrauchten die Lütticher, ohne übrigens von dem System der Neutralität abzuweichen, das Recht der Nothwehr, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben: es kam zwischen ihnen und den Kroaten zum Treffen: die Kroaten wurden geschlagen, und verließen bald darauf zugleich mit den deutschen und spanischen Truppen, diese Gegenden völlig. Aber drei Jahre drauf überschwemmten sie sie von neuem; und jezt ließ der Bischof den Lüttichern andeuten: „Diese kaiserlichen Hülfstruppen wären auf Befehl des Kaisers in ihrem Gebiet: und bei des Kaisers Ungnade solten sie

nichts

nichts gegen sie unternehmen.“ Die Lütticher mußten also dulden und schweigen. Nebenbei drang man immer stärker in sie, ihre Kreisständischen Pflichten zu erfüllen, da man ihre Neutralität für unverträglich mit jenen hielt. Sie solten hundert und zwanzig Römermonate zahlen, und fernerhin Gesandte auf die westphälischen Kreistage schicken. Auch hielten allerdings ihre Einwendungen dagegen: daß der Kaiser nicht ihr Landes- sondern bloß ihr Lehnsherr sei; daß sie zu den Kreissteuern bloß im Fall eines Türkenkrieges und der dringendsten Noth, nicht aber bei jezigem Kriege verbunden wären, nicht aus dem Gesichtspunkt der Politik, sondern des Rechts betrachtet, keine strenge Prüfung aus; und das Reich nahm keine Rücksicht auf sie. Aehnliche Weigerungen machten die Lütticher beim Frieden, in Betref der von Seiten des Reichs Schweden für die Kriegskosten bewilligten fünf Millionen Thaler. Bekantlich wurden diese unter die Kreise repartirt, und Lüttich, als westphälischer Kreisstand solte sein Kontingent dazu, sechzigtausend Thaler, bezahlen: aber es behauptete hier abermals Exemtion. Sie hätten, sagten die Stände, nie aufgehört, neutral zu sein: im Vertrage mit ihrem Fürsten zu Tongres habe dieser ausdrücklich versprochen, daß sie von Bezahlung solcher Steuern frei sein solten. Aber der Vertrag zu Tongres kümmerte das Reich nichts, und

Lüttich

Lüttich strafte sich für seinen Ungehorsam selbst. Es kamen kaiserliche Exekutionstruppen ins Land: sechzigtausend Thaler hätte das Kontingent betragen; mit dreimalhunderttausend mußten sie jezt von den Truppen die Schonung des Landes erkaufen. Bald drauf rückten noch überdies die Heere des Herzogs von Lothringen und des Prinzen von Conde ins Lütticher Gebiet ein: und während das übrige Deutschland im Sonnenschein des Friedens schon neue Kräfte sammelte, dauerte der Krieg im Lüttichischen noch fort: für ganz Deutschland ward 1648 Friede: für Lüttich erst 1654. So lange blieben die spanischen Soldaten unter dem Kommando der beiden Prinzen, im Lande, und machten sich für den Sold, den ihre Heerführer ihnen schuldig blieben, durch Plünderung des Lütticher Gebiets bezahlt. Endlich auf dringende Vorstellungen des Bischofs und der Stände am Reichstage, nahm sich das Reich und auch Frankreich des bedrängten Landes an, und ließ Truppen gegen die Spanier anrücken. Dies und die Gefangennehmung des Herzogs von Lothringen durch den Statthalter in den Niederlanden, befreite endlich Lüttich von seinen Feinden, und brachte dem unglücklichen Lande wenigstens äussere Ruhe. Aber auf kurze Zeit. In den langen ungerechten Kriegen, die Ludwig XIV. (den Großen wird ihn seit dem Julius 1789 gewiß kein Franzose mehr nennen) im lezten Drittel

des

des vorigen Jahrhunderts führte, waren die Lütticher wieder im äusserſten Gedränge. Der erſte Krieg (der ſich mit dem Nimeger Frieden endigte) gieng bekantlich zunächſt gegen die Holländer, deren Betragen Ludwig für ein Verbrechen ſeiner beleidigten Gottheit anſah: ward aber bald allgemeiner, und auch Reichskrieg, weil Kaiſer und Reich ſich der Holländer annahmen. Hier traten nun bei den Lüttichern die vorigen Kolliſionen ein, zwiſchen ihrer Pflicht als Reichsſtand, und der nahen Gefahr von Seiten Frankreichs. Sie erklärten abermals, die Neutralität beobachten zu wollen, aber weder Frankreich noch der Kaiſer ließen ſie im ruhigen Genuſſe derſelben. Jede Partie verſicherte immer, daß ſie ſich aller gewaltthätigen Schritte enthalten wolle, wenn nur die andre es auch thäte, und gleichwol hörten die Feindſeligkeiten nie auf, beſonders von franzöſiſcher Seite. So ließ Ludwig eine Menge lütticher Städte und Feſtungen wegnehmen, wie Tongers, St. Tron und in der Folge Huy und Dinant, nachdem dieſe vorher die kaiſerlichen Truppen beſezt gehalten hatten: ſo ward die Zitadelle von Lüttich ſelbſt 1675 mit franzöſiſchen Truppen beſezt, und 1676 das Herzogthum Bouillon erobert. Ludwig krönte ſein unredliches Betragen gegen Lüttich im Frieden ſelbſt. Bei der Wegnahme Bouillons hatte er den Lüttichern feierlich die Zurückgabe im Frieden verſprochen, nichts deſtowe-

niger

niger aber seinen Oberkammerherrn de la Tour damit beliehen, dessen Haus Ansprüche aus frühern Zeiten auf das Herzogthum machen zu können glaubte: und nun im Frieden ward, auf seinen Antrieb aller Protestationen der Lütticher ungeachtet, beschlossen: „daß wegen des langen Streits über Bouillon zwischen dem Hause de la Tour und dem Fürstbischof von Lüttich ersteres in dem von Frankreich ihm jezt zugewandten Besiz bleiben solle, bis die Sache gänzlich entschieden wäre:“ und so trente der Nimeger Friede dies Herzogthum auf immer von Lüttich. Eben so willkührlich verfuhr er in demselben Friedensschlusse in Absicht Agimonts und Dinants, welches lezterer als eine Stadt voll Industrie und Handel den Lüttichern sehr wichtig war. Er tauschte beides hier von Spanien gegen Charlemont ein: so daß jedoch Spanien erst die Einwilligung Lüttichs und des deutschen Reichs suchen solle, um es an Frankreich überlassen zu können. Auch dawider protestirten die Lütticher: eben so wenig konsentirte das Reich, gleichwohl behielt er Beides eigenmächtig ganzer achtzehn Jahre, bis zum Ryßwicker Frieden inne.

Der nunmehrige Friede befreite Lüttich nicht vom französischen Einfluß. Ludwig suchte jezt die lütticher Landtäge und das Domkapitel eben so zu beherschen, wie er ihr Land und ihre Festungen

Digitized by Google

gen beherscht hatte; besonders suchte er seinen Liebling Fürstenberg hier eben so, wie in Kölln, anzubringen. Auch dauerte der Friede nicht lange. Bald brach der König unter neuen nichtigen Ansprüchen mit kannibalischer Wut in Deutschland ein, (1688) und dies gab die Losung zu einem neuen Reichskriege. Die Lütticher erklärten abermals: „sie würden neutral bleiben“ und schlossen mit Frankreich einen Neutralitätstraktat ab: aber Kaiser und Reich drangen in sie, weil es allgemeiner Reichskrieg sei, ihrer Reichsstandschaft Genüge zu leisten, und gegen die Franzosen zu agiren. Sie stellten dagegen vor: „Noch bluteten sie unter den Wunden, die der lezte Krieg und eine Menge Auflagen ihnen geschlagen hätten; entblößt von Munizion, Truppen und Geld, könten sie keinen Theil an einem Kriege nehmen, der ihr Elend vollenden würde, denn ehe das Reich ihnen Hülfe senden könte, würde Frankreich sie ganz zu Boden geschlagen haben.“ Bei dieser Sprache hatten sie wenigstens die Billigkeit, wenn auch nicht das strenge Recht, auf ihrer Seite, vorausgesezt, daß es wirklich die Sprache der Furcht, und nicht die Vorliebe für Frankreich und der Gleichgültigkeit gegen ihre deutsche Reichsverbindung war, die wol hin und wieder durchblickt. Gleichwol wurden sie durch die kaiserlichen und holländischen Truppen gezwungen, sich gegen Frankreich zu erklären, (1689) und von der

Zeit

Zeit an kamen neue Verheerungen, des Verheerers der Pfalz würdig, über ihr Land. Die Lütticher stellten eine eigne Landesmiliz von 6 bis 7000 Mann gegen die Franzosen auf. Im J. 1691 belagerten leztere unter Bouflers Kommando die Stadt Lüttich förmlich. Das Bombardement dauerte sieben Tage, und war hart: aber die Lütticher Landestruppen, unterstüzt von den Truppen der Allirten, vertheidigten sich so brav, daß die Franzosen wieder abziehen mußten, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Von dieser Begebenheit reden die Lütticher Geschichtschreiber mit Nazionalstelz, und versichern, daß selbst die Feinde der Lütticher sich damals im Lobe ihrer Tapferkeit erschöpft hätten. — Der Ryßwicker Friedensschluß brachte endlich die Ruhe wieder, erfüllte aber die Hofnungen der Lütticher nur zum Theil, denn sie erhielten darin nur Dinant und Agimont zurück: die Zurückgabe von Bouillon aber, ohne welche der Kaiser keinen Frieden abzuschliessen versprochen hatte, worauf ihre Deputirten beim Kongreß selbst ungestüm drangen, und welche von der Nachgiebigkeit Ludwigs bei diesem ganzen Friedensschluß mehr als jemals zu erwarten war, erfolgte nicht, und das Herzogthum blieb nach wie vor in den Händen der bisherigen Besizer, bis es nach deren Absterben endlich unmittelbar an die Krone Frankreich gefallen ist.

Mit

Mit dem Eintritt unsers Jahrhunderts begann bekantlich der spanische Succeßionskrieg. Auch darin solte Lüttich abermals eine Rolle spielen. Sein Fürstbischof, Joseph Klemens, hatte wie sein Bruder, der Kurfürst von Baiern, ganz das französische Interesse: die Stände, im offenbaren Kampf zwischen den Pflichten gegen ihren Fürsten und denen gegen das Reich und dessen Oberhaupt, drangen mehr als jemals auf Neutralität, so viele Beispiele von deren Unausführbarkeit sie auch vor sich hatten. Auch jezt wolte keine Partei sie ihnen bewilligen. Ihre Lage war traurig. Hier foderte ihr Landesherr, dort das Reich Unterstüzung an Geld und Truppen. Der Kaiser sprach sie von allen Pflichten und Verbindlichkeiten gegen ihren Fürsten los: aber wie konten sie dem nachkommen, ohne seine und der Alliirten Rache fürchten zu müssen? Endlich entschloßen sie sich, beiden, ihrem Fürsten und dem Reiche, eine gewisse gleiche Summe Geldes zu zahlen: versagten aber übrigens ihre bestimten Pflichten als Reichsstände, in Absicht der Reichsanlagen und des Kreiskontingents, weil diese mit ihrer Neutralität stritten. Aber diese Neutralität schüzte ihr Land nicht: beiden Theilen bloß gestellt, war es bis ans Ende der Schauplaz des Krieges und seiner traurigen Folgen. Der Fürst nahm wider den Willen der Stände französische Truppen in die Hauptstadt und in die Zitadelle

auf.

auf. Drauf rückte Marlborough mit englischen und holländischen Truppen an, beschoß die Zitadelle, (nachdem er mit der Stadt über Aufrechthaltung ihrer Rechte pariscirt hatte) vertrieb die Franzosen daraus, (1702) und legte holländische Besazung hinein, welche die Holländer auch den ganzen Krieg hindurch hier und in Huy unterhielten. Die feierliche Acht, die über Joseph Klemens, Kurfürst von Kölln und Fürstbischof von Lüttich, 1706 zu Wien ausgesprochen wurde, machte ihn seiner Staaten verlustig, und von der Zeit an administrirte der Graf von Welts, als kaiserlicher Kommissar, mit Zuziehung des Domkapitels das Lütticher Land.

Endlich gab der Utrechter Friede ihnen ihren Fürsten wieder, ohne ihnen übrigens andre als negative Vortheile zu verschaffen: indem er sie von den holländischen Besazungen befreite, die die Holländer auch nach dem Frieden daselbst unterhalten wolten. Sie drangen nämlich beim Friedenskongreß darauf, aus Lüttich und Huy eben solche Barrierepläze zu machen, wie ihnen viele dergleichen in den Niederlanden eingeräumt wurden. Die Lütticher fürchteten daraus alles für ihre Freiheit: denn sie sahen von Unterhaltung einer beträchtlichen Garnison in ihren beiden besten Festungen nur einen leichten Uebergang zur völligen Unterjochung. Flehend baten sie daher

her das Reich, sich ihrer anzunehmen, und diese Foderung zu verwerfen; aber man antwortete ihnen: „sie schienen sich ganz von ihrer Reichsverbindung und vom westphälischen Kreise losgesagt zu haben: sie hätten keinen Gesandten auf die Kreistage geschickt, kein Kontingent gegeben, und keine ihrer Reichsständischen Pflichten erfüllt. Das Reich könne sich daher nicht für sie interessiren.“ Wirklich hatten sich die Lütticher in diesem ganzen Kriege eigennüzig und unpatriotisch gegen das Reich betragen. Jezt erklärten sie, daß sie sogleich wieder zum westphälischen Kreise treten und ihre Pflichten erfüllen wolten, wenn das Reich ihnen von der holländischen Besazung hülfe. Dies geschah: die Holländer verließen ihre Städte; und 1716 erneuerten die Lütticher ihre Reichsverbindung und ihren Beitritt zum westphälischen Kreise feierlich, in einem sehr merkwürdigen Traktat, worin von Seiten der Kreisstände ihnen unter andern versprochen ward:

„Bei entstehendem Reichskriege ihre Dienste beim Reich zu verwenden, damit dieses den Lüttichern, im Fall sie keine hinlängliche Sicherheit gegen die Einfälle der benachbarten Feinde hätten, die Neutralität zugestehe: weil ihre Lage allerdings sehr gefahrvoll sei, und dem Reiche viel an der Erhaltung und dem Flor des Hochstifts liege.“

So-

Sodann:

„Den Matrikularanschlag des Hochstifts auf 826 Gulden herabzusezen, da der alte, bei dem Verlust, die das Hochstift an seinem Gebiet erlitten habe, nicht mehr angemessen sei.“

Bei diesem verminderten Anschlag ist es seitdem geblieben.

Seit dem Utrechter Frieden genoß Lüttich das Glück der Ruhe bis 1740. Denn der französisch-österreichische Krieg von 1733 unterbrach sie nur wenig, weil Frankreich darin Lüttich sehr schonte. Aber 1740 bestieg Friedrich II. den Thron, und der erste Schritt, den er in seiner großen Laufbahn that, war gegen Lüttich. Die Veranlassung dazu gab die Herschaft Herstall. Diese war dem Hause Brandenburg aus der oranischen Verlassenschaft zugefallen: aber der Fürstbischof von Lüttich machte ihm die Hoheit darüber streitig. Friedrich, der den Bischof wegen der Geringschäzung, die er gegen seinen Vater bezeigt hatte, persönlich haßte, *) läßt jezt 1400 Mann Trup-

*) Un Evêque de Liege se faisoit honneur de donner des mortifications au feu Roi. Quelques sujets de la Seigneurie de Herstall appartenant à la Prusse, s'etoient revoltés; l'Evêque leur donna sa protection. Le feu Roi envoya le Colonel Creutz

Truppen ins Lüttichische rücken. Der Bischof klagt über Landfriedensbruch, und bewirkt ein kaiserliches Abmahnungsschreiben: und dem Kaiser ist die Sache so wichtig, daß er sie vermittelst eines Kommißionsdekrets an das Reich bringt. Sie wird aber schon im folgenden Jahre durch einen Vergleich beendigt: worin der König die Herrschaft an Lüttich käuflich überläßt.

Inzwischen hatte auch der österreichische Succeßionskrieg halb Europa wieder unter die Waffen gebracht. Lüttichs Neutralitätserklärung dabei war um so gerechter, als es kein allgemeiner Reichskrieg war: auch konte es sie behaupten, weil der Krieg weit von seinen Grenzen geführt wurde; als ihn aber Frankreich (1744) in die österreichischen Niederlande spielte, da blieb Lüttich ferner nicht verschont, und auf seinem Gebiet erfocht der große Marschall von Sachsen so manche seiner Lorbeern. Wer kennt nicht die Schlacht bei Laffeld im Lüttichischen, die er dem Her-

Creutz à Liege muni d'une lettre de créance pour accommoder cette affaire. Croiroit - on que l'Evêque ne voulut pas le recevoir? Il vit arriver trois jours de suite cet Envoyé dans la cour de sa maison, & autant de fois il lui en interdit l'entrée. — Histoire de mon temps. T. I. ch. 2.

Herzog von Kumberland lieferte? Immer machte er sich durch das Lütticher Gebiet, und durch Wegnahme mehrerer Lütticher Städte, wie z. B. Huy's, in die Niederlande Bahn; und daher waren immer er, oder der Prinz von Lothringen, mit ihren Armeen auf Lütticher Grund und Boden. Inzwischen erstattete ihnen Ludwig XV. gleich nach dem Frieden eine beträchtliche Summe für die Kriegsschäden; und diese Summe ward, par le seus du pays, unter die Gemeinheiten vertheilt, weil diese den Krieg am meisten empfunden hatten.

Ich übergehe das, was Lüttich abermals im siebenjährigen Kriege erlitt, um nicht durch das Einerlei ewiger Kriegsszenen und Kriegsjammers zu ermüden. Treu und redlich erfüllte es übrigens dabei seine Reichsständischen Pflichten, und von Versagung des Kontingents oder der Reichsanlagen ist keine Frage gewesen.

Noch ein merkwürdiges Faktum in der neuen Lütticher Staatsgeschichte ist der Tauschtraktat, den Lüttich mit Frankreich 1772 zu Versailles schloß, in welchem von beiden Seiten verschiedne Distrikte und Ortschaften cedirt und dagegen andre eingetauscht worden sind. So erhielt Lüttich Harmeton, Heer, Romenen u. s. w.

und

und trat dagegen die Baronie Hierges und andere ab, welches Frankreich den Vortheil brachte, daß es seitdem die beiden Ufer der Maas, und das Obereigenthum dieses Flusses von Rocroy und dem Fluß Semoir an bis Givet und Charlemont, besizt.

So viel über die äussere Staatsgeschichte der Lütticher. Künftig von seiner innern. Auch sie ist nichts, als eine fortlaufende Reihe von bürgerlichen Kriegen. Auch hier war Ruhe nur eine vorüberrauschende Erscheinung für das unglückliche Volk.

R. Hommel.

Digitized by Google

2.

Vom vielfachen Regenbogen.

In dem obern Theile eines gewöhnlichen innern Regenbogens, der zu einer Zeit erscheint, da die Sonne nicht über eine gewisse Höhe vom Horizonte absteht, und der Bogen also nicht unter eine gewisse Höhe erniedrigt wird, unterscheidet allemal ein empfindliches Auge mehrere aneinander grenzende Wiederholungen der Farben nach ihrer Ordnung von aussen nach innen. An dem äussern Bogen, der dieselben Farben in verkehrter Ordnung zeigt, bemerkt man diese Erscheinung nicht. Die verschiedenen Farbenreihen nehmen nacheinander an Breite, Glanz und Deutlichkeit ab: Die erste Wiederholung ist ohngefähr halb so breit, als der Hauptbogen, den sie berührt; die folgenden werden in gleichem Verhältnisse schmäler, so daß die Breite aller zusammengenommen geringer scheint, als die Breite des ersten Bogens; sie werden ferner an Lichte nacheinander schwächer, so daß bei unverwandtem Blicke die lezte sichtbare Wiederholung bald zu entstehen, bald zu verschwinden scheint; endlich werden in jeder folgenden die Farben weniger voneinander

ab.

Digitized by Google

abstechend, so daß das Violette des Hauptbogens von dem zweiten Rothen verschlungen wird, und man am Ende nur noch grün und purpur unterscheiden kan. Die Zahl der Wiederholungen ist nicht jedesmal dieselbe: je niedriger die Sonne steht, desto eher zeigen sich ihrer viele; oft zählt man fünf rothe Bogen, den äusersten mitgerechnet; bei höherem Stande der Sonne, also bei niedrigerm Bogen zeigt sich nur eine Wiederholung, und weiterhin gar keine. Die Mitte des Hauptbogens ist auch die Mitte der Nebenbogen; sie erstrecken sich daher auf beiden Seiten gleichweit herunter, aber nur bis auf einen gewissen Abstand vom Horizonte, wodurch sie bei niedrigerm Bogen kürzer werden. Näher am Horizonte hat der Hauptbogen glänzende ineinander fließende Farben, dahingegen der obere Theil des Bogens, selbst wenn er über eine Wolkenfreie blaue Stelle des Himmels weggeht, mit allen Wiederholungen weniger glänzend, aber vollkommen deutlich erscheint.

Der Regenbogen, durch ein Prisma, von grünem Glase, mit drei Winkeln von 66, 58 und 56 Graden betrachtet, zeigte folgende merkwürdige Erscheinungen. Durch den nach unten gerichteten brechenden Winkel sieht man den Regenbogen desto stärker gekrümmt, je größer der Winkel an Graden ist; übrigens die Farben ordentlich,

lich, nur breiter und ineinander flieſſend. Iſt aber der brechende Winkel nach oben gerichtet, ſo vermindert er bei 56 Graden die Krümmung des Bogens, und Lebhaftigkeit, und Deutlichkeit der Farben; durch den Winkel von 58 Graden werden Krümmung und Farben gar aufgehoben: man findet im Bilde des Prisma die Farbenreihen als eben ſo viele ſtufenweiſe nacheinander ſchmalere und blaſſere Lichtſtreifen; ein jeder dieſer Streifen iſt unten, nach der innern Seite des Bogens mit einem Maximum von Helligkeit begrenzt, das nach der äuſſern Seite hin ſich allmählich in einen Schatten verliert. Der Winkel von 66 Graden verurſacht vollends verkehrte Krümmung und Farbenordnung. Hat man zwei ähnliche Prismen, oder zwei Bruchſtücke eines Prisma von jenen gegebenen Winkeln, und betrachtet das Farbenbild von dem Winkel von 58 Graden an einer weiſſen Wand, ſo kan man durch das andere Stück des Prisma unter den angegebenen Bedingungen die Farben des Bildes auf dieſelbe Art verändert ſehen, in bleibender Ordnung und breiter, oder verkehrt, oder das Bild ohne Farben. Die Beobachtung der vielfachen Regenbogen iſt nicht neu, und von Phyſikern häufig beſchrieben worden; aber die Erklärung derſelben gehörte noch im Jahre 1772, da Dr. Prieſtley ſeine Geſchichte der Optik herausgab, nach deſſelben Urtheile unter die

De-

Desiderata in der Lehre vom Sehen, Licht und Farben: darum wird auch jezt noch, wofern nicht seitdem eine andere Beschaffenheit als wahr entdeckt und bekant gemacht worden ist, folgender Versuch einer Erklärung nicht zu spät kommen, und einer Prüfung nicht unwürdig sein. Sie sezt die Newtonianische und Joh. Bernoullische Theorie des Regenbogens, über deren Vollkommenheit man völlig einig ist, als wahr voraus, wovon zum leichtern Verstehen der Erklärung eine Darstellung, so gut sie ohne Zeichnung möglich ist, vorangehen mag: in einigen Stücken wird man solche von dem gewöhnlichen Vortrage abweichend finden, doch wird deshalb dem sachkundigen Leser die Sprache nicht unverständlich sein.

Der Regenbogen bildet sich in einer ausgebreiteten Menge von Regentropfen, auf welche die Sonne scheint, die der Zuschauer im Rücken hat, so daß die Mittelpunkte des Sonnentellers, des Bildes im Auge, und des Bogens in gerader Linie sind. Wie es damit zugehe, erkennt man durch Hülfe der Geometrie aus Voraussezungen, die von Erfahrungen hergenommen sind. Licht, das im Uebergange aus Luft in Wasser schief auf die Grenzfläche fällt, wird so gebrochen, daß es sich im Wasser von derselben Fläche unter einem größern Winkel entfernt, als die an-

anfängliche Richtung es mit sich brachte: die Cosinus dieser verschiedenen Winkel haben bei jeder veränderten Schiefe ein beständig gleiches Verhältniß. Weißes Licht enthält das Licht für jede Regenbogenfarbe: der durchdringende Geist eines Newton wußte der Natur dieses Geheimniß abzufragen, das vor dem menschlichen Gesichtssinne verborgen ist; eine besondre Beschaffenheit dieses Sinnes verleitet uns, das Zusammensein von Roth und Gelb und Blau im Weißen zu verkennen, da wir doch je zwei derselben in Orange und Grün und Violet sehr wohl unterscheiden; wobei übrigens das Weiße der Farbe überhaupt entgegengesezt zu sein scheint. Daß in der Empfindung des Weißen die Empfindungen von Roth und Gelb und Blau wie im Gleichgewichte einander aufheben, scheinen folgende Wirkungen zu beweisen: wenn das Auge für eine von den drei einfachen Farben weniger empfindlich ist, so sieht man im Weißen einen Anstrich von der Mischung der beiden übrigen, und wenn die Empfindung von einer aus zweien gemischten geschwächt ist, so scheint in dem Weißen die übrige dritte einfache zu herschen: wird man also durch den Anblik eines lebhaften Rothen geblendet, so sieht einem das Weiße grünlicht aus, und nach einer Blendung des Auges von einem glänzenden Grünen sieht man im Weißen einen röthlichen Schein; auf gleiche Art wechseln Gelb

und

und Violet, Blau und Orange. Der Schein nach einer solchen Blendung ist das, was man zufällige Farben nennt.

Büffons Versuche hierüber stehen im alten hamburgischen Magazin 1. Bd. 4. St. S. 425—441. Newton hat entdeckt, daß jede Farbe nach einem andern bestimten Verhältnisse gebrochen wird. Gelb, Orange und Roth werden stufenweise weniger gebrochen, Hellblau, Dunkelblau und Violet stufenweise mehr. Bei dem Rothen, welches am schwächsten gebrochen wird, verhält sich der Cosinus des größern Winkels, beim Uebergange aus Luft in Wasser, nach voriger Erklärung, zum Cosinus des kleinern wie 108: 81, bei dem Violetten, welches am stärksten gebrochen wird, wie 109: 81. Die Farben werden sichtbar, wenn das gebrochene Licht von einem Schatten begrenzt wird, und zwar Roth, Orange und Gelb, wenn der Schatten an die am wenigsten gebrochene Stralen grenzt, hingegen Violet, Dunkelblau und Hellblau, wenn der Schatten zunächst an den am meisten gebrochenen Stralen liegt; im ersten Falle nimt an dem schief einfallenden Lichte der äusserste Stral die oberste Stelle ein, im andern Falle die unterste Stelle. Ein heller Lichtstreifen, durch ein Prisma betrachtet, zeigt an beiden Grenzen die genanten Farben, und in der Mitte einen farbenfreien Raum: wäre der Sonnenteller

teller merklich breiter, als er nun ist, so würde der Regenbogen gewöhnlich eben so beschaffen sein; so sah ein Regenbogen aus, der wegen hohem Stande der Sonne sehr niedrig stund; er schien breiter als gewöhnlich, und hatte anstatt des grünen Streifen ein weißlichten Zwischenraum: was diesesmal der Grund davon war, ist, ohne wiederholte Beobachtung unter gleichen Umständen, schwerlich auszumachen. Ist der helle Lichtstreifen schmal, so begegnen Gelb und Hellblau einander, und machen die grüne Farbe; wie gewöhnlich im Regenbogen. Gränzen zwei helle breite Flächen an einen schmalen dunkeln Streifen, so scheint sich das Rothe aus dem Orangen, und das Blaue aus dem Violetten zurückzuziehen, und man erblickt daher durch das Prisma an der Stelle eines schwarzen Strichs auf einer weißen hellen Fläche einen farbigten Streifen, der in der Mitte reines Roth, und auf den Seiten reines Gelb und reines Blau enthält: das Gelbe scheint gleichförmig zu sein; das Blaue ist zunächst am Rothen dunkel, und wird nach der andern Seite hin allmälig blasser; das Rothe ist nach dem Blauen hin dunkel, nach dem Gelben hin stufenweise heller. Von schmalen Lichtstreifen, die mit schmalen, dunkeln Strichen abwechseln, ist das gebrochene Licht wechselsweise roth und grün; sind sie etwas breiter, so unterscheiden sich noch gelb

und

und blau; just so, wie man an den Farbenreihen des vielfachen Regenbogens bemerkt.

Man betrachtet in der Theorie einen Regentropfen als eine vollkommene Kugel; den Lichtstrom, der denselben, von einem Punkte der Sonne her, auf einer Seite trift, als einen Zylinder, dessen Durchschnitt der größte Kreis der Kugel ist, und dessen Achse durch den Mittelpunkt der Kugel geht; alle Stralen in dem zylindrischen Raume als parallel miteinander; und alle, die an der Kugelfläche gleiche Winkel machen, als in konzentrischen Zylinderflächen enthalten, deren Durchschnitte an der Kugelfläche Parallelkreise von jenem größten Kreise sind. Die Stralen innerhalb des Tropfens entfernen sich durch die Brechung jeder von der Tangente seines Durchgangs; daher kommen die Stralen, die durch einen Kreis an der einen Seite des Tropfens eintreten, auf der andern Seite in einem kleinern Kreise an. Es ergiebt sich aber, wenn man die Stralenbrechung auf dem Papiere verzeichnet, daß die durch den größten Kreis gebrochene Stralen nicht in dem äussersten auffangenden Kreise auf der andern Seite zusammentreffen: hieraus und aus dem Gesetze der Stetigkeit folgt, daß also der äusserste Kreis, der gebrochene Stralen auffängt, solche von einem bestimbaren nicht größten brechenden Kreise erhält; und daß gebrochene

Stralen

Stralen von jedem größern brechenden Kreise mit gebrochenen Stralen von einem kleinern brechenden Kreise in einem nicht äussersten auffangenden Kreise auf der andern Seite zusammen kommen, und daselbst einen Winkel machen; und daß dieser näher an dem äussersten auffangenden Kreise kleiner wird, und in demselben verschwindet. Daraus, daß man bei diesem äussersten Kreise die zusammentreffenden Stralen, da sie in einander fallen, als parallel betrachtet, und aus dem Brechungsverhältnisse $= n : m$ findet man durch Rechnung des Unendlichen die Sehne des Bogens von einem größten Kreise, die von jenem bestimbaren nicht größten brechenden Kreise eingeschlossen wird; sie ist nämlich $= 2 \frac{\sqrt{4n^2 - m^2}}{n\sqrt{3}}$;

(Krafft dissert. de iride §. XVI. pag. 14) Für das rothe Licht ist nach dem Verhältnisse $n : m = 108 : 81$ diese Sehne $= \frac{4}{9}\sqrt{15} = 1{,}7213259$, also der Bogen, welchen der brechende Kreis des rothen Lichts einschließt, $= 118^{\circ}\,46'\,55\frac{3}{4}''$; für das violett Licht ist nach dem Verhältnisse $n : m = 109 : 81$ dieselbe Sehne $= 2\frac{2}{3}\sqrt{43089} = 1{,}7084683$; also der Bogen, welchen der brechende Kreis des violetten Lichts einschließt $= 117^{\circ}\,21'\,1\frac{2}{3}''$. Zu dem Bogen, welchen der brechende Kreis einschließt, addire man auf beiden Seiten desselben in einer Zeichnung zwei andere gleiche Bogen, wovon die gebrochene Stralen die Sehnen sind, so ist der

Bogen

Bogen, der in einem größern Kreise von jenen dreien Bogen zusammengenommen übrig bleibt, derjenige, den der äusserste auffangende Kreis einschließt; es verhält sich alsdann der Sinus der Hälfte des erstgenanten Bogens zum Cosinus der Hälfte eines der andern Bogen, wie im Berechnungsverhältnisse n : m. Durch trigonometrische Rechnung ergiebt sich, daß der Bogen, welchen der äusserste auffangende Kreis der rothen Stralen einschließt, 42° 1′ 44″ beträgt, der andere von den violetten Stralen hingegen 40° 16′ 10″. Der Abstand dieser beiden konzentrischen Kreise wäre demnach 52′ 47″; nun erscheint aber der Sonnenteller unter einem Winkel von 30′; dadurch entsteht ein Ring, der zwischen zwei Kreisen enthalten ist, dem rothen, der einen Bogen von 42° 16′ 44″ und dem violetten, der einen Bogen von 40° 1′ 10″ einschließt; die Breite des Rings ist also 1° 7′ 47″; er schließt alle durch Brechung abgesonderte Farben in sich. Zwischen den brechenden Kreisen des Rothen und des Violetten beträgt der Ring ohne die Breite des Sonnentellers 1° 22′ 54″, und mit derselben 1° 55′ 54″. Der gebrochene Stral wird an dem Punkte, den er im Farbenringe antrift, unter demselben Winkel von der Tangente desselben Punkts, unter welchem er dahin kam, zurück geworfen. Man ziehe in einer Zeichnung hievon durch den Mittelpunkt der Kugel und durch den Punkt im Farbenringe, also

senk-

senkrecht auf die Tangente desselben, eine gerade Linie, so hat gegen diese Linie der ausfahrende Stral und die mit ihm parallele Achse dieselbe Lage, wie der einfallende Stral, und die mit demselben parallele Achse im Tropfen; also macht der ausfahrende Stral mit dem einfallenden genau denselben Winkel, den gedachte Achsen mit einander machen, nämlich das Doppelte des Winkels zwischen der Achse des einfallenden Strals, und jener Linie, also denselben Winkel, wovon oben die Bogen und Sehnen berechnet sind, nämlich für den rothen einfallenden und ausfahrenden Stral 42° 1′ 44″; und für den violetten Stral 40° 16′ 10″; oder, wenn man zu dem einen die halbe Breite des Sonnentellers addirt, und von dem andern subtrahirt, für den rothen Stral 42° 16′ 44″ und für den violetten 40 1′ 10″, welches den Unterschied von 2° 15′ 34″ giebt. Die Schattenlinie von unserm Haupte ist parallel mit dem Lichtstrale, der auf den Tropfen einfällt; der ausfahrende Stral, der vom Tropfen in unser Auge komt, macht demnach zwei gleiche spizige Winkel mit dem einfallenden Strale und mit der Schattenlinie unsers Hauptes. Man drehe diesen Winkel an unserm Auge, der also 40° bis 42° beträgt, um den einen Schenkel, die Schattenlinie, als um eine Achse, so geht der andere Schenkel durch alle Tropfen, deren ausfahrende Stralen auf einmal unser Auge treffen. Daraus

folgt,

Digitized by Google

folgt, daß so weit wir den Regenbogen über dem Horizonte sehen, derselbe uns doppelt so weit im Durchmesser, und doppelt so breit an Farbenfläche, sonst eben so gegen den Horizont und die Sonne gestellt, und mit denselben Farben erscheinen müsse, als einem kleinen Zuschauer im Mittelpunkte des größten horizontalen Kreises im Regentropfen der beschriebene Farbenkreis gegen einen dunkeln Hintergrund sich zeigen würde.

Nun entsteht die Frage: wird dem Zuschauer im Regentropfen der vielfache Regenbogen eben so erscheinen, wie wir ihn sehen? und wird er die Ursache davon zugleich vor Augen haben? Wenn man bedenkt, daß ein Regentropfen, wovon z. B. 1000 einen rheinländischen Schuh betragen, wenn er von der Höhe herunter regnet, eine Bewegung erhält, worin er nach erlangtem höchsten Grade der Geschwindigkeit, den ihm die beschleunigende Schwere in einer widerstehenden elastischen Luft geben kan, in einer Zeitsekunde einen Raum von 673 seiner Durchmesser zurücklegt; (Kies diff. de motu corporum Tubing. 1774. §. 41. pag. 24.) so ists gewiß, daß wo nicht in der ganzen Kugelgestalt, doch wenigstens in der Oberfläche, die sich an der Luft reibt, eine Veränderung entstehen muß, die dem Zuschauer im Tropfen auffallend sein würde. Daß die Gestalt

eines

eines Tropfen durch den Fall in der Luft merklich verändert werde, ist nicht wahrscheinlich, weil sonst die Theorie des Regenbogens so genau nicht zutreffen könte; und die Erhaltung der Gestalt wird daraus auch begreiflich, weil kleinere Wassertropfen z. B. auf Kohlblättern durch die stärkern Kräfte der Anziehung und des Zusammenhangs unter ihren Theilchen ihre Kugelgestalt gegen den Druck ihres eigenen Gewichts, und gegen das Anhängen an die Fläche, worauf sie ruhen, behaupten, daß sie nicht zerfliessen. In der Oberfläche des Tropfen hingegen müssen die Veränderungen beträchtlich sein, und wäre es möglich, einen so kleinen Tropfen Wassers durch einen vertikalen abgemessenen Wind schwebend zu erhalten, und die Veränderungen auf der Oberfläche des Tropfen durch Gläser zu bemerken, so wäre dieses ein angemessener Versuch die Sache nachzuahmen: worin übrigens auch die Veränderungen bestehen mögen, so ist es wahrscheinlich, daß sie von unten nach oben stufenweise verschieden, hingegen in Parallelkreisen um eine Achse, die mit der Richtung des Falls gleichläuft, gleichförmig seyn werden: es werden daher ringförmige regelmäßige Wellen seyn, die auf dem kleinen Oceane des niederstürzenden Wasserballs, von dem größten horizontalen Kreise an, parallel mit demselben nach dem obern Pole

hin

hin sich erstrecken und dabei immer breiter werden. Die Menge, Größe, und Gestalt dieser Wellen, und ihre Wirkung auf das Licht mathematisch zu bestimmen, mögte wol schwere und weitläufige Auflösungen erfordern; giebt man indessen ihre Existenz zu, so wird es erlaubt sein, aus den Wirkungen, die man ihnen zuschreiben kan, zurück auf ihre Beschaffenheit zu schließen, und sich dieselbe so zu denken, wie man in der Hypothese zur Erklärung ihrer bedarf. Der untere Theil des Tropfen wird deswegen ohne Wellen sein, weil die im Wege stehende Luft in einer stets gleichen Spannung daran vorbeistreicht; aber jenseits des größern horizontalen Kreises bekomt sie nach und nach mehr Freiheit, und schlägt, da sie elastisch ist, in wiederholten Schwingungen über dem Tropfen zusammen, wodurch der obere Theil seiner flüßigen Oberfläche, vom größten Kreise an, sich in Wellen kräuselt, und wie auf einem stehenden Wasser die Wellen von der Windseite her immer grösser werden, so wächst auch hier die Breite und Stärke der Wellen von unten hinauf. Diese Wellen muß der Zuschauer im Tropfen an abwechselnden dunklen und hellen horizontalen Kreisen von einander unterscheiden können. Der Farbenring hat gegen dieselben nach dem verschiedenen Stande der Sonne verschiedene Lagen, woraus nun die Entstehung der Farbenreihen soll

erklärt werden. Steht die Sonne so niedrig, daß ihre Stralen horizontal einfallen, so befindet sich der Mittelpunkt des Farbenkreises im größten horizontalen Kreise, und die höchste Stelle desselben erhebt sich darüber um 21°; ist die Sonne 42° über dem Horizonte, so geht der Farbenring ganz unter den horizontalen größten Kreis, indem der Mittelpunkt desselben 21° tiefer steht. Im ersten Falle sehen wir den Regenbogen als einen Halbkreis, im andern entzieht er sich unsern Augen, es wäre denn, daß wir von einer Höhe herunter in den Regen sehen könten. Der Mittelpunkt des Farbenrings ist jedesmal halb so weit unter dem horizontalen Kreise als die Sonne über dem Horizonte; hiernach richten sich alle die Zwischenfälle vom halben Farbenringe an bis zu dem Verschwinden desselben. Der Ring, welcher die brechenden Kreise enthält, richtet sich in seiner Lage gegen den horizontalen Kreis eben so nach dem Stande der Sonne, nur daß er mit ihr steigt und sinkt; sein äusserster Punkt steht 59°38′28″ hoch, wenn die Sonne und sein Mittelpunkt unten am Horizonte sind, und geht durch das Zenith des Tropfen, wenn die Sonne 30°21′32″ hoch steht. Diese beiden Ringe, der größere steigende, der die brechenden Kreise enthält, und der kleinere sinkende, der die auffangenden Kreise, und daher die Farben einschließt, werden an verschie-

schiedenen Stellen, und in verschiedenen Lagen gegen den größten horizontalen Kreis von den Wellen auf mancherlei Weise durchschnitten und gespalten, welches auf Größe, Breite Lebhaftigkeit und Deutlichkeit der Farbenreihen mannichfaltig wirken muß. Bei niedrigem Stande der Sonne steigt der Farbenring mit seinem obern Theile in die breitern stärkern Wellen; der Zuschauer im Mittelpunkte sieht das Bild des obern Theils in Wellen von verschiedener Breite und Stärke vervielfältigt, so ohngefähr, wie man den untergehenden Mond auf dem wallenden Spiegel eines Sees breiter und in Streifen vertheilt sieht. Steigt die Sonne höher, so komt die obere Gegend des Farbenrings tiefer herunter in schmale und schwache Wellen, die zwar die Deutlichkeit der Farben vermindern, und die Breite vermehren, aber keine abgesonderte Vervielfältigung verursachen können. Es ist nun begreiflich, daß das Bild des vielfältigten Bogens für den Zuschauer im Tropfen deswegen ganz verschieden von dem Bilde unserer Vorstellung sein werde, weil wir die Gesamtwirkung von den Bildern vieler tausend Tropfen vernehmen, und unser Bild einfach und ruhig scheint, da dem Zuschauer im Tropfen ein wallendes Bild vorschwebt: dabei muß und darf man aber annehmen, daß die Farbenreihen im Tropfen nicht gleichförmig mit den Wellen sich

einander verfolgen, sondern nur mit einer geringen Wallung bei einer gewissen beständig wiederkehrenden Stellung der Wellen dem kleinen Zuschauer immer in derselben Gegend wieder zum Vorscheine kommen, ohngefähr so, wie das Farbenbild an der weißen Wand bisweilen zu ruhen scheint, indem man ein Prisma um seine Achse dreht. Diese nicht stetige Abwechslungen im Farbenringe des Regentropfen geben auf dieselbe Art in der Menge von entfernten Tropfen ein stetiges Bild, wie die schnell im Kreise bewegte glühende Kohle den Schein eines feurigen Kreises verursacht.

Vielleicht ist es dem Leser angenehm, Nachrichten auch von andern Beobachtern und Schriftstellern zu vernehmen, was sie am Regenbogen gesehen, und wie sie geurtheilt haben; die Thatsachen bestätigen meistens den bisherigen Vortrag; was ungewiß und Schwierigkeiten unterworfen ist, wird etwa bei schärferer Prüfung als wahr oder als falsch befunden: in beiden Fällen wird der Freund der Wahrheit befriedigt, und hält eine überzeugende Widerlegung auch für Gewinn. D. Langwith giebt in einem Briefe an Jurin (Philos. transact. a. 1723. Vol. 7. nr. 375. p. 105.) Nachricht von dergleichen Farbenringen, welche die Breite des ersten Regenbogens ver-

vermehren: er sah diese Erscheinung am deutlichsten den 21. Aug. 1722 um halb sechs Uhr Abends bei gemäßigter Witterung und einem Nordostwinde; es waren 4 Farbenreihen: 1. Roth, Orange, Gelb, Grün, Hellblau, Dunkelblau, Purpur; 2. Hellgrün, Dunkelgrün, Purpur; 3. Grün, Purpur, 4. Grün, schwaches sich verlierendes Purpur, welches geschwind verschwand und wieder kam, daß er es nicht unverwandt ansehen konte. Er schrieb dieses nicht bloß auf das Zeugniß seiner Augen, sondern nahm noch einen Geistlichen, und vier andere Herren, die bei ihm waren zu Hülfe. Er hält folgende zwei Umstände für Gründe zu einer künftigen Erklärung: 1. daß die erste Reihe ohngefähr so breit war, als die übrigen zusammen, und 2, daß diese innere Farben niemals an den niedrigsten Theilen des Bogens bemerkt worden seien; wahrscheinlich sei dieses nicht zufällig, sondern von einer Eigenschaft der Tropfen (so muß es wol heißen nach Smiths Optik, von Kästnern übersezt, S. 244; und es mag wol ein Schreibfehler sein, wenn Priestley in seiner Geschichte der Optik, von Klügel übersezt, S. 428. Stralen statt Tropfen schreibt.) abhängig, die in den obern Theilen der Luft sich äussere, und sich weiter unten verliere, wo jene sich mehr mit einander vermischen: vermuthlich sei kein lebhafter Regenbogen ohne solche Farben,

und

und daß man nicht darauf geachtet, rühre von der Vorausſezung her, daß der Regenbogen mit dem Farbenbilde des Prisma überein komme, wo ſich die Farben nicht wiederholen. Nach einer Rezenſion in der Allgem. deutſch. Bibl. 11. Bd. S. 273. 2. St. erklärt Hr. Scherffer, in ſeiner Abhandlung von zufälligen Farben, vom Jahre 1765, verſchiedene Erſcheinungen von Farben aus der Urſache der ſogenanten zufälligen Farben, und ſucht zu zeigen, wie leicht man ſich bei Beobachtungen, wo es auf Farben ankömt, irren könne: dahin rechnet er die mancherlei Farbenringe, die Langwith als was beſonders bei einem Regenbogen anmerkt: nachdem er Langwiths Nachricht geleſen, habe er faſt bei einem jeden etwas lebhaften Regenbogen dieſelben bemerkt, und ſelbſt an dem untern Theile. Man brauche nur das Auge eine Zeitlang auf den Regenbogen zu richten, und nachmals etwas darunter auf die trübe Wolke zu werfen. Es kan ſein, daß ſchwache reizbare Augen ſelbſt von dem Glanze des Regenbogens, der beſonders an dem untern Theile ſtärker iſt, die zufällige Farben zu ſehen bekommen; man erfährt ſolches auch, wenn man durch ein Prisma ſieht; daß aber Langwiths Kreiſe nicht von der Art ſind, iſt durch den oben angeführten Verſuch mit dem Prisma unwiderſprechlich bewieſen, da die farbenloſe Streifen mit

der

der Natur der zufälligen Farben, deren Entstehung oben erklärt worden, nichts gemein haben. Bouguer sah die Erscheinung oft auf den Gebirgen von Peru, wo der Himmel sehr heiter ist. (Philos. transact. ab. vol. 7. p. 105. Priestley Gesch. d. Opt. übs. v. Klügel. S. 428.) Er hält es für eine Bedingung, daß der Himmel gegen die Sonne sehr heiter, und gegen über sehr dunkel sei. Es war gewöhnlich nur eine Wiederholung, bisweilen die Spur einer zweiten, übrigens deutlicher, als wie Langwith gesehen, denn das Rothe des zweiten Bogen war von dem Violetten des ersten wohl unterschieden. (Mem. l'Acad. de Paris 1757. p. 62.) Hierher gehört noch eine merkwürdige Erscheinung, die Bouguern in Gesellschaft des Condamine auf dem Berge Pambamarca vorgekommen ist; sie sahen in einer Wolke, die etwa 30 Schritte von ihnen gegen über entfernt war, jeder seinen aber nicht des andern Schatten, unterschieden deutlich Kopf und Arme und Beine, und den Kopf mit einer Glorie umgeben, die aus vier kleinen concentrischen glänzenden Regenbogen bestund, worin das Rothe nach aussen zugestellt war; bald nachdem sich die Wolke gesenkt hatte, wurde alles, was sie um sich her sehen konten, in düstere Wolken gehüllt. (Beschreibung der bei der Anwesenheit des regier. Herzogs Carl zu Tübingen vorgegangenen academischen Feyerlichkeiten S. 187.

Kies

Kies Rede von den hellen Plätzen am Himmel und den neuen Sternen.) Man hat Ursache zu glauben, daß die Wolken nicht aus Tropfen, sondern aus Bläschen bestehen, welche sich wie kleine Luftbällchen verhalten; wenn also die gegebene Erklärung der Farbenringe aus Eigenschaften fallender Tropfen nicht darauf paßt, so macht solches keinen Grund wider diese Erklärung aus, die Tropfen vorausseżt. Le Gentil sah d. 18. Nov. 1756 unter beiden gewöhnlichen Bogen zwei andere breite Bogen untereinander: der obere berührte das Violette des gewöhnlichen; beide hatten jeder den dritten Theil der Breite des Hauptbogens, und waren von einander um etwas mehr als diese Breite entfernt; beide blau, so lebhaft als das Blau des Hauptbogens. Ein andermal sah le Gentil mit de Fouchy nach dem Violetten des innern Hauptbogens einen farbenlosen Raum, dem Grünen und Blauen dieses Bogens zusammengenommen gleich an Breite, und darauf Grün, so lebhaft wie das im ersten Bogen. (Mem. l'ac. d. P. 1757. p. 61. Prieſtley am angef. Ort.) D. Pemberton nimt (Tranſact. philoſ. ab. vol. 6. 375. n. p. 140. und View of Newtons philoſophy. 40. S.) seine Erklärung aus der newtonianischen Theorie der Anwandlungen des Zurückgehens und Durchgehens der Stralen auf der Fläche des Kreises im Tropfen, wo die gebrochene Stralen zusammen kommen;

wodurch

wodurch nacheinander schmälere und blassere Farbenringe, die einander berühren, sichtbar werden sollen. Newton (Opt. 2. B. am Ende Obs. 13.) schreibt die kleinen farbigten Ringe um Sonne und Mond einer ähnlichen Ursache zu. D. Priestley (am angef. O. S. 429.) erinnert hiebei, daß Pemberton auf die Dicke des Mittels, wodurch die Stralen gehen, nicht Rücksicht genommen habe; er nimt also an, daß die sehr kleinen Tröpfchen der Dünste, die zwischen den größern Tropfen des Regens zerstreut sind, auf ähnliche Art, wie dünne Blättchen, mit Farben spielen, und daß diese Nebenbogen mit einigen Arten von Höfen einerlei sein: diese Dünste sinken mit dem Regen aus recht schwarzen Wolken in niedrigere Gegenden der Luft und bilden die Erscheinung in dem obern Theile des Regenbogens so weit, als die mit dem Regen bewegte Luft sie mit sich fortreißt. Wider diese Erklärung streitet die oben angeführte Beobachtung der Ringe auf einer Stelle des klaren Himmels; und über dieser waren nur blasse dünne Wolken, von welchen der Regen kam. Hr. Prof. Klügel als Uebersezer, fügt in einer Note die Mutmaßung hinzu, es könten die Nebenbögen von divergirenden Stralen herkommen, so wie die Hauptbögen von parallelen Stralen entstehen. Es sei erlaubt hiegegen einzuwenden, daß ohne eine Grenze zwischen Licht und Schatten die Farben nicht sichtbar werden,

und

und innerhalb dem Farbenringe im Treyſen eine ſolche Stelle nicht vorkomt, als etwa in einem concentriſchen Kreiſe, der die Stralen vom größten brechenden Kreiſe auffängt, und zwiſchen 12 bis 14 Grade einſchließt; die Farben ſind aber zu ſchwach, als daß wir ſie ſehen könten. Kraft in ſeiner Diſſert. de iride 1751. meldet, daß Bilfinger ihm Beobachtungen von ſolchen Nebenbögen mitgetheilt habe, die derſelbe 1740 d. 25. und 27. Jun. und 7. Jul. und 1746 d. 10. Jun. jedesmal des Abends geſehen hatte, das erſtemal als dreifach, in der Folge als zweifach; mit der Erklärung, daß er ſie nicht für wahre Regenbögen erkenne, da ſie nicht auſſerhalb, ſondern innerhalb der beiden Hauptbögen erſchienen. Daraus ſchließt Kraft, es müſſen Höfe geweſen ſein, die auf Strecken von Waſſerbläschen ſich zeigten, welche vom Winde oder von ihrem eigenen Gewichte die Kugelgeſtalt verlohren haben: er verweißt dabei auf Verdrieß phyſic. edit. 1728. p. 448, und Sturm de iridis admirandis. p. 21. & 87. wo ſchon, aus derſelben Urſache, dergleichen nicht alltägliche Erſcheinungen hergeleitet werden. Boscowich beſchreibt zwei von ihm ſelbſt bemerkte vielfache Regenbogen in einem Anhange zu ſeiner Schrift von einem zu Rom 1749 beobachteten Windwirbel. Einen Auszug von dieſem Anhange hat in dem alten Hamb. Magaz. 10. Bd. 5. St. 5. Art. S. 531. Hr. Hofr.

Käſt-

Käſtner mitgetheilt. Boscowich ſah den 11. Jun. 1749. 2 Stunden vor Sonnenuntergang in nahem häufigem Regen die gewöhnlichen Regenbogen; den innern aber berührte ein dritter, mit weniger hellen, doch noch lebhaften Roth und Grün, und undeutlichen Violetten. Eine Viertelſtunde vor Sonnenuntergang zeigten ſich in einem ſtarken Regen die zwei gewöhnlichen Bogen auſſerordentlich lebhaft, und an den innern grenzte eine Folge von drei deutlichen einander berührenden Regenbogen, nebſt einer zweifelhaften Spur eines Vierten; ſie waren von dem Hauptbogen an ſtufenweiſe weniger breit und weniger hell, und nur an der lebhafteſten Gegend des Hauptbogens zu ſehen: ſeinem Begleiter, der beſſer in die Ferne ſah, war der vierte Nebenbogen deutlich. Er ſelbſt machte die Augen einigemal zu, und ſah wegen dem Untergange der Sonne zu verſchiedenen malen dahin, da er immer dieſelbe Erſcheinung fand. Auf dieſe Beſchreibung folgen Vergleichungen mit Beobachtungen anderer aus angeführten Schriften. Langwith in ſeinem Briefe an Jurin, wie derſelbe in den Leipz. act. erud. 1730. in einem Auszuge aus den tranſact. philoſ. 1723 vorkomt, ſoll die Ordnung der Farben anders angeben, als ſie im Regenbogen iſt. (Nicht ſowol die Ordnung als die unterſcheidende Deutlichkeit der Farben fehlt in den richtig beſchriebenen Nebenbögen.) In denſelben Leipz. act. erud. 1731.

er-

erzähle Wegner von zwei Nebenbögen, innerhalb dem Hauptbogen, der nebst dem äussern erschien, die Farben in rechter Ordnung, aber die beiden Bögen und den ersten von einander abgesondert, so weit als die Breite des erstern betrug: der äussere von den Nebenbögen war so breit als der Hauptbogen, aber mit undeutlichem Grün; vom zweiten war nur der äussere Rand deutlich sichtbar. In dem 4. Bande der Supplemente der Leipz. act. erud. heißt es im Auszuge von Parents phys. und mathem. Unters. 1. Th. paris. Ausg. 1705. S. 267. er erwähne 7 Regenbogen, die man in einer Wolke gesehen, dabei ein starker Plazregen fiel; der Ordnung der Farben und der Berührung der Bogen sei nicht gedacht. Vitellio im 10. B. 71. C. spricht von Regenbögen mit Farben in gleicher Lage, einem unter dem andern; die Farben roth, grün, purpur, roth, grün, roth, grün, purpur. Albertus Magnus de meteoris L. III. C. XVI. sagt: wir sehen oft drei oder vier Bögen in eben der Lage gegen die Sonne; aber ohne die Berührung auszudrücken. Boscowich erkennt die Erklärung dieser Begebenheit als sehr schwer, da die Theorie der gewöhnlichen Regenbogen hier nichts bestimt; man begreife die Begebenheit nicht aus einem Gegenschein des Hauptbogens, woraus die Alten den äussern Hauptbogen entstehen ließen; nicht aus Stralen, die von einer Fläche des

Was-

Wassers zurück geworfen, oder durch ein vorstehendes Mittel hingebrochen würden, weil solche Bogen verschiedene Mittelpunkte haben müßten; nicht aus wiederholten Zurückprallungen in einem Wassertropfen, weil solche Bogen schwerlich sichtbar werden, und, wie Joh. Bernoulli in seinen Werken 4. B. 171. N. 3 Art. zeigt, in gewissen Abständen auf einander folgen; nicht aus dem Farbenspiele, dergleichen in zarten Scheibchen vorkomt, weil die Farben zu schwach an Licht, abweichend in der Ordnung, verschiedentlich gemischt, und die Bögen von einander abstehend sein würden; endlich auch nicht aus dem größten Winkel, in welchem nach Musschenbroek die Stralen aus den Tropfen fahren sollen, weil innerhalb des Regenbogens eine solche Mischung aus allen auf diese Art zurückgeworfenen Farben sein muß, daß daraus nicht eine besondere Farbe, geschweige denn eine Menge von Kreisen entstehen kan; und weil fünf einander berührende Regenbogen mit ihren Farben nicht daraus herzuleiten sind. Noch eins sei übrig, daß im Regen einige Tropfen verschiedene Kräfte, Stralen zu brechen, äussern müssen, da nach Newtons allgemeiner Formel, eine kleine Veränderung der brechenden Kraft sehr viel in der Lage des Regenbogens ändere; und schweflichte Sachen die Stralen stärker brechen, wie denn nach großem Gewitter und einem Windwirbel, also auch bei Boscowichs Beobachtung,

tung, Schwefeldünste zwischen den Regentropfen vertheilt gewesen sein konten. Nur macht es noch Schwierigkeit, wie just für ferlei Tropfen von solchem Unterschiede waren, daß dadurch die Kreise einander berührten; zumal da sie ohngefähr gleich breit werden solten; doch habe dadurch, daß Roth und Violet über einander lagen, die Breite geringer werden können. Gleiche Breite nach Boscowich ist nicht einmal genug, die stärkere Brechung konte so gar eine größere Breite verursachen, und lebhaftere Farben, wovon in der Natur das Gegentheil ist. Kies in seiner Diss. de iride, Tubing. 1772. wo er Boscowichs Beobachtung aus dem Hamb. Magazin anführt, wundert sich, in Rücksicht auf die Theorie des gewöhnlichen Regenbogens, nicht sowol über die Entstehung der Nebenbögen, als vielmehr darüber, daß sie so selten sein sollen: auch findet er an Kräutern, Baumblättern, selbst an dem Innern der Erde, an Vulkanen und an der Menge von Land- und Wasserthieren eine reiche Quelle von öligten Dünsten, deren Theilchen, besonders zur Zeit der Sonnenwende in den obern Luftgegenden sich anhäufen und bei schweren Gewittern und Windwirbeln zwischen die Regentropfen kommen. Er schließt von der Lage der Nebenbogen auf stärkere Stralenbrechung, die auch vermöge der Erfahrung schwefelichten Theilen zukomt, und vermißt nur die Angabe der Breite jener drei Neben-

benbogen, um daraus die brechende Kräfte und alle Erscheinungen mathematisch darzuthun.

Eutin.

Hellwag.

3.

Ahdim,

eine morgenländische Erzählung.

Sechster Gesang. *)

137.

Der Zufall ist das große Rad, das alles
Auf dieser thörichten und klugen Welt regiert;
Frau Eva selbst, des ersten Sündenfalles
Gebärerin, ward bloß durch ihn verführt.
Was Friedrich vom Entstehn des Erdenballes,
Was Anaxagoras davon philosophirt,
Ist sich im Grunde gleich, wie Erbsen oder Bohnen:
Der nennt den Zufall Gott, und jener die Dämonen.

138.

Der Zufall ist's, der die Quaterne zieht;
Er hebet Könige, lenkt Bürgermeisterwahlen,
Macht, daß Amint für Flavien entglüht,
Mischt Streit in den Gesang bei fröhlichen Pokalen,

Zer-

*) Fortsezung vom Nov. 1789. S. 474.

Zermartert Ravaillac mit unerhörten Qualen,
Und — giebt dem Dichter Stof zum Lied;
Er zwingt sogar despotisch unsern Magen,
Sezt Herren auf den Bock und Kutscher in den Wagen.

139.

Durch ihn ward einst Kolumbus flott;
Ihm dankt der Harz die Silbermine,
Er führte Brandten auf's Schafot,
Bestimte Shakespear für die Bühne,
Rief auf den Thron die rußische Katherine,*)
Zum Präsidentenstul den Belgen van der Noot;
Das Pulver hat nicht Bartholds Wiz erdacht;
Selbst Blanchards Flug beweist des Zufalls Macht.

140.

Wie aber, wenn die Gottheit Ungefähr
Beim Kriegesglück' auch mit am Ruder wäre?
Wie stünd' es da, ihr Helden, um die Ehre?
Kein Lorbeerblatt gebührte dann euch mehr,
Und eure Tempel blieben leer.
Dies, Friedrich, folgt aus deiner Lehre!
Dann floh vor dir der stolze Ludewig.
Bei Roßbach nicht; es war des Zufalls Sieg.

141.

So war es denn der Zufall ganz allein,
Der Ahdim just zu einer Höle brachte,
Von welcher sich das Volk die Hofnung machte,
Sie werde des Kalifen Mutter sein;
Und wenn er gleich, verblendet von dem Schein
Des Kaiserthrons, ein wenig anders dachte,
So blieb er, troz dem stolzen Selbstgefühl,
Doch, was wir alle sind, des blinden Zufalls Spiel.

142.

*) Peters I. Gemahlin.

142.

Kaum hatt' er sich, von Staub und Schutt befreit,
In Lebensgröße sehen lassen,
So kamen flugs des Reiches erste Bassen,
Um Seiner Majestät in Unterthänigkeit
Ein reichgesticktes Kaiserkleid,
Samt Schwert und Turban, anzupassen;
Und nochmals scholl des Volkes Jubelton:
„Hoch lebe der Kalif auf dem erhabnen Thron!“

143.

Gebückt bis zu dem Staub' an Ahdims Füßen,
Begann nunmehr der Großwezier:
„Erlaube, daß wir dich als unsern Kaiser grüßen,
Du Spiegel der Natur! der schönsten Krone Zier!
Sieh deine Sklaven an, die sämtlich sich von dir
Mit Freudigkeit zertreten ließen!
Dein Wille sei Gesez in diesem ganzen Staat:
Ihn nicht erfüllen, Hochverrath!“

144.

Wie leicht, ihr Großen und ihr Schönen,
Läßt sich durch Schmeichelei das beste Herz verwöhnen!
Scheut, wie die Pest, ihr Gift, das schnell zum Herzen dringt,
Verstopft das Ohr den Zaubertönen,
Mit welchen sie in's Grab die Unschuld singt!
Wenn ihr den schweren Sieg erringt,
Dann lohnt euch einst noch auf dem Sterbekissen
Mit edlem Selbstgefühl ein ruhiges Gewissen.

145.

Doch Ahdim sog, bethört, in langen Zügen
Den Honigthau der Schmeichelreden ein,

Und sah, mit Stolz und kindischem Vergnügen,
Ein Sklavenvolk zu seinen Füßen liegen.
Schon däucht ihm Tasgis Staat zu klein
Für einen Mann von seinem Werth zu sein;
Drum säumt' er nicht, Verachtung in den Blicken,
Was er empfand, dem Redner auszudrücken.

146.

Als wär' er Herr von mehr als Einer Welt,
Sezt' er despotisch seinen Hacken
Dem Großweßier auf den gebeugten Nacken,
Mit dem Befehl; das kaiserliche Zelt,
Mit jenem Thron, den man ihm aufgestellt,
Zur Reise nach der Hauptstadt einzupacken.
Er sprach's, und auf den ersten Wink erschien
Zu seinem Dienst' ein goldner Palankin.

147.

Ein jeder machte sich zur Reise bald gefaßt.
Zwölf schwarzer Sklaven Schultern drückte
Drei Stunden schon die kaiserliche Last,
Indem der Zug nur langsam vorwärts rückte,
Als man von Fern, zur Zeit der Mittagsrast,
Das Loger von der Kronmiliz erblickte,
Die, blizender als eine Spiegelwand,
Im Sonnenschein, in schönster Ordnung stand.

148.

„Weßier! Sind das die Tasgischen Soldaten?"
Begann sogleich neugierig der Kalif.
„Herr, deine Weisheit hat's errathen.
Dein Vorfahr Ramasin, der jüngst entschlief,

War's

War's so gewohnt, daß er aus seinen Staaten
Von Jahr zu Jahr sein Heer zusammen rief,
Um sich im Frieden selbst, durch seiner Waffen Schrecken,
Der Nachbarn Furcht und Achtung zu erwecken."

149.

Ein stilles Volk, im Osten die Choriben,
Im Westen die Gelaskier genannt,
Grenzt an dein Reich. Bis an des Meeres Strand
Bebauen sie ein unfruchtbares Land,
Vergnügt mit dem, was ihnen Gott beschieden." —
„Ich aber bin von faulem Frieden
Kein Freund," sprach der Kalif; „ich will die Sklaven lehren,
Daß ihre Länder mir nach allem Recht gehören."

150.

„Geh, Sklav, und laß ein gründlich Manifest
Vom Reichsessendi stracks verfassen;
Verkünd' es dann dem Volk vom Ost nach West
Und in der Stadt auf allen Gassen,
Eh sich vom Thurm der Iman hören läßt."
Demütig neigten sich die Vassen,
Und priesen hoch des Kaisers tapfern Mut
Und seinen edlen Durst nach der Choriben Blut.

151.

Am andern Morgen, als von segenschwerer Saat
Die Sonne kaum den Thau des Himmels leckte,
Und der Posaunen Ton den trägen Söldner weckte,

Kam der Befehl vom hohen Kriegesrath
Im Lager an. Hoch jauchzte der Soldat,
Der seit Jahrhunderten schon keine Beute schmeckte,
Und ehe noch die dritte Wacht begann,
Fing schon der Zug den Berg hinunter an.

152.

Das ganze Land ließ große Freude spüren
Ob des Kalifen Tapferkeit:
Zehn Federn waren gleich bereit,
Des Feldzugs Recht, aus alt- und neuer Zeit,
Um alle Welt davon zu überführen,
Mit Hülfe des Archivs, zu deduziren;
Der Mufti selbst entwarf ein rührendes Gebet,
Kurz, alles ging, wie es bei'm Kriege geht.

153.

Der Neuheit Reiz bethöret selbst die Weisen.
Ein neuer König ist ein glänzend Phänomen;
Was er nur thut, ist edel, groß und schön
Und nimmer nach Verdienst zu preisen.
Man darf nicht erst in's ferne Tasgi reisen,
Um diesem Schauspiel zuzusehn.
Wol mancher ward im Leben groß genant,
Den strenge Nachwelt kaum für einen Zwerg erkant.

154.

Indeß der stolze Kaufmannssohn
Schnell durch ein schöneres das schönste Fest verdrängte,
Ein buntes Schmeichlerheer den Schloßplaz schier beengte,
Und in den goldnen Saaten schon

Die

Die Kriegesflamme schrecklich sengte,
Erschienen vor dem kaiserlichen Thron
In Demut die Gesandten der Choriden,
Und baten flehentlich um Ahdims Huld, und Frieden.

155.

„Wir haben," sprachen sie, „die Grenzen nie verletzt,
Den Oelzweig, der in unserm Lande grünte,
Nur als Geschenk von deinem Volk geschätzt,
Und nichts gethan, was deinen Zorn verdiente." —
„Umsonst ist," unterbrach sie Ahdim, „was Ihr schwätzt.
Ist's nicht genung, daß man sich frech erkühnte,
Mich zu belehren, was ich thun und lassen muß?
Hinweg mit Euch! so lautet mein Entschluß."

156.

Drauf eilten sie dem armen Vaterlande
Mit naßen Augen zu, und fanden bis an's Meer
Die ährenreichen Felder leer
Und Stadt und Dorf verheert vom Brande;
Denn des Kalifen siegreich Heer
Glich einer argen Räuberbande,
Und schleppte, was dem allgemeinen Mord
Noch kaum entging, gefesselt mit sich fort.

157.

So langt' es im Triumpf vor Taggis Hauptstadt an.
Ein Spahi kam, die Botschaft anzusagen,
Als man das Mittagsmahl so eben abgetragen.
Schon dachte, zur Verdauung, der Tirann

Die

Die Häupter den Gefangnen abzuschlagen,
Als er zum Glücke sich besann,
Daß er den Talismann im Kasten, wie wir wissen,
In jener Höle des Gebirges lassen müssen.

158.

Sofort befahl er seinen Offizieren,
In dies Gebirg, dem Kasten nachzuspüren,
Das Sklavenvolk, mit Werkzeug aller Art
Zum graben, sprengen, haun, in Ketten wohlverwahrt
Und wohl begleitet, abzuführen,
Und schwur zugleich bei seinem Kaiserbart:
Nicht der Gefangnen Noth zu enden,
Bis sie, was er verlange, fänden.

159.

Zwar suchte, der zu seiner Rechten stand,
Sein Großwesier, dies Urtheil umzustalten,
Und macht' ihm erfurchtsvoll bekant,
Daß seine Tasgier den Berg für heilig halten,
Aus Wahn — — Doch Ahdim ließ, von jähem Zorn entbrant,
Dem Frevler stracks den frechen Schädel spalten,
Und nun geschah, was er befahl,
Zum Aergerniß des Volks und der Choriden Qual.

160.

Tagtäglich ließ er jezt sich Nachricht geben,
Wie weit man in der Arbeit fortgerückt.
Allein es kostete viel Tausenden das Leben;
Dort wurden sie vom Schwefeldampf erstickt,
Hier vom gesprengten Fels bei Hunderten zerdrückt.

Laut

Laut murrend sah, und unter Angst und Beben,
Das ahndungsvolle Volk des Berges Schooß durchwühlt,
Den es so heilig, als das Grab zu Mekka, hielt.

161.

Woher die allgemeine Sage
Von dieses Berges Heiligkeit entstand,
Das bliebe wohl bis zu dem jüngsten Tage
Dem Wahrheitsforscher unbekant;
(Denn, leider! ist die Antwort auf die Frage
In Alexandrien, mit mehreren, verbrant;)
Hätt' uns der Weise Danischmende
Ein Stückchen nicht bewahrt der Tasgischen Legende.

162.

Dies Stückchen macht die Sache ziemlich klar.
Vor Zeiten, heißt es, ward von einem Bauerknaben
Ein Ochsenschädel aus dem Berg hervorgegraben,
Auf dessen Stirn die Schrift zu lesen war:
„Wer mich besitzt, wird Glück die Fülle haben."
Der Junge fand den Schädel wunderbar,
Und trug mit doppelt schnellem Schritte
Den theuren Schaz zur väterlichen Hütte.

163.

Der Vater staunt, begafft ihn Stundenlang;
Allein er war auf Schulen nie gewesen,
Und konte drum das Kufische nicht lesen,
Die Dunkelheit der Sache macht' ihm bang,

Und endlich fühlt' er gar Gewissensdrang,
Daß er den Schaz, mit allen Hypothesen
Der dunklen Schrift, zum nächsten Kadi trug,
Und den um Rath in dieser Sache frug.

164.

Der Kadi ließ umständlich sich belehren,
An welchem Ort der Ochsenschädel lag?
Wie tief das Loch, wo er zu Tage brach?
Wann es geschehn? Und wer die Finder wären?
Worauf er denn dies weise Urtheil sprach:
„Daß Schäze solcher Art dem Kaiser angehören.“
Deß hatte sich der Bauer nicht versehn,
Und um den Fund war es nunmehr geschehn.

165.

Doch mußt' er sich, gern oder ungern, fassen.
Geschwäziger, als wie ein Dorfbarbier,
Trug Fama nun die Zeitung durch die Gassen.
Die Priester wolten sich den Schaz nicht nehmen lassen:
„Der Ochs,“ so sagten sie, „war sonst ein heilig Thier
Zu Apis Zeit; den Schädel erben wir:
Denn wir sind ja vom heiligen Geschlechte;
Darum gebührt er uns; so wollen es die Rechte.“

166.

Der Hof allein fand diese Gründe fahl,
Und, um den Leser nicht noch länger zu ermüden,
Ward kurz und gut der Handel so entschieden:
„Der Fund gehört zum hohen Bergregal.“
Zwar waren Volk und Priester unzufrieden,
Allein es blieb, wie es der Hof befahl,

Und

Und so bekam im kaiserlichen Schaz
Ein armer Ochsenschädel Plaz.

167.

Seitdem man diesen Schädel fand,
Befanden sich auf Tasgis Thron die Kaiser
Weit glücklicher. Zwar wurden sie nicht weiser;
Doch gutes Glück ist besser, als Verstand,
Und Frieden segnet mehr ein Land,
Als aller Helden Lorbeerreiser.
Dies mag genung von der Legende sein,
Vergieb, o Leser! Sieh, wir lenken wieder ein.

168.

Als Ahdim von des Volkes Murren hörte!
Befahl er dem Seraskier Eriwan,
Den ersten, der mit Worten sich empörte,
Stracks hinzurichten mit dem Schwerte;
Doch, als das Blutbad schon begann,
Kam vom Gebirg die frohe Nachricht an:
Die Sklaven wären zwar bis auf das Blut geschunden
Jedoch der Kasten auch gefunden.

169.

Nun galt es Kunst, ihn aufzubrechen.
Vergebens war der Armen Müh;
Man trieb sie an zur Arbeit, wie das Vieh,
Allein da half kein Drohen, kein Versprechen,
Selbst Feil' und Meißel nicht; wie Glas zersprangen sie.
Das Schicksal wolte, schien's, sich an dem Wütrich rächen,
Der immer noch, zu stolz auf seine Macht,
Die unsichtbare Hand, die alles lenkt, verlacht.

170.

170.

Noch ließ er sich die Mühe nicht verdrießen.
Vielleicht, was hier Gewalt und Arbeit nicht erzwingt,
Daß es der feinern Kunst gelingt,
Die funfzig Schlösser aufzuschließen.
„Die Zunft, so dieses Werk vollbringt,
Die edle Schlösserzunft soll hoher Gunst genießen!“
Sprach's, und die Kaiserschmeichelei
Zog, was von Schlössern war im ganzen Reich, herbei.

171.

Bei brünstigem Gebet und strengen Fasten
Ward bald genung das große Werk vollführt.
Die Schlüßel lagen schon bei'm Kasten:
Doch, als voll Freuden nun der Sultan kommandirt,
Die funfzig Schlösser anzutasten,
Und jeder Schlüßel kaum das Schlüßelloch berührt,
Fiel Mann vor Mann, mit wilder Angstgeberde,
Getroffen wie vom Bliz, auf Einen Schlag zur Erde.

172.

„Soldaten vor!“ Mit rauher Würgerkehle
Rief's der Despot; doch keiner ist, der hört.
Noch einmal schrie er: „thut, was ich befehle!“
Da drangen mit gezognem Schwert
Zwölf Bassen auf ihn ein: „Du bist des Todes werth!“
Schnell wirkte dies auf Abdims feige Seele,
Daß er vor Angst auf seinen Kasten sprang,
Der hoch mit ihm sich durch die Lüfte schwang.

Die,

Digitized by Google

Die, denkt der Herausgeber, nicht wenigen Leser des N. D. M. die Ahdims Unterbrechung seit einigen Monaten ungern bemerkten und auch nicht gern gegenwärtigen Gesang als den lezten angekündigt sehen werden, der in dieser Zeitschrift erscheint, mögen sich wenigstens der hinzugesezten Nachricht freuen, daß das ganze Gedicht in zwölf Gesängen bald bei dem Buchhändler, Herrn Vieweg in Berlin, mit aller ihm zukommenden Eleganz gedruckt, ans Licht treten wird.

Digitized by Google

4.

Auszug eines Briefes aus Wien, den Tod der Erzherzogin betreffend.

Wien, den 9. März 90.

Wie unsäglich man hier den unvermuteten Tod der Erzherzogin Elisabeth betrauert hat, das haben Ihnen wahrscheinlich die Zeitungen — die in diesem Punkte nicht übertrieben, noch übertreiben konten — schon erzählt. Aber, daß dieser ganze unglückliche Fall nicht der Natur, sondern einer vielfachen Vernachläßigung zuzuschreiben ist, dieses steht zwar noch in keinem öffentlichen Blatte, ist aber leider nur allzugewiß. Der Kaiser selbst hatte für die Prinzeßin den Accoucheur ausgewählt, der bei ihrer Niederkunft sein solte. Es ist ein junger, gereister, und gewiß auch geschickter Mann, B — mit Namen; der aber noch ausser dem Spital, dem er vorstand, wenig Ausübung alhier gehabt hatte. Man ließ die Prinzeßin viel zu lange in den Wehen ihre, ohnedem nicht großen, Kräfte verschwenden. Das Kind war schon nahe an acht Stunden eingetreten, als Störk und Lebmacher (ein berühmter Accoucheur) gerufen wurden; lezterer befahl sogleich

das

das Kind zu nehmen; es geschah mit der Zange. Um 9 Uhr Abends war die Erzherzogin entbunden; um 10 Uhr entfernten sich bereits alle die Herren von der Fakultät; nur der erstere Accoucheur blieb am Hofe. Doch das Zimmer, das man ihm zum Schlafen anwieß, blieb durch ein Ohngefähr den Wärterinnen der Erzherzogin unbekant, so daß, als man nachher seiner bedurfte, niemand ihn zu finden wußte. Die Nacht hindurch hatte die Erzherzogin zwei Fräuleins zu Wächterinnen, die beide auf nichts weniger, als auf ihren Zustand sich verstanden. Die eine schlief; die andre hielt aus Unerfahrenheit die immer zunehmende Schwäche ihrer Gebieterin für einen natürlichen Schlaf, wischte ihr sehr gutmüthig und treulich den Schweis ab; dachte aber nicht an das entsezlich viele Blut, das die Prinzeßin im bewußtlosen Schlafe verlor. Dieser Verlust verursachte ihr gegen 4 Uhr des Morgens Konvulsionen, an welchen sie ohngefähr zwei Stunden drauf starb. Alles dies scheint unbegreiflich; noch sonderbarer aber ist es, daß nachher aus Uebermaß des Schmerzens keine von den Kammerfrauen die todte Prinzeßin anzuziehen vermogte, und daß endlich der einem, die sich dazu entschloß, ein Hoftapezierer, den das Ohngefähr herbei führte, hülfliche Hand leistete.

Jezt denke man sich das Entsezen des armen Prinzen, der, schon äusserst angegriffen von den Leiden seiner Gemalin am vorigem Tage, einige

Stunden

Stunden geschlummert hatte, und beim Erwachen um 6 Uhr sofort nach ihr fragte, als er diese traurige Post vernahm. Er machte sich selbst tausend unverschuldete Vorwürfe seines Schlummers halber; eilte zu ihrem Leichnam, und dann zum Kaiser. Dieser hatte schon die Nachricht, die zu den schrecklichsten seines ganzen Lebens gehörte, vernommen; und ausgeruffen: Herr, dein Wille geschehe. Als jezt der Prinz bitterlich an seinem Bette weinte, brach er in die merkwürdigen Worte aus: „Immer weinen Sie, mein Kind! denn Sie haben zu Thränen jezt Ursache genug. Sie debütiren schier so, wie ich; aber ich hoffe: Sie werden nicht so enden.“ — Dann diktirte er mit erstaunenswürdiger Gelassenheit alle Veranstaltungen zu ihrer Beerdigung; fiel aber nach dieser Anstrengung in eine lange Ohnmacht. Das Volk hat nachher zu verschiednenmalen den armen unschuldigen Accoucheur herauszuhaben verlangt, der sich weislich ihrem Anblick und ihrer Wut bisher entzog.

R.

Folgende Schreibfehler sind im 2ten St. d. J. zu verbessern:

S. 194. Z. 9. statt sich so verbergen lies sich so gern verbergen. S. 196. Z. 8. statt sicher aufwachsen ꝛc. lies sich aufwachsen zu sehn. S. 215. Ist durch Unterlaß eines Abſazzes der ganze Periodenbau falsch. Es muß heißen — zu sehn. — Daß bei ꝛc. S. 231. in der Note: soll es heißen: Ein so leutseeliger General lebt vielleicht jezt nicht. S. 235. Z. 3. statt aufgeführt, lies aufgethürmt. S. 238. Z. 13. statt erst Meilen davon, lies: erst vier Meilen davon.

Digitized by Google

Neues
Deutsches Museum.
5. Stück. Mai, 1790.

1.

Johann Georg Schlosser
über Herrn Garvens Abhandlung der Frage: In wie fern es möglich sei, die Moral des Privatlebens bei der Regierung der Staaten zu beobachten?

Ὦ παι Αριστωνος, σκοπει, φως ποδεν πορισαμενος ἱκανον αὐτος τε και τον αδελφον παρακαλει και Πολεμαρχον, και τους ἀλλους ἐαν πως ἰδωμεν που ποτ' αν ἐιη ἡ δικαιοσυνη, και που ἡ ἀδικια και τ' ἀλληλων διαφερετον και ποτερον δει κεκτη θαι τον μελλοντα ευδαιμονα ειναι, ἐαν τε λανθανη ἐαν τε μη παντας θεους τε και ἀνδρωπους.

Plato. Rpbl. l. IV.

O Sohn des Ariston, bringe Licht genug und suche nun, und rufe auch deinen Bruder Polemarch, und die andern, und sucht, ob wir nicht finden, wo das Recht ist, und wo das Unrecht; und wie sie von einander verschieden sind, und zu welchen von beiden sich der halten muß, der glücklich sein will, sei's nun, daß ihn die Götter und Menschen alle sehen, oder daß er sich vor allen verbergen könne.

Die Einwohner von Rhegium hatten sich aus Furcht vor den Carthaginensern, die in Sizilien sehr mächtig waren, von den Römern einen Bei-

stand erbeten. Diese schickten ihnen eine Besatzung von 4000 Mann unter dem Decius Campanus, und diese Besatzung schützte sie einige Zeit. Nicht lange aber, so gefiel dem kleinen Römischen Heer der Ort so wohl, und dasselbe wurde so lüstern nach den Reichthümern seiner Einwohner, daß sie sich Meister davon machten, und die alten Bürger hinaus trieben. So bald die Republik diese Ungerechtigkeit ihrer Soldaten hörte, und sich vom Pyrrhus losmachen konte, schickte sie selbst ein andres Heer gegen die Usurpatoren, überwande sie, und führte ungefahr 300 Mann von ihren eigenen Bürgern, die lebendig waren gefangen worden, nach Rom, wo sie, als meineidige Verräther, öffentlich gegeißelt und hingerichtet wurden.

Die Campanier hatten vorher zu Messina eine ähnliche Treulosigkeit begangen, und diese Stadt unter dem Namen der Mamertiner, den sie sich gegeben hatten, einige Zeit ruhig besessen. Die Römische Besatzung in Rhegium half ihnen bei vielen Gelegenheiten gegen die Uebermacht der Carthaginenser und Syrakusaner, da aber jene Besatzung aufgehoben war, so verloren sie die Hofnung sich länger zu halten, und suchten nun jetzt den Schutz der Republik selbst. Als nun ihre Gesandten ankamen, sagt Polybius, und die Stadt den Römern anboten, um ihre Hülfe zu erwerben, waren die Römer lang in großer Verlegenheit, weil

sie

sie wohl sahen, wie übel es ihnen anstehen würde, wenn sie diesem Volk die Hülfe leisten solten, um welche sie ersucht wurden. Denn, wie solten sie, die sie kurz vorher ihre eigenen Mitbürger wegen ihrer Treulosigkeit mit der Todesstrafe belegt hatten, wie solten sie es nun verantworten können, wenn sie die Mamertiner, die eben so schuldig waren, mit ihrer Hülfe unterstützten? Auf der andern Seite sahen sie hingegen auch, daß die Carthaginenser, ausser ihrer Herschaft in Libyen und Iberien, durch ihre Uebermacht auf den Inseln des Sardinischen und Tyrrhenischen Meeres, sich zu Herren dieser Meere gemacht hatten; und daß, wenn sie nun vollends auch Meister von Sizilien würden, diese mächtige Nazion sie beinahe von allen Seiten einschließen, und dem festen Land Italiens bald schwer aufliegen könte: eine Gefahr, die unvermeidlich sein würde, sobald die hülflosen Mamertiner überwältigt wären; weil die übermächtigen Afrikaner, die ohnehin schon das übrige Sizilien besaßen, nach Messina auch bald Syrakus unter ihre Gewalt bringen würden. Diese Besorgniß überzeugte sie, daß sie die Mamertiner nicht ohne Hülfe lassen könten, wenn sie den Carthaginensern nicht selbst eine Brücke nach Italien bauen wolten, und deswegen rathschlagten sie lange. Auch traute der Senat nicht einmal, aus der Ursache, die ich anführte, den Krieg zu beschließen. Denn die Schande, die ihnen die Verwilligung

eines Beistandes zuziehen würde, schiene ihnen so groß, als der Vortheil, den sie dadurch erhalten könten. Aber, als dem Volke die politischen Gründe, die für die Mamertiner sprachen, von den Consuln eröfnet wurden, fanden sie dasselbe so begierig nach allen Gelegenheiten, seinen durch die vorigen Kriege erlittenen Verlust wieder gut zu machen, daß alle Tribus durch ein Volksdekret beschlossen, den Mamertinern beizustehen, und den Krieg gegen die Carthaginenser anzufangen *).

Ich zweifle, ob in der Geschichte ein redenderes Beispiel des Kampfs zwischen der Staatskunst und der Moral zu finden ist, als dieses; und da vor weniger Zeit das Verhältniß dieser beiden Wissenschaften in zweien Büchelchen, die mir neulich in die Hände gefallen sind **), von einem erleuchteten Staatsmann, und von einem genau prüfenden Philosophen erwogen worden ist: so wird es vielleicht nicht ganz unnütz sein, wenn noch mehrere

*) Polyb. L. I. C. VII.

**) Carl von Dahlberg: Verhältnisse zwischen Moral und Staatskunst. Erfurt, 1786. Christian Garve: Verbindung der Moral mit der Politik; oder, in wie fern es möglich sei, die Moral des Privatlebens bei der Regierung der Staaten zu beobachten. Breslau, 1788.

rere Stimmen über diesen wichtigen Gegenstand gesammelt werden. Denn, so wenig vielleicht die meisten Stimmen immer Recht haben; so ist doch wohl die Frage, die hier zum Grunde liegt, nach ihnen zu entscheiden, weil nach ihnen allein das Verhältniß der Menschen unter einander zu beurtheilen ist.

Wenn man die beiden Hefte, von welchen ich eben sprach, liest; so wird man sich vielleicht nicht wenig wundern, zu sehen, daß ihre Verfasser so unerwartet die Rollen verwechselt haben, welche sie vor dem Publikum zu spielen berufen sind. Der Staatsmann macht, wie man es von dem Philosophen erwarten solte, mit der ihm natürlichen Wärme für alles Schöne und Gute, die Moral zum Leitstern der Politik; der Philosoph aber scheint, wie ein Staatsmann, der eine böse Sache durch ein Manifest ausschmücken will, die Politik von aller Moral unabhängig machen zu wollen. Beide gehen zwar von beinahe einem Punkt aus; aber so wie in der Mathematik zwei Linien, die in gleicher Richtung gerade fortlaufen, doch nach einer langen Dauer unendlich divergiren, wenn sie nur um den unmerklich kleinsten Theil einer Linie bei ihrem Anfang von einander abweichen; so entfernen sich auch diese beiden Schriftsteller am Ende von einander, beinahe bis zum gänzlichen Widerspruch. Und dieser Widerspruch wird auch nicht sehr schwer zu erklären sein, wenn

man

man bemerkt, daß Dahlberg bei seiner Abhandlung das innere Gefühl des Menschen für das Schöne und Gute, das in ihm selbst so lebhaft ist, so sehr mit in den Anschlag bringt; wo hingegen Garve mehr das, was geschieht, zu rechtfertigen, als Regeln von dem, was geschehen soll, anzugeben scheint.

Ich gestehe indessen, daß ich lieber mit jenem philosophire, als mit diesem; und das nicht sowol aus einem Hang zu dem, was man Schwärmerei nennt, ob ich gleich auch diese Springfeder der menschlichen Seele nicht gern unterdrücken mögte, sondern vielmehr, weil ich auf der Seite meinen Verstand und meine besten Gefühle inniger zusammen stimmen sehe; wohingegen bei Garvens Aufsatz diese oft revoltirten, und jener nur wenig, nur selten begnügt wurde.

Herr Garve erbsnet seinen Aufsatz selbst mit so vieler Besorglichkeit, und beschränkt seine Behauptungen selbst beinah überall so gewissenhaft, daß es ihm nicht unangenehm sein, daß er es vielleicht wünschen wird, einen Ausweg zu sehen, wie er sein Räsonnement mit seinem Herzen versöhnen soll. Mich dünkt, man sieht ihm nur gar zu deutlich an, daß wenn ihn des Aristides erhabenes: Nüzlich, aber weder Recht noch Schön, auf die eine Seite zog; des Jasons: Wer im Großen gerecht sein will, muß im Kleinen viel Unrecht thun, wider Willen

auf

auf die andere Seite riß. Dieser Philosoph wird mirs also um so viel eher verzeihen, wenn ich meine Meinung von der Sache mit aller Freimütigkeit hinstelle. Und außer dem, daß ich es für eine Pflicht eines jeden Forschers nach der Wahrheit halte, denen, die mit ihm auf gleichem Wege wandeln, jede wichtige und nützliche Resultate seiner Untersuchung mitzutheilen, scheint es mir auch, daß es mir nicht ziemen würde, bei einer so vorstechenden Hauptfrage, als die ist, welche Herr Garve aufwirft, zu verschweigen, was ich davon denke, da ich in so vielen minder wichtigen Dingen, vor dem Publikum zu reden mich unterwunden habe.

Ich bin zwar weit entfernt zu glauben, daß das, was ich sagen werde, die Wirkung haben könne, die Großen und Mächtigen der Erde auf ihre Pflichten zurück zu weisen; denn was vermag die Philosophie gegen den Uebermächtigen, den seine Schmeichler überzeugt haben, daß er thun könne, was er wolle, und der überall Sklaven findet, die seiner Schwäche diesen Anschein von Allmacht geben, ohne jemand zu finden, der ihm auch nur einen Anschein von Allweisheit zu geben im Stand wäre? Ich will mit meinem Aufsatz mehr nicht, als, so viel an mir ist, verhindern, daß das gekrönte Unrecht nicht auch seinem letzten Richter auf der Erde, der Stimme des Publikums entwische,

wische, damit eine vielleicht edlere und weisere Nachwelt nicht ganz vor unsern Zeiten ausspeie, und sich ihrer Väter schäme!

* * *

Ein dreifacher Irthum scheint mir Herrn Garve in seinem Räsonnement verwickelt zu haben, und diesen Irthum, (wenigstens scheint er mir so,) muß ich vor allen Dingen darlegen.

Zum ersten, scheint mir Herr Garve keinen Unterschied zwischen den Motiven der Moral, und den Regeln derselben zu machen.

Auch Aristoteles scheint mir wenigstens in seiner Politik diesen Unterschied nicht klar vor Augen gehabt zu haben, wenn er die Frage untersucht: ob die Knechte und die Freien einerlei Tugend haben? Ingleichen ob die Arzneikunst und dergleichen zur Moral gehören? Er hilft sich freilich aus diesen Fragen heraus, denn ums herauswickeln ist Aristoteles nie verlegen; aber ich zweifle daran, ob man durch seine Auflösung der Schwierigkeit, sichere, klare Begriffe von der Sache erhalten werde; und wenn man die Entstehung und den ganzen Bau unsrer Moralsysteme ansieht; so kan man sich wol vorstellen, wie leicht es ist, in diese Verwirrung zu fallen.

Die

Die Motiven, oder die praktischen Grundsätze der Moral, verhalten sich zu ihren Regeln, wie in der Mathematik die Theoreme zu den Problemen. Diese Grundsätze werden aus der Natur und dem allgemeinen Zweck des Menschen gezogen. Es sind ihrer wenige; auch ist es nicht schwer sie zu finden, denn der Beweis derselben liegt in dem Herzen eines Jeden; aber sie anzuwenden ist um desto schwerer, weil bei der Anwendung das Subjekt ganz unter die Umstände gesetzt werden muß, die es bestimmen.

Die Moralsysteme können unmöglich alle Umstände, unter welche ein Mensch gesetzt werden kan, angeben. Ihre Verfasser denken sich also nur einen groben Umriß der gewöhnlichen Verhältnisse, in welche die Menschen kommen, und zeigen an ihm die Anwendung ihrer Grundsätze. Daraus entstehen die Regeln, welche die Moralsysteme angeben, und die nichts anders sind, als Anwendungen der allgemeinen Grundsätze der Moral auf das Verhältniß, in welches der Moralphilosoph seinen Menschen setzt.

Aus dieser Art zu verfahren ist es begreiflich, wie einige vielleicht sehr unphilosophische Moralphilosophen sich ein Ius naturae feudale, Canonicum, Politiae und dergleichen denken konten. Eben daher sieht man aber auch so leicht ein, in wie ferne man sagen müsse und könne, daß jeder seine eigne Moral habe. Jeder hat nicht seine

eigne

eigne Moral, in so fern man die Grundsätze dieser Wissenschaft allein Moral nennt; jeder hat sie, in so fern man die Anwendung dieser Grundsätze so benennen will. Jene Grundsätze sind bei allen Menschen einerlei, weil sie aus der Natur des Menschen abgezogen worden sind; die Anwendung ist aber verschieden bei jedem, weil sich diese auf die individuellen Umstände eines Jeden beziehen muß.

Wenn nun Herr Garve fragt: Hat der Privatmann eben die Moral, die der Souverän hat? so hätte er angeben sollen, ob er von den Grundsätzen, oder von deren Anwendung spreche. Spricht er von dieser, so ist seine Frage eine Domitianische Frage, wie die Rechtslehrer diejenigen Fragen nennen, die nicht des Aufwerfens werth sind, weil sie sich von selbst beantworten. Spricht er aber von den Grundsätzen, so hätte er angeben müssen, ob der Souverän, wenn er auch mit dem Naturmenschen verglichen wird, aufhöre Mensch zu sein; ob er, und der mit ihm vereinigte Staat, nicht ein Menschenstaat unter Menschenstaaten sei? Und dann hätte er angeben müssen, ob, wenn dieses nicht ist, der Souverän gar keine Moral habe; oder woher er seine moralischen Grundsätze nehme?

Ich habe in dem ganzen Garvischen Aufsatz immer nur gefunden, daß der Souverän, wo er von der Moral des Privatmanns frei gesprochen wer-

werden soll, nur als wie durch Ausnahme davon entbunden wird. So wie nun überall die Ausnahme die Regel bestättigt; so wird man also auch hier annehmen können, daß demnach der Souverän und der Privatmann zwar einerlei Grundsätze der Moral haben, daß aber, wenn der Souverän in manchen Fällen anders handeln darf, als der Privatmann, dieses nur daher komme, weil jener anders bestimt ist, folglich eine andere Anwendung jener Grundsätze machen muß. So wie etwa das geradlienige Viereck und der geradlienige Triangel nach gleichen Grundsätzen aller geradlienigen Figuren beurtheilt, diese aber in diesen anders angewendet werden müssen, als in jenen.

Ist dieses nun richtig von mir beobachtet worden; so, dünkt mich, hätten nicht nur die Verschiedenheiten des Souveräns und des Privatmanns wie Seite 4 und 5 des Garvischen Aufsatzes geschieht, sondern es hätte auch ihre Aehnlichkeit gesucht werden müssen; denn nur dann würde sich finden lassen, ob die Grundsätze der Moral in Beiden, oder ob nur die Anwendung derselben in ihnen verschieden ist. Findet sich nämlich zwischen dem Privatmann und dem Souverän ein Unterschied in den Prinzipien, aus welchen die Moral ihre Grundsätze zieht: so müssen beide aus verschiedenen Grundsätzen beurtheilt werden; findet sich aber der Unterschied blos

in

in der Bestimmung der Subjekte, auf welche jene Grundsätze angewendet werden sollen; so haben beide die nämliche Moral, aber nur anders angewendet.

Ich sehe mich genöthigt diese Untersuchung, die Herr Garve vorauszusetzen scheint, nachzuholen, damit ich mich bestimter erklären kan. Es wird uns auch dieselbe nicht sehr weit auf die Seite führen; denn wir können drei Beziehungen des Menschen, welche die Moral betrachtet, nämlich die Beziehung des Menschen auf Gott; die unmittelbare Beziehung des Menschen auf sich selbst; und die Beziehung des Menschen auf die lebendige und die leblose Schöpfung, ganz übergehen, weil Herr Garve sich bloß bei der vierten, der Beziehung des Menschen gegen andere Menschen, aufhält. Allein in Ansehung dieser wollen wir also die wichtigsten Grundsätze der Moral ausheben, und sehen, ob in Ansehung ihrer der Privatmann und der Souverän verschieden sind.

Wenn die Moral die Absicht hat, die Grundsätze zu finden, nach welchen der Mensch sich durch seine moralischen Handlungen in der ganzen Dauer und dem ganzen Umfang seiner Existenz glücklich machen; und wenn die Beziehung des Menschen auf Menschen ein Theil der Moral sein soll: so muß es in der Natur des Menschen liegen, daß einer durch seine moralischen Handlungen die andern

dern veranlassen könne, zu seinem Glück oder zu seinem Unglück etwas beizutragen. Unser eignes Gefühl, und die tägliche Erfahrung lehrt uns auch, daß diese Voraussetzung wirklich sei. Unsere Liebe, unser Wohlwollen gegen andere Menschen thut uns an sich schon wohl, auch unabhängig von dem Nutzen, den andere Menschen uns geben können; die Gegenliebe, das Gegenwohlwollen andrer Menschen, sogar nur die gute Meinung anderer Menschen von uns, thut uns wieder, theils für sich selbst wohl, theils kan sie uns unmittelbar sehr glücklich machen. Ihr Haß, ihre Verachtung, ihr Uebelwollen thut uns weh, und kan sie bewegen uns sehr unglücklich zu machen. Unser Betragen gegen andere kan uns aber jene erwerben, und diese zuziehen.

Diese Bemerkung in der menschlichen Natur ist nicht bloß in dem Privatmann zu machen. Ich sehe in der Natur des Souveräns nichts, was ihn anders stimmen solte. Sehe ich ihn an als einen Naturmenschen, das ist, als frei vom bürgerlichen Verhältniß, so wird er dadurch nicht frei vom Gefühl des Wohlwollens, der Menschenliebe, der Freundschaft u. s. w. Sehe ich ihn an, als die Seele einer bürgerlichen Gesellschaft, so zieht er und sein Staat deswegen die menschliche Natur nicht aus. Thäte ers, so sehe ich nicht, was wir mit ihm und seinem Staat mehr, als mit einer Löwen- oder Tieger- oder

Wolfs-

Wolfsrudel, oder mit einer Heerde zahmer Thiere zu verkehren hätten?

Eben so wenig kan der Souverän in diesen beiden Rücksichten der Liebe, des Beistands, des Wohlwollens anderer Menschen, anderer Souveräne, anderer Staaten entbehren. In beiden muß er sich vor denen fürchten, die ihm nicht geneigt sind, die ihn hassen, die ihm übelwollen; und vor denenjenigen sich schämen, die ihn verachten.

Kommen nun in diesen beiden Prinzipien der menschlichen Natur die Privatpersonen und die Souveräne miteinander überein; so müssen sie auch in den Grundsätzen, welche die Moral aus diesen Prinzipien der menschlichen Natur folgert, zusammen stimmen; diese Grundsätze werden sich etwa auf folgende beschränken.

Thue nichts, was dich hart und grausam gegen andere Menschen macht, sondern erhalte in dir die angeborne Großmut und das Wohlwollen gegen alles, was dich umgiebt.

Thue, was du kanst, daß andere Menschen dich lieben, und dir zu dienen, dir zu helfen bereit werden.

Thue nichts, was andere Menschen reizen oder nöthigen könte, dir zu schaden, dich zu hassen, zu verachten u. s. w.

Wenn der Moralist in der Natur des Menschen noch ein Gefühl für die schöne Harmonie

des

des Ganzen, und für Gott, den Urheber derselben, annimt, so setzt er diesen drei Grundsätzen noch den vierten bei, der sich über die ganze Moral erstreckt: Fürchte Gott und liebe ihn.

So fruchtbar auch dieser vierte Grundsatz der Moral ist, so einleuchtend er mir ist, so wenig ich mich scheue, ihn öffentlich als einen der wichtigsten zu bekennen, worauf ich in der Moral am liebsten baue: so will ich ihn doch hier auf die Seite setzen, weil ich zu weit ausholen und zu vieles sagen müßte, das die scharfsinnigsten Leser ohne den Kommentar ihres Herzens, auf den ein Schriftsteller nur unsicher trauen kan, gar nicht, oder falsch verstehen dürften.

Die drei andern Grundsätze der Moral, die ich anführte, sind indessen nur Grundsätze des Theils der Moral, der von den Verhältnissen der Menschen gegen Menschen handelt. Andere sind in ihren andern Theilen enthalten, und wenn die einen mit den andern nicht zugleich befolgt werden können, so muß eine Ausnahme gemacht werden. Nach welcher Regel ist nun diese zu machen? Da die ganze Moral nur den Zweck hat, den Menschen im ganzen Umfang und der ganzen Dauer seiner Existenz glücklich zu machen; so ist die Regel, wonach diese Ausnahme zu machen ist, bloß nach dem Verhältniß der Summe der Glückseligkeit zu bestimmen, die der eine oder der andere Grundsatz verspricht; und zwar nach

dem

dem Verhältniß der Wahrscheinlichkeit zu der Größe oder Dauer; oder der Dauer gegen die Größe u. s. w.

Auch in Ansehung dieser Vergleichung finde ich keinen Unterschied zwischen dem Privatmann und dem Souverän. Das Maaß der Wahrscheinlichkeit, das Maaß der Größe, die zu vergleichen wären, kan die Moral nicht bestimmen. Es hängt dasselbe von den individuellsten Umständen ab, sowol bei dem Privatmann, als bei dem Souverän. Beiden aber sagt die Moral gleich: Wenn du die Ausnahme unrichtig machst, so mußt du es leiden, wenn das größere Uebel über dich fällt; und machst du sie richtig, so muß das größere Gute, das du gewählt hast, dir das kleinere Uebel versüßen, das du nicht vermeiden konteſt.

Mich dünkt, wenn ich dieses alles richtig gesehen habe, so ist zwischen dem Privatmann und dem Souverän kein anderer Unterschied der Moral möglich, als der, welcher zwischen allen Menschen Platz findet; daß jeder die Moral nach seinen individuellen Umständen anwenden müsse. Die Folge wird zeigen, ob Herr Garve einen andern Unterschied angegeben hat.

Der zweite Irthum, den ich in Herrn Garves Aufsatz bemerkt zu haben glaube, ist der, daß er Rechtmäßigkeit und Pflichtmäßigkeit, wo er sie nicht für einerlei hält, doch nur wie Genus und Species unterscheidet.

Wenn

Wenn man das Wort Recht mit dem Wort Rechtschaffen verwechselt, wie es im Deutschen häufig, und nicht seltener im Lateinischen und Griechischen geschieht; so ist dasselbe nur anzuwenden in dem Verhältniß von Mensch zu Mensch. Aber auch in diesem Verhältniß verwechselt man gewöhnlich den Begrif dieses Wortes mit dem Begrif der Kollisionen oder dem moralischen Vermögen, unter gewissen Umständen wider die Gesetze seiner Pflichten gegen andere zu handeln. Da die Moral die höchste Menschenliebe um der Gegenliebe willen gebietet, das Recht aber voraussetzt, daß ich von dem andern etwas fodere, das ich nicht unmittelbar seiner Gegenliebe schuldig sein will; so sind nur zwei Fälle des Rechts möglich. Einmal, wenn der andere mich so weit meiner Pflicht der Liebe gegen sich erläßt, daß er mir seine Gegenliebe erhalten will, ob ich gleich etwas von ihm fodere, das er mir aus Liebe nicht leisten würde. Das ist die ursprüngliche Idee der ächten Kontrakte. Der andere Fall ist; wenn einer seine Pflicht der Gegenliebe gegen mich überhaupt, oder in einzelnen Fällen nicht beobachtet hat, wo er sie nach der Moral befolgen solte; das ist die ursprüngliche Idee von dem, was die Römer quasi Contractus und Obligationes ex maleficio nanten. Sowol die wirkliche Dispensazion von meiner Pflicht gegen die andern, die ich in dem ersten Fall voraussetze,

als das Faktum, das mich in dem andern Fall von meiner Pflicht, die mit ihrem Zweck aufhört, lossprícht, ist der Grund der Verbindlichkeit des Andern. Recht ist also ohne Verbindlichkeit nicht zu gedenken. Denn so lange wir den Menschen in Verbindung mit Menschen gedenken, kan uns in der Moral nichts von der Pflicht gegen andere frei sprechen, als diese Andere selbst entweder durch ihre Dispensazion, oder durch ihre vorhergegangene Verbrechung ihrer Pflicht gegen uns.

Der Mensch ist aber in dem Gang seines Lebens sehr oft in dem Fall, daß seine Verbindung mit andern Menschen nicht in den Anschlag komt, weil die Masse von seiner Glückseligkeit oder ihrer Dauer vergrößert wird, wenn er seine Pflichten gegen sich, den Pflichten gegen Andere vorsetzt. Das ist ein Fall der Kollision. In diesem kan er also bis auf einen gewissen Punkt gar nicht nach dem Kapitel der Moral, das von den Pflichten gegen Andere handelt, beurtheilt werden, sondern er ist so weit bloß als einzelner Mensch anzusehen. Ist er nun in dem Fall; so kan das Wort Recht gar nicht auf ihn angewendet werden, weil dieses seine Verbindung mit andern Menschen voraussetzt. Was der Mensch in einem solchen Fall thut, kan nur angesehen werden, als reine, eigene Pflicht Pflicht gegen sich, nicht als Recht. Und was die Andern da-

gegen thun, ist bei ihnen wieder ebenso anzusehen, nicht als Verbindlichkeit, oder Verletzung der Verbindlichkeit.

Der Fall dieser Kollision hängt ab von der Vergleichung meiner Pflichten gegen mich mit denen gegen Andere. Sind jene stärker als diese, d. i. macht mich die Beobachtung derselben dauerhafter oder in größerer Maaße glücklich, als diese, dann dispensirt mich die Moral von diesen, und dann entsteht der Zustand just, welchen man sehr uneigentlich auf das Kriegsrecht angewendet hat, denn dieses begreift nur die Fälle, wo der Andere eine Verbindlichkeit auf sich hat, deren Erfüllung ich erzwingen muß. In solchen Kollisionsfällen hat nun aber der andere keine Verbindlichkeit auf sich; denn, da dieselben voraussetzen, daß in ihnen die Verbindungen der Menschen, bis auf einen gewissen Punkt suspendirt worden sind, so kan von diesen keine Rede sein, sondern das Betragen des Andern ist in solchen Fällen auch bloß nach seiner Pflicht gegen sich selbst zu beurtheilen.

Cicero und mehrere alte Philosophen haben z. B. den Fall angegeben: wenn ich mich im Schifbruch mit dem Andern auf einem Bret befinde, das uns beide nicht tragen kan, wer das Recht habe den andern hinunter zu stoßen? Ich will mich in die subtilen Unterschiede der Ausnahmen, die hier gemacht werden nicht einlassen;

wenn ich aber annehme, daß die Erhaltung des Lebens unter den Menschen die höchste Pflicht wäre: so würde alsdann folgen, daß Beide in dieser Kollision gleiches Recht hätten. Ist aber das der Fall, so hört der Begrif des Worts Recht auf anwendbar zu sein, denn es ist dasselbe so wenig ohne seinen Gegensatz, Verbindlichkeit, zu gedenken, als wenig Wirkung ohne Leiden zu gedenken ist; sondern man darf alsdann nur das Wort Pflicht gebrauchen. Wenn wir nun in der Folge sehen, daß Herr Garve sich einen Fall denkt, in welchem ein großer Staat einen kleinern Staat zu unterdrücken das Recht habe; so werden wir uns mehr nicht erlauben können, als daß wir sagen: in einem solchen Fall kan der große Staat dieses nicht anders thun, als wenn es ihm die Pflicht gegen sich selbst gebietet; und der kleine Staat leidet seine Unterdrückung nicht aus Verbindlichkeit, sondern wenn er sie leidet, so leidet er sie aus Pflicht gegen sich selbst.

Diese Bemerkung sieht einer Krittelei ähnlich; sie ist es aber nicht, weil die Folgen unendlich verschieden sind, wenn ich etwas thue aus einem Recht auf Andere, oder aus einer unmittelbaren Pflicht gegen mich. In jenem Fall kan die geringste Kollision meiner Pflichten mich rechtfertigen, wenn ich meine Pflicht gegen den Andern auf die Seite setze, denn seine Verbind-

lich-

lichkeit dispensirt mich schon selbst; hingegen kan nur die größte Kollision den Andern von Beobachtung seiner Verbindlichkeit befreien, denn er hat mich so weit meiner Pflicht gegen ihn entlassen. Da aber, wo ich, unmittelbar aus Pflicht gegen mich, etwas an den Andern fodere, kan nur die größte Kollision mich rechtfertigen, wenn ich meine Pflicht gegen Andere verletze, und eine viel kleinere ihn, wenn er mir nicht entspricht.

Der dritte Irthum, den ich in Herrn Garvens Aufsatz bemerkt zu haben glaube, ist, daß er sich den Privatmann in der bürgerlichen Gesellschaft nur immer unter der Gewalt oder unter dem Schutz des positiven Gesetzes und der Obrigkeit gedenkt. Die Moral begleitet den Bürger auch in die bürgerliche Gesellschaft; und sie muß ihm gebieten, nicht allein da, wo das Gesetz schweigt, und die Obrigkeit ihm die Hand zurück hält; sondern auch da, wo sie ihm Beistand verspricht oder Zwang drohet. Da, wo es die Liebe gegen andere Menschen, das Wohlwollen, die Großmut, das Mitleiden verbietet, da ruft der rechtschaffene Mann den Arm der Obrigkeit nicht an, wenn sie ihn auch ihm schon darbietet; und da, wo höhere Pflichten ihn von dem Bande der Geselligkeit lossprechen, solten ihn weder Drohung noch Schwert, noch Geißel zum Gehorsam zwingen. Mich dünkt, Aristoteles wolte das seinem Eleven begreiflich machen, wenn er ihm riet,

die

die Griechen als ein König, die Barbaren als ein Herr zu regieren; und ebenso sah Euripides die Barbaren an, wenn er sagt, daß unter ihnen alles Sklave wäre, ausser Einem. Da, wo der Despotismus nicht ganze Nazionen in die Barbarei gestürzt hat, gehorcht die freigeborne Seele selbst den Gesetzen nicht anders als aus freier Wahl. Ich bin überzeugt, daß Herr Garve dieses erkennt, wie ich; wie könte er sonst überhaupt von einer Moral des Bürgers reden?

Dieses ist, was ich, ehe ich Herrn Garvens Buch in die Hand nehme, vorher bemerken wolte. Ich hoffe übrigens, daß dieser Philosoph mir das Wort Irthum nicht übel nehmen wird. Er weis besser als ich, daß unter den Menschen Wahrheit und Irthum nur relativ ist; und daß, was ich hier Irthum nenne, nur sagen will: andre Ansicht, als die Meine. Unsre Sprache zwingt uns ohnehin, zu manchem Gedanken so viele Worte zu gebrauchen, daß wir es uns wohl verzeihen können, wenn wir uns manchmal lieber härterer bedienen, um wenigere gebrauchen zu dürfen. Hanc veniam petimus, dabimusque vicissim.

* * *

Herr Garve, zu dessen Abhandlung ich mich nun wende, gehet von einem doppelten Unterschied zwischen dem Souverän und dem Privatmann aus.

aus. Jener, sagt er, ist anzusehn wie ein Naturmensch, der nur nach seinem Gewissen richtet und nach seinen Kräften ausführt; dieser hat einen andern Richter, und der Staat führt für ihn aus. Zum andern: jener hat den ganzen Staat zu vertreten, dieser nur sich.

Den ersten Unterschied kan ich da nicht gelten lassen, wo von der Moral des Bürgers die Rede ist. Denn, wird gefragt, was hat der Richter gesprochen? so ist die Sache von der Kompetenz der Rechtswissenschaft; soll aber der Bürger nach der Moral gerichtet werden, so muß man fragen: um was hat er den Richter gebeten? Wenn ich Gebrauch von einem Testament mache, das mich, der ich zu leben habe, reicher macht, die gesetzmäßigen Erben hingegen in den Bettel stürzt; wenn ich meinen unvermögenden Schuldner in dem Gefängniß schmachten lasse; so handle ich sehr unmoralisch; und sehr gesetzmäßig. Soll demnach die Moral des Souveräns mit der Moral des Bürgers verglichen werden; so muß man diesen beurtheilen, wie er sich entschließt zum Richter zu gehen.

Freilich auch so weit bleibt der Unterschied doch noch übrig, daß der Souverän, als Naturmensch (d. i. als ausser der Gesellschaft) betrachtet, häufiger, als der Bürger, in den Fall komt, seine Pflichten gegen andere Naturmenschen äus-

ser

ſer Augen zu ſetzen, als der Bürger; warum aber? und wie verhält er ſich alsdann?

Iſt ausgemacht, was ich in der erſten Bemerkung vorhin ſagte, daß die Menſchenliebe eine Pflicht iſt, die in der Kolliſion manchmal nachſtehen kan; ſo ſchreibt dem Souverän ſeine Moral vor: daß er dieſe Pflicht ſo oft auf die Seite ſetzen müſſe, als ſie ſeinem Wohl in deſſen ganzem Umfang und deſſen Dauer weniger wichtig iſt, als das, was er durch ihre Uebertretung erhält.

Gut! Wer urtheilt aber, ſagt Herr Garve? Und er antwortet: der Souverän ſelbſt. Allerdings Er; aber urtheilt er falſch, ſo folgt ihm die Strafe nach; der Haß aller andern Naturmenſchen, ihre Begierden ihm zu ſchaden, ihre Abneigung ihm zu nutzen, die Auflöſung aller Bande, mit welchen er an die andern Staaten geknüpft war. In eben dem Fall iſt der Privatmann auch zuweilen; denn das öfter oder ſeltener, thut zur Sache nichts. Der Schikanenmacher, mit welchem

quilibet ligitioſus ager,

iſt auch ein Gegenſtand des gemeinen Haſſes, der allgemeinen Schadenfreude, der allgemeinen Verachtung.

Urtheilt der Souverän richtig, ſo verletzt er allerdings ein Geſetz der Moral; aber wenn in der Kolliſion die Ausnahme richtig gemacht wird, ſo iſt die Uebertretung des Morgalgeſetzes, gegen

wel-

welches diese Ausnahme gemacht wird, sehr moralisch. In eben dem Fall ist aber auch der Privatmann, wenn er einen billigen Prozeß führt.

Der Souverän, sagt Herr Garve, muß die Beleidigungen vorsehen; also kan er oft zuerst beleidigen müssen, oft ungereizt dem heimlichen Feinde sein Eigenthum nehmen, also sind die Regeln: Du sollst niemand zuerst beleidigen; du sollst dich keines fremden Eigenthums bemächtigen, bei ihm unwirksamer, als bei dem Privatmann. Ich könte sogar läugnen, daß der Souverän in dem Fall von dem Bürger verschieden wäre, denn auch wir haben unsere Iurisprudentiam cautelariam, unsere Provokazions-Prozesse, unsere Kauzionen, Arreste, Sequester und dergleichen, womit der Privatmann künftigen Beleidigungen vorbeugt. Aber ich brauche es nicht einmal so genau zu nehmen; denn, wenn jene Regeln beim Souverän weniger wirksam sind; so sind sie es immer nur in der Kollision; immer nur unter Umständen; diese ändern aber nur die Anwendung der moralischen Grundsätze, nicht die Grundsätze selbst, worin doch allein die Moral beruhen kan.

Ich gebe zu, daß, wie Herr Garve (S. 11.) sagt; es für Menschen im Naturstand, oder für Regenten, nicht sowol auf die Regeln des Rechts als auf die Bildung ihres Geistes und Karakters ankomme. Das ist aber eben so bei dem Privatmann. Dieser Satz kan doch unmöglich

hier

hier so viel sagen wollen, daß nur dem Regenten von gutem Karakter, von gebildetem Geist, die Moral geschrieben sei, andern nicht? Er scheint mir mehr nicht zu sagen, als was schon oft gegen die Moral gesagt worden ist, daß sie ein todter Buchstaben sei. Niemand wird behaupten, daß die großen Prinzen, die neulich drei Jahre lang die christliche Moral auf einer gewissen hohen Schule hören mußten, deswegen so untadelhaft sein müßten, wie Steele's christlicher Held. Folgt aber daraus, daß also die Moral für Souveräne nicht anwendbar sei?

Weil man in der Physik, der Mechanik, der Chemie bemerkt, daß nach den Gesetzen dieser Wissenschaften Wirkung und Leiden immer auf einerlei Art erfolgen; so will man das auch in der Moral so verlangen, und glaubt, daß, weil eine böse Handlung nicht immer die Folge habe, welche das System angiebt, oder weil die Folge nicht auf einerlei Art fühlbar ist, die ganze Wissenschaft nichts tauge. Wie läßt sich aber von dem physischen, das unmittelbar, das so oft in die Sinne fallend wirkt, auf das moralische schließen, dessen Wirkungen meist so langsam, durch so viele Umschweife sich äussern, und die so leicht selbst von denen, die sie empfinden, verborgen werden können?

Wie oft ist schon von Rednern und Dichtern bemerkt worden, daß, wenn man in das Herz der glücklichen Verbrecher sehen könte, man da die

Furien

Furien finden würde, die ihre Stirne unter einem fröhlichen Lächeln verbirgt. Wie oft hat man deswegen die Geschichte für eine wahre Wohlthäterin der Menschen gehalten, weil sie, wie Bertola so treffend vom Tacitus sagt, die Kunst gelehrt hat, mit unauslöschlichen Zügen die Thaten des Lasters einzuätzen in ewiges Erz, die Tirannen zu züchtigen, und die Menschheit an ihren Unterdrückern zu rächen. *)

Zwar freilich, wenn es so fort geht, wie es seit den Zeiten Ferdinands von Arragonien gegangen ist; wenn ferner Bundbrüche und Friedensbrüche beinahe der einzige Stof der Geschichte bleiben; wenn die Politik eine Raubekunst, und die Negoziazionswissenschaft eine Betrugswissenschaft wird; und wenn Zeitungsschreiber, Dichter, Manifestmacher und Philosophen den Staatsräubereien, Staatsbetrügereien, Meineiden und dergleichen, das Wort reden: so wird freilich eine der stärksten Strafen dieser Verbrechen, das Urtheil der Welt, und ihr Fluch und ihr Abscheu, beinahe ganz zu wirken aufhören; denn wie solten sich die Auguren ihre Gauke-

*) Storico immortale il cui stile, oscuro selamente a coloro con cui parlar non volesti, imita con unico essempio la rapidità del pensiero. Tu dunque ripreso, pesche a caratteri nuovi ed eterni, imissatti incidendo, l'arte trovasti, di punire i Tiranni e divindicare l'oppressione della umanità. Filosof. dell' Istoria Introd. p. 30.

Gaukeleien einander vorrücken? Aber, wie weit ist es auch schon gekommen, seitdem man über solche Dinge gleichgültig geworden ist? Wie muß sich schon jetzt ein Hof vor dem andern fürchten? Wie müssen sie schon jetzt ihre titrirte Spionen herum schicken, und sich von ihnen selbst umringen lassen? Wie müssen sie schon jetzt das beste Blut, und die besten Säfte ihrer Staaten verwenden, um ihre unzähligen Heere zu unterhalten, die ihnen nun den Frieden unendlich lästiger machen, als unter Nazionen, die sich an die Vorschriften der Moral gewissenhafter binden, der Krieg selbst sein würde.

Ich sehe das alles für gerechte Strafen der vernachläßigten Moral unter den Völkern an, und diese Strafen werden dann in voller Maaße eintreten, wenn, wie Justi schon vor 30 Jahren prophezeiht hat, unsere politische Freidenkerei uns ganz zu Karaiben und Kannibalen machen wird.

Diese Art von Strafen hat Herr Garve ganz übersehen, wenn er glaubt, daß nur Gewalt die Souveräne an die Moral binde, und daß deswegen die Moral der Souveräne von der Moral des Bürgers eben so verschieden wäre, als dieses Exekuzionsmittel der Staaten von dem Exekuzionsmittel der Gerichtshöfe verschieden ist.

Der physische Zwang des Ueberwinders, oder des Scharfrichters hat, dünkt mich, auf die Moral gar keinen Einfluß. Und wolte Herr Garve

auf

auf diesen sehen, so müßte er nicht fragen: wie weit die Moral des Bürgers auf den Souverän angewendet werden könne; sondern, wie weit die Beobachtung der Regeln der Moral von beiden physisch erzwungen werden könne?

Herr Garve scheint selbst einzusehen, daß in den Grenzen der Moral der physische Zwang nicht in Anschlag kommen könne. Er will also daraus, daß der Bürger der Exekuzion seiner Zwangsrechte gewisser sein kan, als der Souverän, nur soviel folgern, daß die Lehre von Zwangsrechten überhaupt in der Moral sehr unbestimt sei; und daß, wenn man sie auch annehmen wolle, doch der Souverän in Ansehung derselben freiere Hände haben müsse, weil sie bei ihm so sehr von dem politischen Kalkul abhange.

Ich bin so wenig als Herr Garve geneigt, die Idee von Zwangsrechten, und Zwangspflichten, in der Moral, oder dem Naturrechte, anzunehmen; ich habe mich in meinen Briefen über die Gesetzgebung schon weitläufiger darüber ausgelassen, und ich glaube bewiesen zu haben, daß, wer bestimmen will, wo die Zwangsrechte anfangen, nothwendig die Grenzlinie angeben müsse, wo in der Kollision unsrer Pflichten die gegen Andere so weit nachstehen müssen, daß wir sie bis zur Beleidigung und Gewaltthätigkeit übertreffen können. Die Bestimmung dieser Grenzlinie scheint mir im Allgemeinen, und ohne Voraussetzung eines

nes individuellen Falls unmöglich, aber die allgemeine Regel, daß die Pflichten gegen mich die Pflichten gegen Andere so wenig einschränken solten, als möglich ist; diese ist dem Partikulier so gut vorgeschrieben, als dem Souverän; folglich ist zwischen beiden auch hier bloß der Unterschied in der Anwendung, nicht in den Grundsätzen.

Wenn aber Herr Garve daraus schließen will, daß folglich der Souverän, der die Gewißheit der Exekuzion seiner Rechte nicht voraus sieht, deswegen Ungerechtigkeiten begehen könne, so viel er für nöthig findet, um andere Souveräne so zu schwächen, sich aber so zu stärken, daß er sein Zwangsrecht, wo er es hat, immer ausüben könne: so scheint er sich nur zween Souveräne neben einander gedacht zu haben, die ganz Europa theilen. Sobald mehrere da sind, so wird eben der Souverän, der seinen Nachbar mit Unrecht schwächen, und sich mit Unrecht so allmächtig machen will, daß er alle seine Urtheile selbst ausführen kan, sich alle auf den Hals ziehen, wie Ludwig der XIV, der in diesem Geschmack war; wie Karl der V., so bald er eben denselben merken ließ; wie Ferdinand der II. im Römischen Reich sich alle auf den Hals gezogen haben!

Es ist in dieser ganzen Abhandlung kein geschickterer Platz von dem Gleichgewichte von Europa zu reden, als hier, obgleich Herr Garve anderswo darauf deutet; denn gerade aus dem Prinzip, wovon

wovon wir hier reden, scheint es geflossen zu sein. Da nämlich die Staaten beobachteten, daß, ausser der Gerechtigkeit ihrer Ansprüche, auch noch die Kraft dazu gehörte, sie auszuführen, so hat ihre Weisheit den Grundsatz in die Europäische Politik eingeführt, daß kein Staat eine solche Uebermacht erhalten solte, die seine Urtheile in seiner eignen Sache ganz unappellabel mache. Und diese Politik ist nicht neu. Sie fand schon unter den Griechischen Staaten Platz, und war dort der einzige Grund des Peloponnesischen Kriegs. Sie war auch die einzige Veranlassung zu der Eifersucht der Römer und Karthaginenser, wie die Stelle, die mich zu dieser Abhandlung veranlaßt hat, beweist; und es ist nicht zu läugnen, daß dieser Grundsatz des Gleichgewichts von den Grundsätzen, nach welchen wir die Privatleute beurtheilen, sehr verschieden zu sein scheint: denn er berechtigt die Souveräne in einzelnen Fällen einander an Erwerbungen zu hindern, die sonst ganz dem für Recht erkanten Erwerbungsmittel gemäß sind; wie z. B. durch Erbverträge, dergleichen Oesterreich in dem Spanischen Successionskrieg anführte, durch Tausch und Handel, wovon wir erst vor wenigen Jahren ein Beispiel hatten. Im Grund ist aber selbst dieser Grundsatz auch der Moral der Privatbürger in ihrer Sphäre ganz gemäß. Niemand hat dem Lykurg seine Güterloose verdacht; niemand kann die Römischen Ackergesetze unbillig oder unmoralisch finden;

die

die Zunftordnungen haben sich bloß auf ein ähnliches Gleichgewicht gegründet; das Verbot der Vertheilung geschlossener Bauernhöfe komt ihm sehr nahe; ja sogar, wo die Gesetze schweigen, hat die Meinung der Menschen etwas Aehnliches bestättigt. Unsere Buchhändler und Schriftsteller schreiben und zanken sich müde über den Büchernachdruck, der auf einem ähnlichen Grundsatz ruht, kein Handwerker, kein Krämer, kan den Stümper ohne Verachtung ansehen, der mit geringerm Profit verkauft, damit er Andere um ihre Nahrung bringe; und kein Volk ist verhaßter, als das Volk der Vorkäufer, der Kornwucherer, der Monopolisten, die sich der gemeinen Rechte bedienen, um alles an sich zu reißen.

Daß eine vernünftige Anwendung dieses Grundsatzes von Seiten der Klugheit sehr empfehlungswerth ist, hat wohl niemand geleugnet, als die Physiokratisten, die sich so herzlich in ihre Ideale verlieben, daß sie darüber die wirkliche Welt immer vergessen. Aber womit kan man von Seiten der Gerechtigkeit den allgemeinen Haß gegen den verantworten, der sich übermäßig vergrößern will? Ich denke, bloß mit dessen Allgemeinheit. Wenn unter Privatleuten ein Grundsatz der Moral allgemein angenommen und für rechtmäßig gehalten wird; und wenn unter Souveränen einer eben so durch die gemeine Meinung authorisirt wird; so wird er in dem Theile der Moral, welcher von den

Ver-

Verhältnissen der Menschen unter einander handelt, wirklich moralisch gut, und abrogirt alle andere moralische Grundsätze, die ihm entgegen sind. Der Beweis dieser Behauptung ist leicht; denn alle menschliche Pflichten in diesem Verhältniß gründen sich darauf, daß der Beifall, die Liebe, das Zutrauen anderer Menschen erhalten und erworben werde. Wenn nun diese andere Menschen einen Grundsatz annehmen, nach welchem sie das Betragen ihrer Nebenmenschen richten; so ist der, welcher auch nach diesem Grundsatz handelt, gerechtfertigt.

Die Lehre von dem Gleichgewicht Europas ist also dem Grundsatze der Moral so weit nicht entgegen, als die Staaten Europas ihn genehmigen. So weit haben sie ihn aber, so weit werden sie ihn nie genehmigen, daß dieser oder jener Staat, bloß weil er mehr Macht habe als der andere, seiner entschiedenen, schon erworbenen Rechte beraubt werden solte. Das kan dieser Grundsatz wirken, daß die Staaten dem, der durch einen neuen, auf zweideutigen Rechte gegründeten Erwerb, sich über die Maaße vergrößern will, sich entgegen setzen, daß sie dem nicht beistehen, der in einem solchen Fall ein klares Recht für sich hat; daß, wenn sie ausser dem Fall ihren Beistand versprochen haben, sie ihn entziehen, wenn derselbe eintritt; wie z. B. in dem spanischen Succeßionskrieg geschehen, daß sie sogar auch ungerechten

Staaten gegen andere Staaten, die sie mit Unrecht angriffen, beistehen, wenn diese zu übermächtig werden; wie die Römer in Ansehung der Mamertiner in dem oben angeführten Beispiel, obgleich nicht ohne Gewissenszweifel, gethan haben, daß sie einander verhindern neue Rechte zu erwerben u. s. w. In den Fällen aber, wo die Rechte des einen Theils schon erworben, und keiner Zweideutigkeit ausgesetzt sind, da kan, dünkt mich, die Furcht einer Vergrößerung, selbst bei der angenommenen Maxime des Gleichgewichts, kein moralischer Grund sein, auf die Seite des ungerechten Theils zu treten. Es würde England vielleicht nicht unwillkommen gewesen sein, wenn die Eröfnung der Schelde den Holländischen Handel geschwächt hätte; dennoch war diese Nazion weit entfernt, bei dieser Gelegenheit sich einzumischen. Solte aber Oesterreich seine Niederlande an Frankreich oder Holland abtreten wollen, so würde England so wenig dazu schweigen, als Preußen in einem ähnlichen Fall dazu geschwiegen hat; und ausser den intressirten Parteien, hat niemand dieses Benehmen des Preußischen Hofs misbilligt; noch würde jemand dann Englands Benehmen tadeln. Eben so hat auch niemand Frankreich oder England getadelt, als diese Mächte den vereinigten Niederlanden gegen Spanien beistanden, und ganz Europa würde hingegen dem Preußischen Hause nichts in den Weg legen, wenn der Anfall der

Fränki-

Fränkischen Markgrafschaften dessen Macht vergrößern solte.

Wie, sagt aber zum dritten Herr Garve, kan man über Recht und Unrecht zwischen Nazionen sprechen, da im Stand der Natur, in welchem wir sie uns denken müssen, weder das Eigenthum, noch die Verjährung ihre sichere Kennzeichen hat.

Was in den bürgerlichen Gesellschaften das Gesetz thut, muß im Stand der Natur die Meinung der Menschen thun. Ich will Herrn Garvens ganze Dedukzion über den Mangel des innern Kennzeichens eines Eigenthums gern unterschreiben, denn ich kan hier keinen Gebrauch davon einsehen. Wenn zwischen Privatleuten, oder zwischen Souveränen, der Streit über das Eigenthum vor Philosophen oder vor des Tristram Shandy Synode geführt würde; so könte man fragen: ob der Schweißtropfen, der auf den Apfel fiel, den ich gebrochen habe, den Apfel zu meinem Eigenthum machte? Aber, da wird dieser Streit nicht geführt, sondern vor bloßen Menschen, denen die Noth, mit der Idee von Eigenthum, auch eine gewisse Idee vom Karakter desselben eingegeben hat. Wie diese Idee gebildet worden, worauf sie gegründet ist, darum bekümmern sich die Nazionen nicht, sondern sie nennen den, der gegen diese Idee handelt, einen Räuber, und vertilgen ihn, sei's nur zur Strafe, oder sei's darum, weil

sie glauben, daß die Erhaltung ihres Eigenthums ihnen wichtiger sei, als das Wohlwollen dessen, der sie darin stört. Ich gestehe gern, daß der Nomade, der einen Acker abweiden läßt, ohne aus der Einrichtung, Umzäunung, Behackung desselben zu schließen, daß er jemandes Eigenthum sein müsse, sehr unschuldig an dieser Räuberei sein kan, und daß der Eigenthümer sehr ungerecht sein muß, wenn er ihn deswegen straft; aber eben so deutlich sehe ich ein, daß, wenn der Eigenthümer diesen Nomaden abweiset, wegjagt, ihn ausser Stand setzt, ihm wieder zu schaden, daß er daran Recht thue, so Recht, als — unsere despotischen Gesetze mögen sagen, was sie wollen, als der Bauer Recht thut, der einem wilden Schwein, oder einem Reh auf gleiche Weise begegnet, wär es auch das Leibschwein, oder das Leibreh seines Souveräns, oder seines Oberforstmeisters.

Was reden wir aber davon? Wir sollen ja nicht untersuchen, wie sich der Staat gegen die Nomaden zu verhalten hat, sondern, wie sich unsere sogenanten polirten Nazionen untereinander zu betragen haben. Unter diesen nun hat durch die Länge der Zeit das Eigenthum solche Kennzeichen, haben sein Erwerb, seine Uebertragung, seine Vererbung solche Merkmaale bekommen, daß die Souveräne unmöglich so sehr Naturmenschen sein solten, daß sie diese nicht finden könten. Wo aber in einzelnen Fällen alle diese Dinge noch zweifelhaft

sind,

sind, da muß bei den Souveränen der Krieg eben das thun, was bei den Privatpersonen das Gericht thut. Ist dieses Gut Pertinenzstück, oder kein's? wenn diese Frage streitig ist; wer wird dem Partikulier es übel nehmen, der sie durch den Richter entscheiden läßt? Ist diese Provinz mein oder dein? war die Erbfolge Frankreichs bei der dritten Race nach dem Salischen Gesetz zu bestimmen oder nicht? — Wer wird, wenn auch diese Fragen streitig sind, dem Souverän den Krieg misdeuten?

Wie ich über das Eigenthumsrecht denke, so denke ich auch über die Verjährung. Das bürgerliche Recht konte Zeiten derselben bestimmen, wo auch ohne Erwerbtitel, und ohne Treu und Glauben das Eigenthum auf deren Besitzer überging. Das Völkerrecht, d. i. die Souveränenmoral, hat diese Zeiten nicht bestimt, aber bestimt sie nicht die gemeine Meinung der Menschen? Wird diese nicht das Andenken des Fürsten brandmarken, der uralte Besitzungen eines andern, die er selbst für fremdes Eigenthum erkante, vielleicht durch Friedensschlüsse, oder Kontrakte, geheiligt sieht, von welchen niemand träumt, daß sie je eines andern waren, etwa aus Mangel einer Formalität bei der Entäußerung an sich reißen will? Es ist vielleicht einem Monarchen nicht zu verdenken, wenn ihm durch offenbare Gewalt mit unläugbarem allgemein erkanten Unrecht sein Eigenthum entrissen worden

ist,

ist, solches in der Zeit zu reklamiren, wo die Geschichte der erlittenen Beraubung sich noch nicht ganz aus dem Angedenken der Welt verloren hat. Die bürgerlichen Gesetze selbst sagen ja contra furem aeternam esse Autoritatem. Wenn aber in der Zeit schon mehrere Friedensschlüsse zwischen zwo solchen Nazionen errichtet worden sind, wenn sie vielleicht Bündnisse mit einander geschlossen haben, wenn Jahrhunderte vielleicht indeß verlaufen sind, die selbst in der Erinnerung der jetzt lebenden Menschen nicht mehr durch Erzählung ihrer Ahnherren eine Idee zurücklassen, daß es je anders war; wer würde dann eine Vindikazion noch erträglich finden?

Wer, ihr handfesten Manifestmacher, würde für England die Französischen Lehen von Frankreich; wer, den spanischen Theil von Navarra, für Frankreich, von Spanien; wer für den deutschen Orden, oder für Polen, Preußen, oder Liefland zurück zu fodern, seine Feder nur herleihen wollen? Selbst der unsterbliche Verfasser des Antimachiavells, strich, in der Geschichte seiner Zeit, den Schwam über die rechtliche Untersuchung ähnlicher, in seiner glorreichen Laufbahn vorgefallner Vindikazionen.

Gewiß, ich mag den ersten Unterschied, den Herr Garve zwischen dem Privatmann und dem Souverän festsetzt, ich mag ihn ansehn, auf welcher Seite ich will, so finde ich zwar überall, was

was wir längst wußten, daß nur glückliche Gewalt den Souverän zwingen kan, so weit nach der Moral zu handeln, als sich das erzwingen läßt; aber nirgends finde ich, daß er deswegen der Strafe der Moral entgehen kan, wenn er die Pflicht übertritt, die ihre Verhältnisse vorschreiben. Zu schwach ist der Glanz des Diadems, als daß er alle Augen blenden könte, zu unmächtig der Arm des Despotismus, als daß er alle Zungen fesseln könte; wenigstens hat bis hieher sich die Bemerkung des Tacitus, selbst durch ihn und seines gleichen, gerechtfertigt: quod socordia eorum irridenda sit, qui praesenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam. Nam, fährt er fort, contra, punctis ingeniis gliscit autoritas neque aliud externi reges, aut qui eadem saevitia usi sunt, nisi dedecus sibi, atque aliis gloriam peperere. *)

Es ist wahr, die Galgen, das Rad, und die Halseisen an unsern Straßen und Marktplätzen

sind

*) Daß der Unverstand derjenigen lächerlich sei, die da glauben, sie könten mit der Gewalt, die sie jetzt in der Hand haben, auch ihr Andenken in der Zukunft verlöschen. Denn es geschieht gerade das Gegentheil. Jemehr sie die Stimme der Geschichte mit Strafen stumm machen wollen, desto lauter und überredender spricht sie; und die Könige der Barbaren, und diejenigen, die unter uns so etwas unternehmen wolten, haben nur für ihre Schande, und für den Ruhm ihrer Geschichtschreiber gearbeitet. Annal. IV. 35.

sind nur für den Unterthan; aber Härmodions Schwert, Brutus Dolch, Roms Kloaken, und der Griffel der Geschichte beweisen, daß auch die kühnsten Monarchen der Rache der Gerechtigkeit nicht entgangen sind. Und hat diesen oder jenen auch sein Glück, oder die Schlechtigkeit, die Dumheit, die Schmeichelei, die Unwissenheit seiner Welt und der Nachwelt, dem Gerichte der Gerechtigkeit entrissen: so zeigt mir das Land, die Stadt, das Dorf, in welchem nicht auch, gegen einen Dieb, der gehängt wird, Zehen im Schooß ihrer Familien sterben, wol gar durch erkaufte Leichenpredigten zu Mustern der Tugend aufgestellt werden.

Freilich, wenn der Despotismus einmal alle Nerven gebrochen, wenn die Philosophie und die Beredsamkeit einmal der stupiden Menschheit das Unrecht für Recht aufgedrungen hat; wenn die erleuchteten allwissenden Aufklärer, die Aedos, die Ehrfurcht vor den Menschen, und die Furcht vor Gott, einmal ganz verscheucht haben; dann wird freilich die Strafgewalt der Moral die Souveräne nicht mehr im Zaum halten können; aber dann werden auch unsere bürgerlichen Gesetze die Ihre verlieren, und Europa wird dann eine Wildniß werden, in welcher nur Rudeln von wilden Thieren sich unter einander auffressen, und unsere berühmte Politur bis zum letzten Merkmaal derselben verlöschen werden!

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

2. Ueber

2.

Ueber Tempelherren und Jesuiten.

Schon vor einem Jahrhunderte und vielleicht noch früher, ist zwischen zwei berühmten, wenn nicht erloschenen, doch aufgehobenen Orden, zwischen den Tempelherren und den Jesuiten, Aehnlichkeit gefunden, *) und ihre Verwandtschaft ist in neuern Zeiten durch Winke auf andre Verbindungen so merkwürdig geworden, daß jeder, welcher mit dem Zusammenhang der Dinge sich lieber, als mit den einzelnen Dingen unterhält, keiner besondern Veranlassung bedarf, sich auch hiemit zu beschäftigen. Und wer kan vollends der Mutmaßungen und Untersuchungen hierüber sich erwehren, wenn er die, in der Beilage befindliche Urkunde liest? Sie ist bei dieser Sache, so viel ich weis, noch nicht gebraucht; und verdient

*) z. B. Schon Pacifikus a Lapide, oder Phil. And. Oldenburger, hat sie in seiner, vor den Monit. privat. Societatis Iesu befindlichen Erzählung, so wie Joh. Christoph. Wichmannshausen, in seiner Dissert. de exstinctione ordinis Templarior. Lipsi. 1687. 4. §. 28. miteinander verglichen.

dient also, ob sie gleich in zwei bekanten Samlungen von dergleichen Schriften zu finden ist,*) in mehrern Umlauf gebracht zu werden. Vielleicht veranlaßt sie genauere und schärfere Prüfungen, als bis jetzt hierüber angestellt worden sind. Sie führt eben so natürlich zu der Frage: „Wer war denn diese Gesellschaft, diese Societas Iesu, deren der Pabst in diesem Briefe an den König von Frankreich gedenkt, und welche also schon im J. 1459 bestand, diese Societas, deren Zweck die Bestreitung der Ungläubigen, und die Vertheidigung des christlichen Glaubens gegen die Türken war?“ als sie meines Bedünkens, auch jeden Versuch zu der Auflößung derselben entschuldigt.

Die sogenanten Jesuiten können nicht mit dieser Societas gemeint sein. Dieser, im J. 1367 bereits gestiftete, bloß geistliche, und zu den Bettelmönchen gehörige Orden, bekante sich zu der Regel des h. Augustinus, und weit entfernt die Türken zu bekriegen, verfertigte er Arzeneien und gebrante Wasser. Noch minder konte der Pabst

*) Nämlich nicht allein in Leibnitzens Cod. Iuris Gent. Diplom. Hanov. 1693. f. P. I. S. 420. N. CLXXIX. aus welchem neuerdings ein Engländer sie wieder abdrucken lassen; sondern auch in des d'Achery Spicileg. Par. 1723. f. T. III. S. 806.

Pabst irgend einen der verschiedenen Christusorden, oder den Orden Jesu und Mariä damit bezeichnen wollen; denn diese benennen sich nicht nach dem Stifter der christlichen Religion vorzüglich oder allein, und kein einziger hieß sich und heißt sich Societas. Daß es indessen eine Gesellschaft Jesu vor dem Loyola bereits gegeben hat, daran läßt bei dieser Urkunde sich nicht zweifeln; und wie nun, wenn selbst das allgemeine Stillschweigen darüber es wahrscheinlich machte, daß der Ueberrest des Tempelherrenordens darunter verborgen gewesen sei? Und verbergen hätte er darunter sich am sichersten können. Wer würde, unter dieser Benennung Leute gesucht haben, welche der Lästerung des Namens Jesu waren beschuldigt, und zum Theil dieser Lästerung wegen so grausam waren behandelt worden? Das einzige noviter in der Urkunde könte dieser Mutmaßung entgegen zu laufen scheinen; aber es wäre denn doch immer noch möglich, daß jener Ueberrest erst kurz vor Abfassung dieses Briefes, jenen Namen angenommen oder erhalten hätte. Und der Mangel an mehrern Spuren hievon macht, bei der auffallenden Aehnlichkeit des Zweckes dieser frühern Societas Iesu mit dem Zwecke des Tempelherrenordens, diese Mutmaßung allein noch nicht unwahrscheinlich, und sie ist es um desto minder, wenn man sich erinnert, wie geschäftig und eifrig eben dieser Pabst und zum Theil schon

schon die beiden vorhergehenden den Krieg gegen die Türken betrieben. Pius berief zu diesem Zwecke nicht allein die Fürsten nach Mantua, beschenkte nicht allein den Kaiser Friederich zu diesem Zwecke mit einem geweihten Hut und Degen, und ernante ihn förmlich zu dem Generalfeldherrn gegen die Türken, sondern errichtete auch zu eben diesem Behufe einen Orden der h. Maria von Bethlehem, und setzte ihn den nachherigen Maltheſern zur Seite und völlig gleich. — *) Wenigstens ist doch so viel immer ausgemacht, daß Loyola nicht der Erfinder des Namens war, welchen er seiner Gesellschaft gab, und daß nicht allein die Gesellschaft, welche vorher diesen Namen führte, der eigentlichen Bekriegung der Türken sich gewidmet hatte, sondern daß er selbst auch durch Societas so viel als eine Kriegesschaar Jesu bezeichnen wolte. Alle seine Geschichtschreiber stimmen hierin überein, und leiten diese Benennung aus dem Kriegswesen her. **) Zwar suchen sie die

*) Leibn. Cod. dipl. a. a. O. S. 418. N. CLXXV.

**) Orlandini in der Histor. Societ. Iesu ... Rom. 1615. f. Lib. II. §. 62. sagt: Placuit omnibus vt a militari vocabulo, Societas Iesu (suis enim cohortibus milites, quas vulgo societates, seu compagnias appellant ab ipsis fere ducibus nomen induunt) appellaretur. — Nigronius in den Commentar. ascet. Col. 1617 versichert, e re militari ducta metaphora, ordini nostri nomen societatis a sancto fundatore inditum, quasi dicas cohortem, aut centuriam legionemve etc.

die Veranlassung dazu in seinem vorhergehenden Soldatenleben, und wollen diesem gemäß, daß die Sache bloß figürlich zu nehmen und nur von der Bestreitung der Irr- und Ungläubigen mit Worten und Ränken zu verstehen sei; allein diese Ableitung und Erklärung erhält dadurch, daß dem Loyola diese Benennung schon zu Manresa im J. 1522 ehe er noch im gelobten Lande gewesen war, oder vielmehr, wie er den Entschluß faßte dahin zu gehen, offenbart worden sein solte; *) dadurch, daß schon eine Gesellschaft unter diesem Namen da gewesen war, welche aber ganz andre Zwecke gehabt hatte, und dadurch, daß keiner dieser Geschichtschreiber derselben gedenkt, ein sehr erkünsteltes Ansehen, und führt selbst auf den Verdacht, daß Loyola ursprünglich sich wohl habe können an diese anschließen, oder sie fortsetzen, oder sie erneuern wollen. Er brauchte ja keinesweges Soldat gewesen zu sein, um auf diese Benennung zu gerathen; und wenn gleich anfänglich der eigentliche Zweck seiner Gesellschaft von dem Zwecke jener so ganz verschieden gewesen wäre: so hätte er aus eben diesem Grunde ihr gerade diesen Namen nicht geben sollen. — Sein ganzes Verfahren verträgt sich mit dem Entwurfe, den Tempelherrenorden auf gewisse Art wieder herzustellen, und mit der Lage der Sachen zu seiner Zeit, besser,

*) Orlandini a. a. O. Lib. II. §. 25.

besser, als man bei einem bloß flüchtigen Blicke vielleicht glauben mögte. Man muß nur erst bestimmen, was man unter dieser Wiederherstellung versteht. Um einst Recht zu Ansprüchen auf die eingezogenen Güter jenes Ordens zu erhalten, und endlich förmlich den Tempelritter zu spielen, und einen eigenen, irdischen Staat zu bilden, mußte man sich zuförderst und vor allen Dingen zu dem Herrn des Tempels — oder des heiligen Grabes, in soweit, und in sofern dieses nämlich damals noch statt fand, machen; und dieses war nun in diesem Zeitpunkte durch Waffen und Gewalt nicht mehr zu erreichen. Die Ungläubigen waren schwerlich aus Jerusalem zu vertreiben, und noch weniger von dort aus zu bekriegen. Aber, wer in und an diesem Tempel diente, wer der heiligen Oerter gleichsam pflegte, war auch schon in dem Besitze desselben; und wie hätte Loyola hiezu ehe und besser, als durch geistliche Schwärmereien gelangen können? Er erwarb sich dadurch Genossen und Anhänger, erregte dadurch Aufsehen, gewan dadurch Ansehen, zog die Aufmerksamkeit der Christen dadurch wieder auf jenen Tempel hin; und Uebertreibung von Andacht und Frömmigkeit waren bei solch einem Vorhaben um desto nothwendiger, da die ehemaligen Herren desselben nur ihre Herschaft, ihre Güter, ihr zugestandenes Dasein verloren hatten, weil sie irr- und ungläubig gewesen sein sollten.

ten. Auch verschafte schon dieser Besitz, diese Pflege und Wartung des Tempels, ihm Vorwand und Veranlassung zu vielerlei Ansprüchen. Er war ohne Tribut an die Ungläubigen weder zu erlangen noch zu behaupten; und die Pilger, welche, je eifriger L. den heiligen Schwärmer gespielt hatte, um desto häufiger gekommen sein würden, bedurften zu ihrer Unterhaltung und Beschützung sehr viel irdischer Unterstützung. Worauf aber konten die Diener und Pfleger jenes Tempels oder jener heiligen Oerter nähern Anspruch haben, als auf die Güter jenes Ordens? War die Idee von dem erstern nur einmal wieder recht lebhaft in den Köpfen der europäischen Christen geworden: so war das Uebrige leicht und bald gemacht. — So viel ist gewiß, daß, wenn Loyola bei seiner nun unternommenen Reise nach dem gelobten Lande, bloß, wie seine Geschichtschreiber wollen, die Absicht gehabt, den Türken das Evangelium zu predigen, und nicht mit dem Zustand der Dinge dort sich bekant zu machen, er nicht sowol ein Schwärmer, als völlig wahnsinnig gewesen sein muß. Er war nicht allein zu unwissend in seiner eigenen Religion hiezu, sondern verstand auch die Sprache der Leute nicht, welche er bekehren wolte, und machte obendrein nicht den mindesten Versuch dazu. Des eigentlichen Wahnsinnes aber läßt er warlich sich nicht bezüchtigen. So tolle Vorstellungen ihm auch durch den Kopf gingen:

so

so verfuhr er doch bei allen sehr plan- und zweckmäßig, und richtete sein Verhalten immer nach Erfoderniß der Umstände ein. Tausend Beispiele davon finden sich in seinem Leben. Wie er z. B. in Manresa zu predigen anfing, legte er weislich seinen vorhergewählten, ihm so lieben, schmutzigen und anstößigen Aufzug ab; und wenn er, wie seine Geschichtschreiber erzählen, um sich Anhänger zu verschaffen, mit irdischgesinten Menschen keineswegs sogleich das Gespräch auf Religion brachte, sondern ihren herschenden Leidenschaften schmeichelte, und mit Kaufleuten vom Handel, mit Soldaten von Schlachten, mit Hofleuten von Ränken und Welthändeln zu reden anfing: so, denk' ich, sind dieses Beweise von einer Menschenkentniß, deren nur der verschlagene, nicht der wahnsinnige Kopf fähig ist.*) Der große Conde verglich ihn bekantermaßen mit dem Cäsar, welcher nichts ohne gute Gründe und reife Ueberlegung gethan habe, und dieser Prinz hatte mit zu vielerlei Menschen gelebt, als daß sein Urtheil nicht vieles Gewicht haben solte.**) — Eben so merkwürdig, bei dieser

seiner

*) Pasquier, welcher die Geschichte desselben sorgfältig studiert hatte, nennt ihn, l'un des plus accorts & sages mondains que le siècle ait porté.

**) Die Jesuiten selbst scheinen vom Anbegin an gewolt zu haben, daß man ihren Stifter mehr für-

seiner Reise nach Jerusalem ist es, daß er den Franziskanern dort, an welche er empfohlen war, und sich halten mußte, nichts von diesen seinen vorgeblichen Bekehrungsabsichten gesagt haben soll, und daß diese ihn mit Gewalt sehr bald wieder wegtrieben. Würde er nicht, wofern er ein dergleichen Vorhaben wirklich gehabt hätte, es ihnen, wenigstens um Aufschub zu erhalten, mitgetheilt haben? Und merkten sie etwan ein anderes Vorhaben ihm ab, welches mit ihrem Interesse dort sich nicht vertrug? —

Noch besser stimte sein Verhalten nach seiner Rückkehr mit jener Mutmaßung von seinen Absichten überein. Er weigerte sich nicht allein zu dem damals errichteten Orden der Theatiner — ob der Zweck dieses Ordens gleich eben derselbe war, welchen Loyola haben wolte, — sich zu gesellen, sondern verband auch schon im J. 1534 sich feierlich mit seinen Jüngern zu einer zweiten Reise nach Jerusalem, und zu der Bekehrung der Türken. *)

Was

für einen Eroberer, als einen Apostel ansehen solle. In der auf seinem Grabe befindlichen Inschrift, verglichen sie ihn mit dem Pompejus, Cäsar und Alexander. S. die Hist. des Religieux de la Comp. de Iesus, Par. 1741. 12. Liv. III.

*) Le Fevre, bei dem Pinius, in dem Comment. praev. de S. Ignat. Loyola §. 18. n. 178. in den Actis Sanctor. Mens. Iulii.

Was konte diese Gesellschaft aber unverdächtiger und gewisser nach Jerusalem hinbringen, was ihr einen bessern Vorwand, sich in den Besitz des Tempels zu setzen, und sich Diener und Pfleger desselben zu nennen, verschäffen, als diese Maske, oder dieser Entwurf? Wie konte sie sogar sicherer zu diesem Besitze gelangen, als wenn sie mit der Ausführung dieses Entwurfes, mit Versuchen die Türken zu bekehren, ihr Wesen dort zu treiben, wirklich anfing? Und was war also planmäßiger, als daß die Mitglieder derselben zu diesem Bekehrungsgeschäfte durch Studiren der Theologie, sich vorzubereiten suchten? Es war immer noch Zeit, sich zu Kriegern und Rittern umzuschaffen, wenn sie nur erst in den Besitz der europäischen Güter dieser Ritter sich gesetzt, oder auch nur Recht zu Ansprüchen darauf erworben hatten. Auch kam die ganze eigentliche und endliche Einrichtung des Ordens ja nicht ehe (im J. 1539), als bis Loyola diese seine beschlossene Reise, vorgeblich wegen der immer noch zwischen den Venetianern und den Türken obwaltenden Krieges, hatte aufgeben müssen, und sogar erst zwei Jahre, nachdem er sie schon aufgegeben hatte, zu Stande; aber nirgends finden wir die geringste Spur, daß er in den ganzen, zwischen ihrer ersten und ihrer letzten Bestimmung hingegangenen drei oder gar fünf Jahren, eine päbstliche Bestätigung ihres frühern Zweckes, welche eben auch nothwendig gewesen

wesen wäre, gesucht hätte.*) Glaubte er etwan, daß eine auf Jerusalem ihr Absehen richtende Societas Iesu keiner Bestätigung bedürfe? Oder war eine solche schon, in sofern es bereits eine unter diesem Namen gegeben hatte, dadurch stillschweigend bestätigt, und getraute entweder der Pabst sich nicht sie von neuem förmlich gut zu heißen, oder Loyola sich nicht diese Gutheißung zu fodern? Und wie ging es zu, daß, da nicht von Venedig allein ein Weg nach Jerusalem geht, er bei seinem Eifer für das h. Grab nicht zu Lande, oder von einem andern Orte aus, dahin zu kommen suchte? Hatte er etwan Winke erhalten, oder war er sonst überzeugt worden, daß durch die vorgebliche Predigt des Evangeliums unter den Türken und durch den Aufenthalt in Jerusalem nichts Wichtiges mehr zu gewinnen war? Ueberhaupt finden sich in der Erzählung seiner Geschichtschreiber von diesem Vorhaben, mit seinen Gefährten nach dem gelobten Lande zu ziehen, und von der Absicht dabei, sonderbare Widersprüche. Nach den Worten des einen zu urtheilen, hat es das Ansehen, als ob die ganze Reise dahin nur eine Wallfahrt sein sollen; und als ob sie gleich an-

*) Zwar ließen sich einige seiner Schüler dem Pabste darstellen, erhielten seinen Segen, und ein Geschenk auf den Weg; aber von besonderer Bestätigung findet sich kein Wort.

fänglich den Vorsatz gehabt hätten, sich, sobald sie zurück sein würden, dem Pabst zum Dienste anzubieten; *) aber wie verträgt sich denn dieses mit dem Vorsatze, dort den Ungläubigen das Evangelium zu predigen? Und ihn selbst lassen sie denn wieder in seinen Reden sagen, daß er sich glücklich schätzen würde, um des Glauben willen, sein Blut in einem durch das Blut des Erlösers geheiligten Lande zu vergießen, lassen ihn von einer (obgleich freilich nur geistigen) Eroberung dieses Landes sprechen, und hinzusetzen, daß da Gott ihnen ausdrücklich die Thüre dazu verschlossen habe, er nun von ihrer Bestimmung zu weit größern Unternehmungen überzeugt sei, und daß sie daher eilen müßten, dem Statthalter Christi ihre Dienste anzutragen; — lassen ihn den verwehrten Eingang zum heiligen Lande, als den sichersten Beweis ansehen, daß der Himmel sie zu der geistigen Eroberung der ganzen Welt einlade. **) War denn

*) So drückt sich Le Fevre, ein Augenzeuge bei dem Vinius aus: Hoc eodem anno (1534) ... ivimus omnes ad S. Mariam prope Lutetiam, ut ibi quisque votum faceret, eundi Ierusalem tempore statuto, et post reditum inde, ponendi se sub obedientia Pontificis Romani &c.

**) Auf diese Art läßt ihn z. B. der verkappte Hercule Rasiel de Silva (in der Histoire de l'admirable Dom Inigo de Guipuscoa, Chev. de la Vierge, & Fondateur de la Monarchie des Inighistes, à la Haye 1736. 12. 2. Bd.) Lib. III. §. 7. seinen eigentlichen Geschichtschreibern gemäß, reden.

denn aber die vorgehabte Bekehrung der Türken nicht auch nur eine geistliche Eroberung? Und, wenn seine Gesellschaft jetzt auf diese Art die ganze Welt erobern solte: so gehörten die Türken ja immer noch in ihren Plan. Noch mehr, war nur die Bekehrung dieser ursprünglich ihr Zweck, warum hätten sie deswegen müssen gerade nach Jerusalem gehen und dort sich niederlassen wollen? Giebt es nur dort Türken?

Einer der merkwürdigsten Umstände ist, meines Bedünkens, aber, daß die dem Orden gegebene Benennung den größten Widerspruch in der römischen Kirche, und vorzüglich in demjenigen Lande fand, aus welchem der Untergang des Tempelherrenordens sich herschrieb. Dieser Widerspruch läßt sich nicht für einen bloßen Vorwand, und die Einrichtung der Gesellschaft für den eigentlichen Grund dazu ansehen; denn ob diese gleich in eben diesem Lande nur unter einigen Beschränkungen gebilligt und eingeführt wurde: so war und blieb dieser Name doch das anstößigste, und die Führung desselben wurde ihr ausdrücklich untersagt.*) Woher aber dieser Widerwille gegen

*) S. die Akte de l'assemblée de Poissy in der Hist. generale de... la Compagnie de Iesus, Amsterd. 1761-1767. 12. 6. Bd. Th. 1. S. 80 und 90.— Des d'Argentre Collectio Iudicior. Bd. 2. Th. 1. S. 523.— Es ist wirklich sonderbar genug, daß der Bischof von Paris in seinem, über die Jesuiten ertheil-

gegen die Benennung? Durch sie ganz allein und ohne alle andre Rücksicht, gewan die Gesellschaft keine weitern Vorrechte; und dem Staate und der gallikanischen Kirche würde sie eben so gefährlich und nachtheilig gewesen sein, wenn sie auch sich Ignazianer oder Loyolisten genant hätte. Auch konte dieser Widerwille, oder eine Furcht vor besondern Anmaßungen der Gesellschaft, nicht daraus entspringen, daß der Name des Stifters der christlichen Religion dabei gebraucht war; es gab ja schon Jesuaten und Christusorden die Menge. — Sogar die von dem Pabste anfänglich gemachten Schwierigkeiten, die Gesellschaft als einen bloßen Mönchsorden zu bestätigen, und das dadurch bewirkte Gelübde eines besondern Gehorsams gegen den päbstlichen Stul, könten auf den Verdacht bringen, daß der ursprüngliche Zweck derselben ihm bedenklich oder gefährlich geschienen habe. — Diesen Faden hier weiter zu verfolgen, und z. B. die innern Einrichtungen des Tempelherrenordens mit den innern Einrichtungen der Jesuiten oder die Eigenthümlichkeiten beider mit ein-

theilten Gutachten, unter andern sagt: Parceque le fait que l'on prétend de l'erection, du dit Ordre ou compagnie est, qu'ils iront prêcher les Turcs & les Infidèles... faudroit sous correction, establir les dittes maisons & Sociétés ès lieux prochains desdits Infidèles, ainsi qu'anciennement a été fait des Chevaliers de Rhodes u. s. w. S. die angef. Hist. gen. Bd. 1. S. 41.

einander zu vergleichen, und Spuren von jenen in diesen zu suchen, u. d. m. würde zu sehr ins Weite führen; wer aber diese Vergleichung unternehmen will, muß ja nicht bei äusserer Gestalt und Erscheinung, sondern bei dem Geist der Dinge stehen bleiben, und nie vergessen, daß — der Soldat nicht aufhört Soldat zu sein, weil er in bürgerlicher Kleidung auftrit, und daß, wie das Sprüchwort sagt, alle Wege nach Rom führen. Bei ganz verschiedenen und sogar entgegengesetzten Richtungen kan man immer noch einerlei Zweck und Ziel haben, und auf diesen Zweck und dieses Ziel komt es hier an. Die Einrichtungen der Jesuiten in Paraguay allein würden beweisen, daß es ihnen eben so gut wie den Tempelherren, um ein eigenes, irdisches Reich zu thun war. — Daß sie aber, wie sie nicht in den eigentlichen Besitz des Tempels sich setzen, oder im gelobten Lande niederlassen konten, und also einen andern Zweck sich setzen mußten, diesem nachherigen Zwecke gemäß, ihre nachherigen Einrichtungen machten, ist sehr natürlich; allein hieraus folgt nur, daß man bei diesem nicht allein, und nicht buchstäblich stehen bleiben dürfe. Freilich läßt sich nicht läugnen, daß, wenn man ohne alle Prüfung sich dem Eindrucke überläßt, welchen die verschiedenen Lebensbeschreibungen des Loyola machen, man nichts als einen bloßen ungereimten, geistlichen Schwärmer, oder einen christlichen Heiligen,

ohne

ohne alle bestimte, deutliche irdische Absichten in ihm zu sehen glaubt, und geradezu keine einzige Thatsache findet, welche ausdrücklich die Wiederherstellung des Tempelherrenordens, oder vielmehr einen dem Tempelherrenorden ähnlichen Zweck zu verrathen scheint. Allein wer würde denn hier Wahrheit in Erzählung der Thatsachen suchen, oder was seine Lebensbeschreiber erzählen, für wahr nehmen, weil er sonst das unsinnigste Zeug unter der Sonne würde dafür halten müssen? Wer weis denn nicht, daß die Schwärmerei der Vorschwärmer die mehrsten male nichts als Maske ist, und wer muß nicht einsehen, daß, wofern Loyola sonst jene Absicht gehabt hätte, er dieser Maske um desto eher benöthigt gewesen sein würde, da seine Vorgänger ein so hartes Geschick gehabt hatten, und so verdächtig und verhaßt geworden waren? Wer kan denn, bei Prüfung dieser Lebensbeschreibungen, den Umstand aus den Augen verlieren, daß sie alle erst nach der völligen und endlichen Bildung des Ordens geschrieben worden sind, und also nur mit Beziehung hierauf haben geschrieben werden können? Man muß sie alle, sagt ein scharfsinniger Kenner derselben, wie die hebräischen Bücher, rückwärts lesen. Der Stifter eines bloß geistlichen Ordens, mußte nothwendiger Weise nur als ein heiliger, frommer Mann, nur als ein Wunderthäter, höchstens als ein Narr vor seinen Lesern erscheinen. — Uebrigens gebe

ich

ich alle diese Bemerkungen für nichts als Muthmaßungen aus, und mein ganzer Zweck dabei ist kein anderer, als sachkundigere Männer zu genauern Untersuchungen zu veranlassen. Die Erklärung ehemaliger Erscheinungen läßt sich wenigstens mit Sicherheit unternehmen, und ist vielleicht das beste Mittel, die gegenwärtigen richtig beurtheilen zu lernen. — Bei andern Umständen aus Loyola's Leben, welche etwan merkwürdig scheinen könten, z. B. dabei, daß er und seine Gefährten gerade am Johannistage die Priesterwürde erhielten, u. dergl. m. halte ich mich nicht auf. Untersuchungen darüber kommen nur Geweihten zu.

B.

Beilage.

CLXXIX. Pii II. Epistola ad Carolum VII. Regem Galliae, vt militi cuidam suo permittat ingredi Societatem Iesu, ad infidelium oppugnationem institutam. Mantuae, 13. Octob. 1459. [Ita patet huius nominis Societatem fuisse ante institutum Ignatii Loyolae, sed scopo diversam.] *)

Charissime in Christo fili salutem et Apostolicam benedictionem. Intelleximus dilectum

*) Die letztern in Klammern eingeschlossenen Worte sind wahrscheinlich ein Zusatz des Leibnitz selbst; im d'Achery finden sie wenigstens sich nicht.

ctum filium Guillermum de Torreta votum emisisse societatem sub vocabulo Iesu nuncupatam, ad Dei honorem, et infidelium oppugnationem noviter institutam ingrediendi, et in ea una cum aliis pro defensione fidei Christianae contra Turchos persistere velle. Verum cum is impraesentiarum in civitate Astensi in tuis servitiis permanere asseratur, et votum suum huiusmodi ac desiderium adimplere nequeat, nisi tuae Seren. licentiam obtineat: Exhortamur idcirco Celsitudinem tuam ac rogamus, ut tu, qui Christianissimum nomen a proavis et praedecessoribus tuis clarissimis Regibus per longissimam temporum seriem ductum amplioribus tuis virtutibus roborasti, in hac pia causa non deficias, et praefato Guillermo, quem propter suas eximias virtutes ac merita promotorem dictae Societatis deputavimus, liberam licentiam concedere placeat, vt cum bona gratia tuae Sublimitatis recedere, et ad serviendum praefatae Societati accedere valeat. In quo rem Deo imprimis acceptam, fidei vtilem et necessariam, et honori tuae Regiae Amplitudinis convenientem efficies. Datum Mantuae sub annulo Piscatoris die decima tertia Octobris, millesimo quadringentesimo, quinquagesimo nono, Pontificatus vero nostri anno secundo, Marcellus.

3. An-

3.

Antönchen und Trudchen. *)

Le ſtyle le moins noble, à pourtant ſa nobleſſe.
Boileau.

In Pom * *, nicht weit von einer gewiſſen Stadt, lagen zwei alte Schlöſſer, nur eine Meile weit von einander. Das eine gehörte dem Herrn von Weſekendow, einem alten und armen, und das andere dem Herrn von Sliebenfeld, einem armen und alten Edelmann. Sie waren Schwäger, und hatten jeder ein einziges Kind. Der Herr von Weſekendow hatte als Früchtchen ſeiner ehelichen Liebe, Trudchen, ein liebes kleines Mädchen, die lauter Narrenpoſſen machte, und damit ankündigte, daß ſie 'mal ſehr geſcheut, ſehr pfiffig und ſogar ſehr herzhaft werden würde. Sie ſprang ſchon, wenn Papa und Mama nicht da waren, mit den Bauerjungen herum, und ritt, haſt du nicht geſehn! auf dem kleinen Polacken ihres Papa. Sie war das Ebenbild ihrer Mama, denn Frau von Weſekendow war eine ſpaßhafte Frau geweſen,

*) Nach einer Erzählung der Gräfin von Remond.

wesen, und war es auch noch. Der Pfarrer, der in der großen Welt — Hofmeister gewesen war, ging gern mit ihr um, und machte sogar was aus ihr. Sie sprach gewaltig französisch, und wußte wohl zehn Schelmstückchen, die sie immer sang, und worüber sich die Leute todt lachen wolten, besonders die schönen Geister aus den umliegenden Amtsstuben. Aber trotz dem, daß sie so witzig war, hatte sie Kopf, und war eine gute Wirthin, sparte jeden Pfennig, ließ es sich von niemand recht machen, fluchte mitunter, und kollerte den Knechten und Mägden zuweilen mit großer Leichtigkeit und ausserordentlichem Nachdruck die Jacken und Wämser aus. Diese zärtliche Mama wußte, was eine gute Erziehung auf sich hätte, und gab ihrer Töchter Beispiele und Lehren der Sanftmut, wobei sie gewöhnlich hochdeutsch sprach. Wenn der Papa von der Jagd nach Hause kam, knixte das wohlgezogene Trudchen ihm entgegen und hinter ihm her, und plapperte ihm vor, was sie behalten hatte, und die guten Eltern bewunderten sie in der Stille, und streichelten sie eins immer mehr als das andre, und solche zärtliche Auftritte endigten sich immer mit einem Stückchen Gewürzkäse, welches das kleine schlaue Ding enterte.

Der Schwager des Herrn von Wesekendow, der Herr von Sliebenfeld, hatte einen Sohn, Namens Antönchen, und ungefähr von gleichem

Alter

Alter mit Trudchen; er war aber nicht so lustig und schnurrig wie seine kleine Muhme, er war etwas stille. Seine Eltern waren der Meinung, er würde Verstand kriegen; aber einen gesetzten, und man verließ sich darin auf sie.

Wenn sich die beiden Familien besuchten, war Muhme Trudchen um Vetter Antönchen stark her; aber er drehete immer den Kopf weg, stieß sie mit dem Ellenbogen und sagte: Laß mich gehen! Nun mußte das arme Trudchen allein Seejungfern werfen, allein auf die Bäume klettern, und allein Frösche fangen. Sie klagte ihrem Onkel, ihrer Tante, ihrem Papa und ihrer Mama, daß Vetter Antönchen sie nicht ansähe; aber man sagte ihr: Antönchen wäre ein gesetztes Kind und sie ein Eulenspiegel, und dann machte sie einen Backsprung, und ihre Eltern wolten sie mit Blicken dabei auffessen, und Antönchen sagte nichts dazu.

Nach Verlauf einer gewissen Zeit wurde ausgemacht, daß sich Antönchen und Trudchen einmal heirathen solten, wenn sie in das gehörige Alter kämen, und da sie einander gleich für gleich bekommen solten, so nahm man Abrede, Antönchen auf eine Schule, und Trudchen zu einer Mamsell in der nächsten Stadt zu bringen, daß sie besser lesen und schreiben lernen solten. Dieses doppelte Elternpaar gehörte nicht zu den neidischen Menschen, die es nicht leiden können, daß ihre Kinder mehr wissen, als sie. Sie sagten: unsre Kinder werden

den gescheuter werden, als wir, aber das macht nichts, und man pflegt zu sagen, je weiter du gehst, destomehr siehst du. Nun gut, wir wollen thun, was viel andre Leute auch gethan haben. Das wird eine Freude sein, wenn meine Trude mir des Sonntags ein hübsches Buch recht rührend vorlesen kan! Und mein Anton, wenn der mir meine Rechnungen machen, die Säcke Korn und Mehl einschreiben, und mit mir französisch sprechen kan! Genug, wir werden glückliche Leute sein, und unsre Kinder werden die gelehrtesten in der ganzen Nachbarschaft werden.

Nun war es gut, und man setzte den Tag an, wo sie weggebracht werden solten. Die Pferde wurden gestriegelt, die Kaleschen gewaschen, und die beiden Mütter näheten und bügelten bis auf die letzte Stunde das Linnen ihrer Kinder. Antönchen kam auf die Schule nach St**, und ein Professor nahm ihn zu sich, und Trudchen wurde zu der Mamsell gebracht, die fünf Meilen davon in einer andern kleinen Stadt wohnte. Sie hieß die Mamsell und hatte keinen andern Namen. Die Eltern beiderseits fuhren betrübt wieder zu Hause. Die Kinder solten zwei Jahre bleiben, wo sie wären, und dann in Gottes Namen heirathen. Das war lange hin; aber die Mütter nahmen sich vor, Garn zu spinnen und Leinwand machen zu lassen, daß die Mitgabe bis dahin fertig

tig wäre. Sie gingen aus einander und setzten sich zum Spinnrade.

In den zwei Jahren fiel eben nichts vor, was nennenswerth wäre. Man hatte Nachricht, daß die Kinder gute Köpfe hätten, und daß sie anfingen, recht hübsch lesen und schreiben zu lernen. Die Väter freueten sich darüber, daß sie pusteten und riefen mehr als einmal: Sagt' ichs nicht, daß mein Anton, daß mein Trudchen ein gelehrtes Köpfchen habe?

Die Zeit kam denn, wo sie die beiden Wunder wieder zu sich nehmen wolten. Man ließ ihnen den Tag sagen, wo man sie abholen würde. Trudchen war größer geworden; aber ihre Kleider waren nicht mit gewachsen und kurz geblieben, und man konte darunter sehen, daß sie hübsche runde, feste Beine hatte, und die andern Dinge waren auch so. Sie hatte eine schiere, wenn auch nicht weisse Haut, schwarze Haare, unter denen im Nacken krause Murrhärchen durchkukten, und eine kleine Stirn, kleine schwarze Augen, die pfiffig, dreist und trotzig aussahen. Ihr Stumpfnäschen nahm sich sehr gut aus und ihren etwas großen Mund, der aber roth und frisch wie Kirschen war, sahe man gerne an. Ihre Taille war zwar nur kurz, aber dafür viereckig, und zeigte, daß sie recht stark sein müßte. Ihre Hände waren noch ein wenig roth und schulfrig, und man konte noch

nicht

nicht wissen, ob sie hübsch werden würden. Sie war immer noch so schnurrig als sonst, aber doch wohlanständiger.

Antönchen war sehr blond, ganz gewaltig blond. Sein Gesicht war gescheut, seine Augen blau, sein Mund groß, die Lippen sehr dick, und er war alles in allem nicht übel, und sehr lang, und hatte gerade Beine, aber konte noch nicht recht darauf stehen.

Wenn er so sein hübsches Mühmchen von der Seite ansah, wurde ihm ganz wunderlich, und er erinnerte sich an seine eilfischen Jahre und sagte: Bin ich nicht ein Tapps gewesen, daß ich sie immer mit dem Ellnbogen stieß und sagte: Laß mich gehen? Die beiden Kaleschen fuhren neben einander, und Antönchen seufzte und ließ sein Mühmchen nicht aus den Augen, wenn sie nicht hersahe, und Trudchen schlug die Augen auch nieder und fühlte, ach, ich kan nicht sagen, was. Antönchens Seufzer kamen endlich seinem Vater zu Ohren und er fragte ihn, was er vorhätte, daß er stöhnte wie ein Ferkel? Antönchen sagte, ohne eine Miene zu verziehen: ach, lieber Papa, sein Sie nicht böse, ich habe Bauchkneipen. Dem Vater that das Herz weh, ließ ihn absteigen und rieth ihm, hinter einen Busch zu thun, was man bei Koliken gerne thäte. Antönchen war fein, und er that, als ob ers thäte, gieng dann hinter der Kalesche her und bat seinen Vater, sachte zu

fahren,

fahren, und ihn zu Fuße gehen zu lassen. Er näherte sich der Kalesche, worauf Trudchen mit ihrer Mutter saß, und steckte ihr ein Zettelchen zu, das der schlaue Schelm hinter dem Busche mit Bleistift beschrieben hatte. Die Mama sang gerade und so konte Trudchen den Zettel hinter ihr aus einander machen und folgendes lesen:

„Schönes Trudchen, hast du wol 'mal 'was „von der Liebe gehört? Ich glaube wol nicht, „weil ich nicht wüßte, wie, da du noch so artig „einfältig bist; aber laß mich nur machen, und „dich nichts merken. Ich habe die Liebe aus „schönen Büchern gelernt, die Romane heißen, „ich will dir welche zu lesen geben, bekümre „dich um nichts. Adje, liebstes Mühmchen, „Bauchweh hab' ich nicht, ich that nur so, als

Dein

treuer Vetter und unglücklicher Liebhaber
Antönchen.

Trudchen wurde feuerroth, steckte den Zettel in die Tasche, und war böse, daß sie nicht bald nach Hause und in Freiheit kam, um ihren Vetter zu lieben, denn Willens war sie es, und sie wolte es ihm sagen. Sie kamen endlich an, aber Trudchen erinnerte sich an die Lehre der Mamsell, daß man gegen junge Bursche zurückhaltend sein müßte, und schrieb folgende Antwort an Antönchen:

„Lieber Vetter, was du da von Liebe sagst, „ist wohl nur ein Schabernack, den du mir an„thun willst, und so ein trauriger Fallstrick, den „die Mädchen schwer bezahlen müssen. Ich „habe auch so gut, wie du, Bücher von der „Liebe gelesen, aber nicht viel. Sage mir nur „aufrichtig, ob du es nicht falsch meinst, und „da will ich dirs glauben, und mich nach den „Büchern richten, die du wohl auch gelesen „hast, sie sind hübsch, und ich möchte es wohl „so machen wie darin steht. Aber vergiß nur „nicht, daß du mir die Wahrheit sagst, denn „wenn du mich liebst, liebe ich dich auch, wo „nicht, so war es doch man so. Adje, lieber „Vetter, ich verbleibe

Deine

gehorsame Dienerin
Kousine Trudchen.

Antönchen sprang vor Freuden über diesen Brief und er fand Naivetät, Aufrichtigkeit, eine Art von Adel der Empfindungen und hauptsächlich viel Verstand darin. Den Rest des Tages gieng es spatzieren, die Väter mit Antönchen, und die Mütter mit Trudchen. Des Abends um acht Uhr setzte man sich zu Tische, und es gieng lustig dabei her. Beim Nachessen sungen die Väter, und die Mütter wiederholten die letzten Verse immer mit.

Antön-

Antönchen hatte den halben Weg aus Liebe zu seiner Muhme zu Fuße gemacht und war sehr müde, also schlief er am Tische ein. Sein Vater merkte wohl, daß dies gegen die Artigkeit sei, nahm ihn beim Ohre, rüttelte ihn etwas unsanft auf, und schrie dabei: Schlummerkopf! Schlummerkopf! Als Trudchen ihren Liebhaber so geradezu behandeln sah, seufzte sie und sagte für sich: wie kan man das aber einem jungen Burschen bieten, der so hübsch, so blond, so wohldenkend und unterhaltend, und noch dazu mein Vetter ist? Antönchen stand vom Tische auf, und war fast noch nicht aufgewacht, nahm die erste beste Lampe und stieg in die Kammer hinauf, die man für ihn zurecht gemacht hatte. Die Väter fiengen an den Wein zu fühlen, und ihre Lustigkeit wurde ansehnlich. Trudchen, die gewohnt war Abends nach Tische ein hochdeutsches Nachtgebet zu hören, erstaunte, als sie hier ein plattes hörte. Ihre Mutter merkte wohl, daß sie nicht mehr am rechten Orte hier sei, und schlug ihrer Schwester vor, mit ihr und Trudchen in den Mondschein hinaus zu gehen. Sie ließen die beiden Väter am Tische, und setzten sich draußen auf eine grüne Bank, die ihnen so eben recht kam. Trudchen mußte von der Stadt und von der Mamsell erzählen, und sie war noch bei ihrem Appetit und ihrem Beichtvater, als ihre Mama von ungefähr die Augen aufschlug, und in der Dachkammer Licht sah. Mein Heiland,

rief sie: Antönchen, der Hundejunge, hat seine Lampe nicht ausgethan, er wird eingedrummelt sein, er wird uns das Schloß übern Kopf anstecken. Ich muß nur 'rauf! Sie sprang auch wirklich hinauf, und es ward ihr nicht schwer in die Kammer zu kommen, weil gerade keine Thüre davor war. Sie stand still, und siehe da, Antönchen liegt im Bette und hat ein Buch in der Hand, und ist so darin vertieft, als ob er es auffessen wolte! So, so, Seelenfreund, rief sie: so vertreibst du dir die Zeit, statt dich aufs Ohr zu legen? Ich dächte es wäre besser, wenn du deinen Abendsegen hersagtest! Du würdest auch schöne Seide dabei spinnen, wenn du das Haus anstecktest und lebendig darin verbrenntest! Sei so gut und thu deine Lampe aus.

Gnädige Tante, antwortete Antönchen: man sieht wohl, daß Sie nicht viel gelesen und gehört haben. — „Mehr als du, Vetterchen!“ sagte sie: „aber ohne Federlesens, thu' was ich dir gesagt habe.“ — Antönchen legte sein Buch unter den Kopf und blies die Lampe aus, wie seine Tante befohlen hatte. Nun ging sie wieder zu ihrer Schwester und zu Trudchen hinunter. Man sprach weiter und Trudchen solte darauf die Arie singen: „Wie groß ist des ꝛc.“ Sie ließ sich

nicht

nicht lange bitten und sang mit heller Kehle. Antönchen schlief noch nicht, und als er die Stimme seines Mühmchens hörte, stand er voller Liebe und Freude auf, drückte den Kopf durch ein Kappfenster, und er konte alles hören und sehen, weil es helle war.

Nun aber kam sein Vater, der in eine andere Kammer neben ihm gebettet war, und hatte da 'was zu machen, und da er so vorbei ging, sah er sein Antönchen in der Stellung, den Kopf durchs Loch, und das andre in die Luft gestreckt. Er kam auf den Zehen herein, und, um einen Spaß zu machen, nahm er seine flache Hand und gab Antönchen einen sehr starken Klapps auf den — man weis wohl. Darüber erschrack und that er einen gewaltigen Schrei, und konte kaum den Kopf wieder los kriegen, weil er ihn mit Gewalt durchgebohrt hatte. Trudchen wäre beinahe ohnmächtig geworden, und wenn sie recht gewußt hätte, wie man es macht, hätte sie es auch gethan. Antönchens Mama ging gleich hinauf, und als man hörte, was es gewesen war, lachte man sich halb todt darüber, aber Trudchen nicht, sie seufzte und jammerte ganz heimlich. Nun legte man sich ins Bette, und ich glaube, sie haben gut geschlafen. Den andern Morgen hatte Trudchen folgendes Briefchen von ihrem Vetter:

„Es

„Es ist, wie ich gesagt habe, schönes Trud-
„chen, ich liebe dich, und du mußt mirs glau-
„ben, ohne Spaß, ich lüge nicht, ich will es
„beschwören. Dabei bleibt es. Ich hoffe,
„daß du mich eben so lieben wirst, du hast mir
„ja Hofnung darauf gemacht. Aber, o weh,
„was werden wir alle beide von der schlechten
„Lebensart, die unsre Eltern verstehen, zu lei-
„den haben! Ich habe es schon trübselig fühlen
„müssen. Erst schlaf' ich ein, weil mir ihre
„matten Lieder lange Weile machten, da komt
„mein Vater, der ungesittete Mann, nimt
„mich beim Ohr und schreit: Schlummerkopf!
„Schlummerkopf! Meine Tante verbietet mir
„eben so unhöflich das Licht, und ich las in
„dem schönsten Roman. Ich stelle mich ans
„Fenster, um dich so hübsch singen zu sehen,
„und da kömt mein Vater — — Aber ich
„ärgre mich nicht über den Klapps, den er mir
„gegeben hat, aber daß sie alle lachten, und daß
„du nicht in Ohnmacht fielest — Ich dachte
„freilich, daß du das noch nicht wüßtest —
„Aber künftig, schönes Trudchen, merk es dir
„ja; denn wenn in den Romanen den Liebha-
„bern ein Unglück begegnet, so sind die Gelieb-
„ten gleich weg, aber dafür machen sich die
„Liebhaber wieder todt. Siehst du, so ist es.
„Adje. Antworte mir hübsch, liebe Muhme,
„ich bitte dich recht drum; liebe mich, und

„sei

„sei versichert, daß ich es auch thue, und „daß sich nie verändern wird.

Dein

Vetter und treuer Liebhaber
Antönchen.

Trudchen las diesen Brief mit Freuden, und da sie wohl sahe, daß ihr Vetter sie aufrichtig lieb hatte, so schrieb sie ihm folgende Antwort:

„Mein schöner Vetter, ich merke auch so „'was von der schlechten Erziehung meines lie„ben Papa, Mama, Onkel und Tante; aber „weil wir gute Kinder sind, so wollen wir thun, „mir nichts dir nichts. Ich liebe dich, und „sage es dir gerade 'raus, weil du mir ver„sichert hast, daß du nicht lügst, so lüg' ich „auch nicht, ich schwöre dir, daß dir mein Herz „ergeben ist. Du wunderst dich, daß ich nicht „in Ohnmacht gefallen bin, als du schriest, ich „wußte nicht, daß es so sein müßte. Da es „aber die Romane haben wollen, so soll es „nicht mehr an mir fehlen. Brich du dir nur „'mal einen Arm oder ein Bein, oder falle dir „ein Auge aus, oder plumpe ins Wasser, so „sollst du sehn, wie es gehen wird. Siehst du, „ich will eine ganze Stunde ganz weg liegen, „wenn es so recht ist. Ich werde mein Mor„genbrod in dem kleinen Baumgarten essen; wenn

„du

„du dahin kommen willst, können wir was „von unsrer Liebe sprechen. Adje, ich bin „und bleibe dir gut, Trudchen.“

Antönchen hatte wieder große Freude über den Brief, aber er nahm sich in Acht, in den Baumgarten zu gehen. Er war nicht Willens, so ohne Anstoß glücklich zu werden. Er hatte bemerkt, daß in den Romanen die Liebhaber sehr viel und sehr lange leiden müssen, und er wolte gerne leiden, wie sie. Er ging anders wohin, und ließ Trudchen, die nicht so verständig war, ihre Herzensnoth hoffen und warten. Darüber, wurde sie böse, und da er nicht kam, ging sie auf das Schloß und schrieb ihm folgendes:

„Grausamer Liebhaber Anton, ich habe „lange auf dich gewartet. Du bist nicht ge„kommen, geht man so mit einem Mädchen „um, die man lieb hat? Scheer dich, wohin „du willst, Undankbarer, ich will dich mit „keinem Auge wieder ansehen.“

Antönchen antwortete folgendes darauf:

„Sieh, so ist es recht, Mühmchen, so ist es „recht, so hab' ich es gerne haben wollen. Ich „bin nicht gekommen, weil ich gerne Leiden „haben wolte, wie in den Romanen, und du „weißt also nicht, daß man es so anfangen muß? „In den Büchern sehen sich die Liebesleute sehr „sel-

„selten, sie sind immer in der Angst und wer-
„den immer gestört. Ich bin recht böse, daß
„mein Vater so lange hier bleibt; aber nur Ge-
„duld, ich laufe weg, ich weis den Weg und
„dann wollen wir in Briefen darüber klagen
„und jammern. Ich werde schreiben, du liebst
„mich nicht mehr, darüber wirst du böse, wir
„zanken uns und werden wieder gut — das
„wird prächtig sein. Ich werde dir Romane
„geben, ich habe welche mitgebracht und du
„mußt dich nach ihnen richten. Guten Mor-
„gen. Befinde dich wohl.“

Antönchen und Trudchen sahen einander zu Mittag, aber sie sprachen kein Wort mit einander. Nach Tische trennten sie sich. Antönchen ging mit auf die Jagd, und Trudchen arbeitete mit ihrer Mama und ihrer Tante. Den Abend hörte Antönchen eine fröliche Nachricht. Sein Vater wolte in Prozeßsachen nach Stet * * und ihn mit nehmen, und ihm ein neues Kleid machen lassen. Diese Trennung kam den kleinen Romanköpfen erwünscht. Trudchen wäre des Todes gewesen, wenn sie mit gesolt hätte, denn sie fing an, gelehrter zu werden. Den andern Morgen reiste die Familie Sliebenfeld von Wesekendow weg nach Stet * *. Trudchen war still und stum; aber die Aernte kam und zerstreuete sie nicht wenig. Gleich in den ersten Tagen hatte sie einen Brief von ihrem Liebhaber, und zwar folgenden Inhalts:

„Meine

„Meine liebe Muhme, wir sind alle glück-
„lich hier angekommen, ich meine mich, mei-
„nen Vater, unsre Pferde und meine Mama.
„Wir wohnen prächtig. Alles ist ausgemahlt,
„und wir leben hoch, daß es eine Freude ist.
„Es kostet freilich meinem Vater viel, alles in
„allem jede Mahlzeit einen halben Gulden!
„Was meinst du dazu? Ich habe alle schöne
„Sachen hier gesehen, und bin auch im Bauche
„gewesen, eines Seeschiffes, meine ich. Aber
„es hat mir doch alles nicht so gut gefallen, als
„du. Laß dich nichts merken, aber ich glaube,
„der Papa will mir ein ganz rothes Kleid ma-
„chen lassen. Ich hab' es so unter der Hand
„erfahren, sag aber nichts davon. Da werd'
„ich springen! Denn ich glaube, daß ich dir
„mit dem rothen Rock noch besser gefallen werde.
„Ach, liebe Muhme, ich habe hier einige Stadt-
„frölen gesehen, das war zum lachen. Ich
„kan dir nicht eigentlich sagen, wie sie gewach-
„sen sind, aber sie sind weiß wie Schnee und
„roth wie Zinnober, und die Haare haben gar
„kein Ende. Sie sind nicht so schwarz, wie
„Deine, liebe Muhme, auch nicht so gewaltig
„weiß, wie meine, aber sie halten so das Mit-
„tel, ich weiß nicht wie. Aber, und die präch-
„tigen Kleider, die sie haben! Es ist Schade,
„daß du nicht auch solche hast, die solten dir wohl
„besser stehn, denn die Frölen hier sind so
„dünne,

„dünne, daß sie einen dauern. Was für ein „Unterschied zwischen ihnen und dir! Und wie „viel lieber habe ich dich! Du könntest wohl glau„ben, das alles sei nicht wahr, nun gut, kom „du selbst her. Ich weiß wol, daß du mich „immer noch lieb hast, drum frag' ich dich nicht „darnach und bin nicht bange darüber. Einen „schönen Gruß an meinen Onkel und meine „Tante. Da fällt mir gleich ein, daß ich, „wenn mir recht ist, einen Knopf von meinem „Rocke bei euch gelassen habe, er muß in der „Kammer liegen, wo ich schlief, und du sollst „großen Dank haben, wenn du ihn mir sobald „als möglich schickest, ich brauche ihn sehr noth„wendig. Sei versichert, daß ich Zeit meines „Lebens bin

Dein

treuer und zärtlicher Liebhaber
Anton.

Trudchen konte sich nicht enthalten, diesen schönen Brief vielmal zu küssen. Sie hatte den Rockknopf ihres Vetters gefunden; aber dies Andenken war ihr zu werth, als daß sie es hätte weggeben sollen. Sie kaufte zwei andre Knöpfe, die weit besser waren, und schickte sie ihrem Liebhaber mit folgendem Briefe:

„Ach,

„Ach, lieber Vetter, du schreibst mir so „schöne Sachen von der Stadt, daß ich fast „selbst kommen mögte, um die schönen Zierpup„pen zu sehen, von denen du sagst, aber nimm „dich ja in acht, mein lieber Vetter, daß du „mir, ihnen zu gefallen, nicht untreu wirst. „Warum sagest du mir denn nichts von „den Junkern in der Stadt? Erzähle mir „doch, wie sie aussehen, ich glaube gegen dich „werden sie mir nicht gefallen, aber erzähle du „nur. Deinen Rockknopf werde ich behalten, „weil er von dir kömt, ich schicke dir zwei an„dere dafür, die ich gekauft habe, das Geld „mag ich nicht wieder haben, es waren keine „so große Kosten, daß ich arm davon würde, „und ich freue mich, daß ich dir ein kleines „Präsent habe machen können. Auf den rothen „Rock, den du kriegen solst, freue ich mich, „weil er dich freuet, denn mir bist du im rothen „Rocke so lieb, als in einem grauen oder grünen, „das ist mir gleich viel, weil ich dich lieb habe. „Adje, ich gebe dir in Gedanken einen Kuß.

Trudchen.

Antönchen sprang wieder über diesen artigen Brief und noch mehr über die Knöpfe. Er dachte hin und her, was er Trudchen für ein Geschenk machen solte, um ihr in der Großmut nichts nachzugeben. Er wurde endlich schlüßig, ihr einen

einen Puderbüster mit Puder drin zu schicken, und er kaufte einen, den er mit folgendem Briefe übermachte:

„Du gutes und großmütiges Trudchen, „solche Mädchen, die so sehr alles bei einander „haben, wie du, sieht man doch wol selten. Ich „will deine hübschen Knöpfe so lange tragen, „bis ich sterbe, sie sind freilich nicht wie die „andern, das ist wahr, aber dafür sind sie bes„ser, das schad't nicht. Du hast gewiß deinen „Spaß mit mir, wenn du sagst, daß ich dir „nicht untreu werden soll. Ich dir untreu? „Siehst du, lieber wolte ich sterben. Du „willst wissen, wie die Junkers hier aussehen? „Wie die Frölen, muß ich dir sagen. Sie „sind schier, dünne, und so jüngferlich, daß „man sagen mögte: Ponschur Mamsell! „O, sie würden dir gewiß nicht gefallen, wenn „du mich dagegen sähest, davor steh ich dir. „Weißt du wohl, daß mein rother Rock fertig „ist? Er ist von rothem Tuch und kömt sehr „theuer, die Elle Einen Thaler! Ich lüge ge„wiß nicht, wenn ich dir sage, daß er mir sehr „gut steht. Wenn du nur hier wärst, liebes „Trudchen, aber was nicht ist, das ist nicht! „Adje, denk an mich. Ich glaube, wir wer„den bald fortreisen, und ich werde froh sein, „denn die Zeit wird mir hier schon lang. Ich

„habe

„habe dich immer noch so lieb, als sonst, dein „treuer Anton.“ N. S. „Ich schicke dir „einen Puderbüster, daß du dich des Sonntags „pudern kanst.“

Trudchen freute sich herzlich über den Brief und den Puderbüster, und puderte sich noch denselben Tag damit, wobei sie Romane las, und sich nun vollends recht lebhaft an die Stelle der darin vorkommenden Heldinnen setzen konte. Sie wartete, bis ihr Vetter wieder nach Hause kam und da schrieb sie ihm folgenden Brief:

„Womit soll ich dir aber danken, guter „Vetter, für den schönen Puderbüster? Er „muß erschrecklich theuer sein. Ich kan ihn „dir nicht bezahlen. Er ist wol zehnmal mehr „werth, als meine schlechten zwei Knöpfe. Ich „lese jetzt die Bücher, die du mir gelassen hast, „und sie machen mir eine große Freude, greifen „mich auch zuweilen so an, daß ich weinen „muß, aber ich lache immer bald wieder. In „einem habe ich gelesen, daß die Liebhaber des „Nachts vor das Fenster ihrer Geliebten kom„men und auf der Zitter spielen und singen, das „muß recht schön sein. Nun bist du wohl eben „so gescheut, wie die Leute, lieber Anton, und „es sind noch dazu Heiden oder Juden, denk „sie wohnen in Spanien, also mache doch und „komm auch 'mal unter mein Fenster und singe „mir

„mir 'was. Wenn du keine Zitter hast, kanst „du ja nur die Violine nehmen, wobei ich ver„bleibe deine treue Trudchen. Gute Nacht. „Adje.“

Antönchen war voller Freude, daß ihm dieser Brief Gelegenheit gab, seinen Helden in den Romanen um einen Schritt näher zu kommen und seinen gescheuten Kopf zu zeigen. Er grübelte die ganze Nacht und brachte endlich einen Vers zusammen. Nun eine Violine her. Er wußte, daß es Trudchen sehr angenehm sein würde, ihn darauf spielen zu hören, ob er sie gleich nicht spielen konte. Den andern Morgen sucht' er im ganzen Dorfe nach einer herum. Er fand endlich eine beim Kantor, der sie ehedem gespielt hatte, aber jetzt nicht mehr konte. Es fehlte bloß die Quinte daran, die übrigen Saiten waren noch gut. Antönchen fragte, warum sie nicht da wäre, und bekam zur Antwort von dem Kantor: er könte die Quinte nicht leiden, sie ginge zu hoch. Antönchen gab sich damit zufrieden, und ließ sich so ungefähr zeigen, wie man mit den Fingern die Violine spielte.

Den Abend reiste er ab, als alles zu Bette war. Um geschwinder fort zu kommen, hatte er ein Pferd aus seines Vaters Stall genommen, das sehr fromm war, und das er unterwegs an den Klang seiner Geige und seiner Stimme gewöhnte. Es ließ dabei Kopf und Ohren hangen.

Nicht

Nicht zu vergessen, daß Antönchen seinen neuen Rock ebenfalls verstohlen angezogen hatte, und in diesem Aufzuge kam er vor dem Schlosse Wesekendow an. Er wußte, wo Trudchen schlief, und that ihr durch ein leises Kratzen auf seiner Geige seine Ankunft kund. Trudchen dachte, daß sie vor Erstaunen und Freude in Ohnmacht fallen müßte, und lief an das Fenster, und hier freuete sie sich erst recht, als sie ihren Liebhaber im rothen Rocke, auf der Stute Marenze und die Violine in der Hand unter ihrem Fenster sah. Ach, was er hübsch aussieht, sagte sie zu sich selbst: was er gescheut ist, daß er singen, daß er die Violine spielen wird! — Sie machten einander Mienen und Zeichen zu und nun fing der Liebhaber seinen Gesang an. Er war in der Melodie: Nun ruhen alle Wälder ꝛc. Sie konte sich nicht enthalten, das Lied selbst zu singen, weil sie es singen konte; und nach jedem Verse fuhr Antönchen mit allen fünf Fingern tapfer quer über seine Saiten.

Der Herr von Wesekendow hörte diese Musik, und es kam ihm vor, als ob er dergleichen nie gehört hätte. Er lief also hin, wo sie herkam. Er hätte gewiß gelacht, wenn er nicht gesehen hätte, daß die Stute Marenze von den jungen zarten Spalierbäumen die Blätter wegnaschte, die vor seinem Hause hinstanden. Anton, schrie er ihm auf einmal mit barscher Stimme zu: Anton,

warte

warte doch ein bischen, ich will dir zeigen, wie man die Kracke meine Bäume fressen läßt; ich will dir zeigen, wie man meine Hühner mit einer Kneipenmüsik verschüchtert: warte doch ein bischen! — Antönchen war vor Schrecken ganz weg, und wußte nicht, was er sagen solte. Trudchen hatte ihr Fenster sachte zugemacht. Der Onkel fuhr fort: Wenn du mein Mädchen sehen wilst, weißt du nicht, wo die Thür ist? Was das für'n Einfall ist, unterm Fenster zu schreien und zu kratzen! — Im Herzen aber war der Onkel nicht böse drüber, daß Trudchen Antönchen gefiel, denn der Herr von Sliebenfeld war zu fein, als daß er nicht hätte wissen sollen, wo es ihn drückte, und da sie einander einmal heurathen solten, so war es ihm ganz lieb, daß sie sich leiden konten. Aber Antönchen gab seiner Stute die Sporn und ritt so geschwind davon, als sie gehen wolte. Der Onkel schüttelte den Kopf dazu und wußte nicht, was er zu dem geschwinden Davongehen denken solte.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

4.

Ueber das System des Hauses Oesterreich.

Unter den fürstlichen Häusern, die sich in den Zeiten des Mittelalters in Deutschland erhoben und ihre Länder und Macht nach und nach so sehr erweiterten, ist wohl keins, das sich so schnell vergrößert, und so viel reiche, ergiebige Provinzen unter seinem Szepter vereiniget hätte, als das Haus Habsburg. Als Rudolph zuerst auf dem größern Schauplatz erschien, war er Besitzer von wenigen Herschaften und nur durch Weisheit und Kriegswissenschaft bekant; seine Nachkommen beherschen gegenwärtig die Oesterreichischen Herzogthümer, Ungarn, Böhmen, einen ansehnlichen Theil Polens, Toskana und Mailand *); die kleinern Besitzungen im Schwäbischen Kreise machen den unbeträchtlichsten Theil von Oesterreichs Ländern aus, und erreichen dennoch die Güter Rudolphs, die er bei seiner Wahl besaß, wo sie sie nicht übersteigen. Rudolph wurde zum Theil deswegen mit zum deutschen König gewählt, weil er

*) Ich nenne mit Vorbedacht nur diejenigen Länder, die das Haus Oesterreich ruhig und ungestört besitzt, habe also der Niederlande so wenig als der Türkischen Eroberungen gedacht, da deren Besitz durch den nächsten Friedenschluß bestimt werden muß.

er keine große eigne Länder besaß, man daher keine Eingriffe in die Rechte der Fürsten befürchtete und dem neuen König nicht Kräfte genug zutrauete, Vergrößerungsabsichten zum Nachtheil der Stände des Reichs auszuführen. In neueren Zeiten hingegen ist mehr als einmal geklagt worden, daß Deutschlands Freiheit bei einem so mächtigen Kaiser, als der Erbe der Oesterreichischen Staaten sein muß, in Gefahr stehe, und verschiedene Handlungen Joseph des II. scheinen diese Besorgniße nur allzusehr zu rechtfertigen. Von Rudolphs Zeiten an haben sich die Länder des Hauses Oesterreich stets vermehrt, und da dieses immer fort geschehen ist, so sehr auch zuweilen schwache Regenten unter den Fürsten dieses Stammes sich selbst geschadet, und so oft unglückliche Kriege ihnen ganze Länder entzogen haben, so kan man das beständige Zunehmen dieses Hauses wohl nicht den hervorstehenden Talenten der Herscher zuschreiben. Uebertriebene Nachgiebigkeit von Seiten anderer Reichsstände, die ihr wahres Interesse nicht verstanden, hat wohl Oesterreichs Fürsten oft Vortheile verschaft, aber Staatsklugheit mußte diese Umstände benutzen, wenn sie wirklich zur Vergrößerung beitragen solten. Es war also Folge eines wohl überlegten, zur unveränderlichen Richtschnur angenommenen Systems, daß Oesterreich sich stets vergrößerte; wenn daher auch einzelne Fürsten in ihrer Staatskunst Fehler begingen, und dadurch den

Fortschritt ihrer Größe aufhielten, so trat doch immer wieder das angenommene System ein, und wurde, wenn auch die erschöpften Länder keine große Anstrengungen erlaubten, doch wenigstens im Stillen fortgesetzt, und Gelegenheit zu künftigen Eroberungen vorbereitet.

Die Geschichte bestätigt diesen Satz mit aller Gewißheit, die man durch Zusammenhaltung der Wirkungen mit ihren Ursachen erlangen kan. Schon König Rudolph machte den Anfang. Ottokar, König von Böhmen, wolte Rudolphs Wahl zum König der Deutschen nicht als richtig anerkennen, weigerte sich auch die Lehn wegen Böhmen vom neuen König zu nehmen, und darüber kam es zum Kriege, worin Rudolph von den Deutschen Fürsten unterstützt wurde. Bei Führung dieses Kriegs wählte Rudolph diejenigen Länder Ottokars zum Gegenstande, die, wenn er sie erobern und an seine Kinder zu bringen im Stande war, von diesen am leichtesten behauptet und vertheidigt werden könten; denn Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain lagen seinen Besitzungen in der Schweiz und im Elsas am nächsten, waren auch nicht ganz mit so mächtigen Nachbarn umgeben, als z. B. Böhmen. Das Glück stand den Deutschen Waffen bei; Rudolph eroberte Wien *). Da sich Ottokar nunmehro zur Lehnspflicht bequemte und Rudolph so fort auf den

Bei-

*) 1276.

Beistand des Reichs zu seiner Vergrößerung nicht rechnen konte, so geschah es wahrscheinlich durch seine Staatsklugheit, daß ein neuer Krieg mit Ottokarn *) entstand, worin dieser in der Hauptschlacht das Leben verlor **). Hätte nunmehr Rudolph die Oesterreichischen Länder des unglücklichen Königs geradezu an sich nehmen wollen, so hätte er mit Grunde den Widerspruch der Deutschen Fürsten befürchten müssen, und dadurch wäre denn Ottokars Sohn unterstützt worden, wenn er das Erbe seines Vaters hätte vertheidigen wollen; darum belehnte Rudolph seinen Sohn Albrecht nur mit Oesterreich, Steiermark und Krain, zeigte dagegen den Deutschen Fürsten die so schmeichelhafte Aussicht, ein dem Reiche unmittelbar zugehöriges Gut zu errichten, worauf jeder künftige König rechnen könte, bestimte Kärnthen dazu, und ernante den nächsten Deutschen Fürsten, den Grafen von Tyrol, zum Statthalter darüber ***). Daß dieser Kärnthen lieber eigenthümlich besitzen würde, war leicht voraus zu sehen, und eben so gut mußte Rudolph wissen, wie der Graf von Tyrol solches ohne seinen Beistand zu Stande zu bringen nicht vermögte. Dieses war der Grund, worauf die Unterhandlungen wegen Vermählung des nunmehrigen Herzogs von Oesterreich

*) 1277.
**) Aug. 26. a. 1278.
***) 1282.

reich mit der Tochter des Grafen Meinhards von Tyrol gebaut wurden. Da Rudolph dieser Sache gewiß war, säumte er nicht, Meinharten zum Herzog von Kärnthen zu erklären *), und als nachher die Vermählung vor sich ging, machte es kein Aufsehen, daß er seinem Sohne die Anwartschaft darauf ertheilte, jemehr er schon vorher durch die Verbindung seiner Tochter mit Ottokars Sohn **) die neuerworbenen Staaten seines Hauses von dieser Seite in Sicherheit gesetzt und sich durch Familienverbindungen einige der mächtigsten Deutschen Fürsten versichert hatte ***). Wie genau Rudolph die Größe seines Hauses mit dem Wunsche der damit verschwägerten Fürsten vereiniget hatte, zeigt die Geschichte seines Sohnes Albrecht, der den König Adolph von Nassau vom Thron stieß.

Dieser blieb den Grundsätzen seines Vaters treu, brauchte das Beste des Reichs zum Vorwande, um Thüringen zu erobern, worauf sein Vorgänger Anspruch gemacht hatte, und nur die Tapferkeit der Thüringischen Landgrafen, Friedrichs und Dietzmanns, vereitelte diesen Entwurf,

*) 1283.

**) Wenzeslaus, Ottokars Sohn, wurde seiner Jugend ungeachtet mit Rudolphs Tochter Juta verlobt.

***) Drei Töchter Rudolphs waren mit den Herzogen von Baiern, von Sachsen, und dem Marggrafen von Brandenburg vermählt.

Digitized by Google

wurf, durch das entscheidende Treffen bei Lucka *). Sonst bemerkt man auch in dieser Unternehmung eben die Staatsklugheit, mit der Rudolph die Länder gewählt hatte, nach deren Besitz er strebte; denn da Albrecht seines Bruders Sohns Johannes Besitzungen in Schwaben inne hatte, und überdieses noch Böhmen an sein Haus zu bringen wünschte, so hätte nicht allein Thüringen und Meißen durch die Schwäbischen Besitzungen mit Oesterreich so ziemlich zusammen gehangen, sondern Böhmen wäre auch auf diese Art auf der einen Seite von den Ländern des Hauses Habsburg umgeben gewesen. Hatte nun gleich das Haus Oesterreich die deutsche Krone nicht beständig erhalten können, so war doch das System der Vergrößerung immer thätig fortgesetzt worden, und vorzüglich hatte man bei Vermählungen der Fürsten die Grundsätze der Staatsklugheit genau befolgt, und daher kam es, daß Albert II. ausser den Oesterreichischen Herzogthümern auch Ungarn besaß. Von dieser Zeit an machte das Haus Oesterreich größere und weitläuftigere Entwürfe als vorher, verfolgte sie auch standhaft, so oft auch solche durch den Mut, der für ihre Freiheit kämpfenden Deutschen Fürsten vereitelt wurden. Seitdem spielt auch dieses Haus eine merkwürdige Rolle in Europa, nach dem Friedrichs III. Sohn Maximilian I. durch seine Vermählung die Niederlande an sich ge-

*) 1307.

gebracht, und so einen groſsen Zuwachs an Macht erhalten hatte. Diese neuerlangten Länder lagen dem Angriffe des Königs von Frankreich bloſs gestellt, so wie Ungarn der Macht des Türkischen Reichs ausgesetzt war, auch sahen die Oesterreichischen Fürsten wohl ein, daſs sie keinem von diesen beiden Feinden gewachsen wären: sie nahmen daher ihre Zuflucht zur List, um sich durch Deutschland unterstützen zu lassen, wobei vielleicht die Betrachtung mit einschlich, wie die minder mächtigen Deutschen Fürsten durch die voraus zu sehenden beständigen Kriege noch eher entkräftet werden muſsten, und deswegen am Ende leichter zu unterjochen sein würden. Die Mittel, deren man sich dazu bediente, waren gut genug gewählt, und Niemand konte damals die wahre Absicht errathen; denn so machte Maximilian I. seine Burgundischen Länder, durch Errichtung des Burgundischen Kreises, zu einem Theile von Deutschland, belästigte aber auch dadurch die Deutschen mit deren Vertheidigung gegen Frankreich, und das ausgebreitete Vorurtheil, als habe sich Deutschland vor Türkischer Botmäſsigkeit zu fürchten, verschafte dem Hause Oesterreich von jeher thätige Unterstützung in den Ungarischen Kriegen. Es ist kaum glaublich, wie sich ein solcher Wahn so lang in den Köpfen sonst aufgeklärter, und ihre Unterthanen innig liebende Fürsten erhalten konte. Nie haben die Osmanen einen Angrif auf Deutschland gewagt, wenn nicht Ungarn unter Oester-

reich.

reichischer Herschaft stand, und von da aus der Schauplatz des Kriegs nach Oesterreich gezogen wurde, und nie fingen die Türken einen Krieg an, daß nicht das Haus Oesterreich unmittelbar daran Schuld gewesen wäre. Ich übergehe die Kriege, die aus Ferdinands Anmaßung der Ungarischen Krone entstanden, denn diese hatten offenbar kein Interesse für Deutschland; sogar die Kriege unter Leopold waren bloß durch gesetzwidrige Verfolgungen der Protestanten entstanden, und wurden dennoch zu Reichskriegen umgeschaffen, die Deutschland viel seiner schönsten jungen Mannschaft kosteten. Und doch ist Deutschland keine Provinz, die ein Morgenländisches Volk zur Eroberung reizen könte, oder wo sich verzärtelte Asiaten zu behaupten vermögten. Von jeher war Sklaverei der Nazion unerträglich, und türkische Heere hätten am Ende eines jeden Feldzugs durch das ungewohnte Klima umkommen müssen; darum ist Deutschlands Eroberung durch ein Morgenländisches Volk schlechterdings eine Unmöglichkeit. Eben dieses gilt von Frankreich; denn nie hat dieses Deutsche Fürsten angegriffen, wenn sie nicht mit dem Hause Oesterreich in Verbindung standen. Selbst die Provinzen, die Frankreich an sich riß, gehörten meistentheils Oesterreich, und die schrecklichen Verwüstungen der Franzosen am Rhein hätten diese Gegenden nicht betroffen, wären nicht Deutschlands Krieger den Oesterreichischen Fahnen gefolgt.

gefolgt. Vor mehr als hundert und funfzig Jahren sah man den Endzweck ein, warum Oesterreich die Deutschen Fürsten beständig mit in seine Kriege verwickelte *), und zwischen dieser Zeit und dem gegenwärtigen Augenblicke hat man vielleicht nur noch den Grundsatz hinzu gefügt, auch in solchen Kriegen durch das Blut der Hülfstruppen Vortheile erfechten zu lassen.

Deutlicher beweiset dieses vielleicht keine Regierung, als die von Karl V. und den mehresten seiner Nachfolger. Karl dankte den deutschen Thron der Empfehlung des Kurfürsten von Sachsen, und wenn man ihn, der sich nachher als Eroberer zeigen wolte, recht beurtheilt, so mußte es ihn gewiß empfindlich kränken, daß eine Empfehlung nöthig war, seine Wünsche zu erfüllen, und daß sein Patron zu groß war, ein Geschenk von ihm anzunehmen **). Natürlich mußte dieses Ge-

*) Ein bekanter Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts behauptet diesen Satz deutlich, und führt sogar ein Beispiel an, wo Karl V. dem Landgrafen von Hessen in der Uebereilung diesen Entwurf soll gestanden, und sich darauf etwas zu Gute gethan haben; ja dem nachherigen Kaiser Rudolph hat dieses ein Deutscher ins Gesicht gesagt. Hyppolit. a Lapide P. II. Cap III.

**) Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen lenkte die zweifelhafte Kaiserwahl zum Vor-

Gefühl in Haß und Unwillen über die Macht der Deutschen Stände ausbrechen, und damit war der Plan diese Macht zu zerstören in einer so herschsüchtigen Seele nothwendig verbunden. Kaum war daher Karl V. mit den Italiänischen und Französischen Feldzügen zu Stande, und kaum waren die Vorbereitungen *) in Ordnung, die der Ausführung des Plans vorher gehen mußten, so nahm er die Unterjochung Deutschlands thätig vor. Religion diente zum Vorwand, und nur die allzu große Mäßigung eines von den Gegnern des Kaisers rettete ihn im Anfange dieses Krieges vom Untergange, eine Mäßigung, die mit Undank belohnt wurde. Man solte glauben, ein Morgenländischer Despot züchtige aufrührische Statthalter, wenn man das Verfahren Karls nach dem Siege bei Mühlberg betrachtet, wie er

Vortheile Karls, weil er diesen, der Vergrößerungssucht seines Hauses ungeachtet, da seine Länder so sehr zerstreut waren, der deutschen Freiheit für weniger gefährlich hielt, als Franz I. wenn dieser auf einen solchen Gedanken kommen solte. Karl wolte Friedrichen bezahlen, aber dieser handelte als Patriot, aus innern Wohlgefallen an der Tugend, und schickte Karln das Geld zurück.

*) Die römische Königswahl Ferdinands und Besetzung des Päpstlichen Stuhls nach dem Willen des Kaisers.

er unabhängige, ihm in gewissen Betracht gleiche Fürsten mit äusserster Härte behandelte, nicht nur ältere Verträge *) brach, sondern auch vor Verfälschungen nicht erröthete **), bis ihn endlich Moritz von Sachsen, durch einen der gerechtesten Kriege die jemals geführt wurden, zum Nachgeben zwang ***).

Hatte nun Karl seine herschsüchtigen Entwürfe in Deutschland nicht ausführen können (denn noch ehe ihn Moritz demütigte, machte der Landgraf von Hessen der Oesterreichischen Anmaßung Würtembergs ein Ende †), so waren seine Nachfolger dennoch unermüdet an dem großen Werke, und ihr Stolz schien mit jedem Menschenalter zu steigen.

Sehr deutlich äusserte sich die Gesinnung des Oesterreichischen Hofes, Deutschlands Fürsten als unter-

*) Ueber Deutsche Fürsten kan kein Kaiser ein Todesurtheil sprechen, am allerwenigsten aber, auch bei Felonie, sie für sich allein ihrer Länder berauben. Karl hatte in seiner Kapitulation geschworen, die Gerechtsame der Fürsten zu schützen; und Niemand kränkte sie mehr.

**) Der Landgraf von Hessen erhielt sicheres Geleite zum Kaiser zu kommen, und die darüber ausgestellte Urkunde wurde mit Vorwissen Karls verfälscht.

***) Im Passauischen Vertrag 1552. Aug. 7.

†) Durch das Treffen bei Laufen 1533. Mai 23. worauf der verdrängte Herzog den Besitz seines Landes wieder erhielt.

unterthänige Vaſallen zu betrachten, im Verfahren wider den Herzog Johann Friedrich von Gotha; denn hatte dieſer gleich wider die Reichsgeſetze gehandelt, und verdiente er gleich deswegen Ahndung, ſo war es doch ohne Beiſpiel, daß man einen Fürſten von gleich edler Geburt als der damalige Kaiſer Maximilian II., der bei erledigtem Throne ſo gut als jeder Reichsfürſt auf die Kaiſerkrone Anſpruch machen konte, im Gefängniß ſterben ließ. Nur den beſondern Zeitumſtänden und den friedlichen Geſinnungen des Kurfürſten Auguſts von Sachſen ſcheint die Fortdauer der Ruhe in Deutſchland zuzuſchreiben zu ſein, da dieſer nur ungern die Waffen gebrauchte und daher dieſen Eingrif in die Rechte deutſcher Fürſten nicht ſo ahndete, wie ſein Vorfahrer gethan haben würde. Aber auch dieſe Ausübung einer unrechtmäßigen Gewalt erwarb ſich Maximilian II., der Maxime ſeines Hauſes treu, nicht durch eigne Koſten, ſondern Auguſt von Sachſen wurde, unter dem Vorwande, die Reichsgeſetze zu vollſtrecken, zu einem Kriege verleitet, den er ſchwerlich unternommen haben würde, wenn er die grauſame Behandlung ſeines Verwandten hätte vorausſehen können. Eben ſo beſorgt war dieſer Kaiſer, ſeine Anſprüche auf das Königreich Ungarn mit Deutſchem Blute zu erkaufen, denn da ſein Mitwerber ihm die Krone ſtreitig machte, und, um gegen die Macht des Hauſes Oeſterreich hinlänglich

gewaf-

gewafnet zu sein, den Türkischen Monarchen in sein Interesse gezogen hatte *), stellte sich Maximilian auf ein Mal so ohnmächtig, daß er die Hülfe der Deutschen anflehen mußte; und diese, wahrscheinlich durch persönliche Achtung gegen den Kaiser und dessen tolerante Denkungsart in Religionssachen über das System seines Hauses verblendet **), standen ihm kräftiger bei, als sie es jemals einem seiner Vorgänger gethan hatten.

Hätte sich nun Maximilian II. den Protestantischen Fürsten gefällig bewiesen, und dadurch das weitere Ausbreiten der Protestantischen Religionsgrundsätze begünstigt, so fand doch die Oesterreichische Staatsklugheit bald, daß dieses dem ängstlichen Wunsch, Deutschland wo möglich zu unterjochen, hinderlich sein mußte. Seit der Reformation hatte Aufklärung in allen und jeden Wissenschaften unter den Protestanten große Fortschritte gemacht; man lernte die Staatsverhältnisse genauer kennen, fühlte die eigenen Rechte besser, und

*) Johann Sigismund, Fürst von Siebenbürgen, machte aus einer streitigen Wahl Anspruch auf das Königreich Ungarn, und Soliman, der aus Großmut gern dem Schwächern half, unterstützte ihn mit solchem Nachdruck, daß Ungarn ohne den Beistand des Deutschen Reichs für Maximilian II. verloren gewesen wäre.

**) Maximilian II. duldete die Protestanten in seinen Ländern, hatte sogar einen protestantischen Hofprediger.

Digitized by Google

und vertheidigte sie daher auch gegen die Anmaßungen des kaiserlichen Hofes viel lebhafter, jemehr besonders der Erfolg die Bemühungen Moritzens gekrönt hatte, und täglich noch in den Niederlanden die Vertheidiger der dortigen Freiheit unterstützte. Je weiter sich nun die evangelische Lehre und mit ihr das Freiheitsgefühl in Deutschland verbreitete, um destomehr Schwierigkeiten mußte Oesterreichs Herschsucht finden, dahingegen, wenn Oesterreich im Stande war, die bis jetzt treuen Verehrer des Pabstes aus Religionshaß und Fanatismus wider die Protestanten zu waffnen, und diese damit zu unterdrücken, so war es beinahe unumstöslich gewiß, wie Oesterreich, wenn es einmal die mächtigsten und blühendsten Provinzen Deutschlands bezwungen, und sich, unter dem und jenem Vorwande, zugeeignet haben würde, daß alsdann die übrigen Deutschen Fürsten nothwendig mit fallen, und ihren Nacken unter Oesterreichs Herschaft beugen müßten, zu geschweigen, daß man sich bei diesem Plane den Beistand Spaniens und des Papsts versprechen konte. Und darum nahm man unter Rudolph II. den Plan Karls V. wieder zur Hand, auch mit so glücklichem Erfolge, daß unter dieser einzigen Regierung in Deutschland mehr Zwistigkeiten der Religion wegen entstanden, als unter den beiden vorhergehenden *). Thätige Unter-

*) Unter der Regierung dieses Kaisers brachen dergl. Zwistigkeiten aus, in Aachen, in Köln (wo insonder-

Unterſtützung der einen Partei, ſobald den Katholiſchen Fürſten dadurch ein Vortheil erwachſen konte, oder wenigſtens ſtillſchweigende Genehmigung, welche beſonders in der Angelegenheit der Städte Paderborn *) und Donauwerth **) ſichtbar ſind, beförderten die Abſichten des Hofes ſehr, und ſo entſtand eine Vereinigung Katholiſcher Fürſten ***), die man zu Unterjochung des einen Theils von Deutſchland anwenden konte, und nachher auch wirklich anwendete.

Die Früchte aller dieſer Anſtalten glaubte Ferdinand II. zu ernten, und in der That iſt das Glück bewundernswerth, womit im Anfange alle ſeine Unternehmungen gekrönt wurden. Gleich beim Antritt ſeiner Regierung beinah aller ſeiner Erblande durch Aufruhr beraubt, glaubten die mäch-

ſonderheit Parteilichkeit des Kaiſers hervorleuchtet; denn da die meiſten Domherren evangeliſch waren, hätten auch wohl deren einmüthige Beſchlüſſe gelten ſollen,) Straßburg, Salzburg, Würtemberg, Baaden, Marburg, Donauwerth und dergleichen.

*) Paderborn wurde von ſeinem Biſchofe 1604 erobert, ohne daß dieſer etwas anders als das Recht des Stärkern für ſich gehabt hätte, und weil der Angreifer Biſchof war, ſchwieg der Kaiſer.

**) Donauwerth ward widerrechtlich in die Acht erklärt, aber die Stadt war proteſtantiſch, ihr Gegner, der Herzog von Baiern, katholiſch, und Oeſterreich konte von ihm kräftige Hülfe erwarten; Urſachen genug Baiern zu unterſtützen.

***) Die ſogenante katholiſche Ligue, 1609.

mächtigsten Deutschen Fürsten nicht etwas von ihm befürchten zu dürfen, und darum sprach vielleicht Eifersucht und gegenseitiger Neid lauter in den Kabinettern, als bei einer allgemein drohenden Gefahr geschehen sein würde. Böhmen erwählte einen eignen protestantischen König in der Person Friedrichs V., Kurfürstens von der Pfalz, und obwohl Ferdinand diesen mit Hülfe der Baiern und Sachsen besiegte, so war dieses große Glück ihm doch nicht genug, sondern er glaubte nunmehro, da Sachsen, das der Gewalt seines Ahnherrn Karl V. Schranken setzte, mit ihm verbunden, die Macht der übrigen Deutschen Fürsten unbeträchtlich war, den Lieblingsplan seines Hauses, unumschränkte Gewalt und Alleinherschaft über Deutschland ausführen zu können. Die Gelegenheit dazu gab die Hülfe, womit verschiedene protestantische Fürsten den unglücklichen Friedrich unterstützt hatten *) und damit das gesetzwidrige Verfahren, welches man vorzunehmen anfing, weniger Widerspruch finden mögte, suchte man die Religion, so wie unter Karl V., wieder mit den herschsüchtigen Absichten Oesterreichs zu verbinden **). Die

Kriegs-

*) Die Marggrafen von Brandenburg Jägerndorf, von Baden Durlach, der Herzog von Braunschweig, der Graf Mansfeld und die übrigen Mitglieder der Ulmer Union.

**) Gleich nach der Eroberung von Böhmen fing Ferdinand an, die protestantische Religion in

Kriegserfahrenheit der Oesterreichischen Feldherren überwand allen Widerstand, und da kein Fürst mehr Truppen unterhielt, suchte Ferdinand die seinigen zu Unterdrückung des Reichs zu gebrauchen, entschied alles als Despot, und handelte nur so wie es seinen Absichten gemäß war, wenn auch darüber freie Deutsche Fürsten ihrer Länder ohne Ursache beraubt werden solten *). Aber eben diese unbegrenzte Herschsucht, und dieser übertriebene Stolz, womit er seine ehemaligen ohnedem schlecht belohnten Freunde kränkte **), vereinigte endlich mehrere Fürsten wider ihn, die unter Beistand Schwedens und Frankreichs, die Deutsche Freiheit retteten. Aber selbst in der Fortdauer dieses Kriegs sieht man, wie das Haus Oesterreich seinen Endzweck, sich wo möglich auf Kosten seiner Bundsgenossen anderer Deutscher Fürsten zu vertheidigen, und sie dadurch zu schwächen, nie aus den Augen verliert; denn kaum war es gelungen, Sachsen vom Schwedischen Bündnisse zu

dieſem Königreiche auszurotten, suchte auch in Deutschland den protestantischen Fürsten die eingezogenen Kirchengüter zu entreißen.

*) Die Herzoge von Meklenburg wurden ihres Landes beraubt, weil Ferdinand dieses Land unter Wallensteins Namen besitzen wolte.

**) Kursachsen hatte für Ferdinanden Schlesien und die Oberlausitz erobert, dabei sechs Millionen verwendet, und erhielt dafür die Oberlausitz, die damals nicht den zehnten Theil des Gewerbes hatte, das Sächsischer Fleiß seitdem dahin verpflanzte, und dennoch fielen die kaiserlichen Heerführer nachher ohne Ursache in Sachsen ein.

Digitized by Google

zu trennen, so wurde der Krieg meistens in diesem Lande geführt. Es mogte dieses Land, so wie Baiern, auf das schrecklichste mitgenommen werden, das Haus Oesterreich dachte nicht dran, diese Länder ernstlich zu vertheidigen *); so bald aber Prag in Gefahr kam, wurde der Friede augenblicklich geschlossen **).

Nach dem durch Ferdinands II. und III. Regierungen fortgedauerten Kriege wurde die Schwächung der Deutschen Fürsten durch auswärtige Kriege wieder die Beschäftigung des Oesterreichischen Kabinetts, und dieser Endzweck wurde auch so ziemlich erreicht. Gelassen sah Leopold zu, daß Sachsen eine Stadt unrechtmäßig entrissen wurde ***); wenn sich aber Frankreich eines Theils der Niederlande, die dem mit dem Kaiser verwandten Spanischen Hause gehörten, bemächti-

*) Sachsen wurde von den Schweden, Baiern von den Franzosen äußerst verwüstet, und keine Schlacht wurde gewagt, diese Länder zu vertheidigen, vielmehr wurden sie meist in Pommern und im Reiche gefochten, entweder die Schweden ganz zu vernichten, oder Oesterreichische Besitzungen zu schützen.

**) Einige Jahre hatten die Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück gedauert, bis die Schweden Prag ernsthaft angriffen.

***) Kur-Mainz bemächtigte sich Erfurts mitten im Frieden, zum größten Nachtheile von Sachsen; der kaiserliche Hof, froh seinem mächtigen Nachbar etwas entzogen zu sehen, schwieg.

gen wolte, so war es ein Reichskrieg, und die Freiheit von ganz Deutschland bedrohet; hatten Deutsche Fürsten dem Oesterreichischen Hofe thätig beigestanden, hatten ihre Lande deswegen selbst gelitten, so dachte man dennoch nicht daran, sie zu entschädigen, ja man stellte sie wohl gar allein dem mächtigen Französischen Monarchen bloß *). Und dennoch dauerte der Eifer der Deutschen und das Vorurtheil von Reichskriegen wider Frankreich so mächtig fort, daß Leopolds Heere gewiß über zwei Drittheile aus Völkern der Bundesgenossen zusammen gesetzt waren; wie denn das einzige Kriegsheer, das Leopold zu Eroberung der Spanischen Monarchie nach Italien sendete, ungemein schwach war **). Allein in diesem Successionskriege selbst bediente sich Oesterreich der Truppen, die ihm seine Verbundenen gestellt hatten, allezeit bei den gefährlichsten Gelegenheiten, und man kan sicher annehmen, daß die Vortheile, die man in den Schlachten bei Turin ***), Höchstädt

*) Der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, hatte Oesterreich und Holland beigestanden, hatte einen Einfall Schwedens in seine Staaten erduldet, war aber dennoch seinen Verbindungen treu geblieben, und dafür — schloß der Kaiser einen Separatfrieden mit Frankreich.

**) Es bestand aus ohngefähr 32,000 Mann, unter Anführung des Prinzen Eugen

***) Die Brandenburgischen Truppen hatten den gefährlichsten Posten, Memoires de Brandenburg.

städt*), und Malplaquet**) gewann, mit dem Blute der Freunde Oesterreichs erkauft wurden.

War es in den neuesten Zeiten diesem Hause schwer eingegangen, Schlesien an Friedrich den Einzigen abzutreten, so war es wohl voraus zu sehn, daß dieser Hof so bald als möglich suchen würde, diese wichtige Provinz zu erobern. Man glaubte sich stark genug dazu, entwarf Plane, schloß Verbindungen, und gewiß hätte Friedrich gewartet, bis diese Plane zur Reife gekommen wären, es würde ihm schwer geworden sein, der vereinigten Macht zu widerstehen. Aber so endigte sich der Krieg zur Ehre des Preußischen Monarchen, und diente nur die Oesterreichische Staatskunst in ein helleres Licht zu setzen. Sachsen war zu dieser Verbindung nicht beigetreten, Friedrich eroberte aber doch Dresden, und schloß das kleine Sächsische Heer ein, Oesterreich kam nicht zu Hülfe, wagte nach der Schlacht bei Lowositz kein Treffen, und sah die Völker seines Bundesgenossen das Gewehr strecken. Das Sächsische Heer samlete sich wieder, und Maria Theresia wies ihm die ungesundeste Gegend aller ihrer

*) Die Brandenburger mußten da eindringen, wo die kaiserlichen Völker zurück geschlagen wurden.

**) Bei dieser Schlacht wurden so viel Engländer aufgeopfert, daß man dem Herzoge Marlborough ein Verbrechen daraus machte.

ihrer Staaten zum Sammelplatz an. Sachsen erkämpften zum Theil den Sieg bei Kollin, retteten dadurch das Haus Oesterreich, und bei der Verfolgung der Preußen waren es die Oesterreicher, die Zittau, eine der ansehnlichsten Sächsischen Städte, einäscherten. Dresden wurde vom König von Preußen bombardirt, das Oesterreichische Heer, doppelt so stark, sah die Stadt brennen, und blieb einen Kanonenschuß vom Feinde ganz ruhig, verbrante nachher Wittenberg selbst. In Sachsen lebten die Oesterreichischen Heere, und noch sind denen armen Bauern ihre Lieferungen nicht bezahlt, und funfzehn Dörfer, die am Tage der Schlacht bei Hochkirch verbrant wurden, haben noch keinen Ersatz bekommen.

Im April haben sich in dem Aufsatz: über das Hochstift Lüttich folgende Fehler eingeschlichen, und sind zu verbessern:

S. 369. Z. 9. von unten statt Fundamentalverträgen lies: Fundamentalverträge. S. 374 Z. 3 st. les sens, l. le sens. S. 374 Z. 9. st. dieser deputés l. diesen deputés. S. 376 Z. 12 st. Gesicht ihres Einflusses, l. Gefühl ihres Einflusses. S. 378 Z. 11 st. saintes, l. saints. S. 378 Z. 12 st. Lugeoise l. Liegeoise. S. 381. Z. 8 l. von Entstehung des Stifts. S. 387 Z. 3 st. feindlichsten, l. friedlichsten. S. 390 Z. 7 st. Gembloues, l. Gembloux. S. 399 Z. 10 st. Dazwischen, l. Inzwischen. S. 400 Z. 18 st. Adibant, l. Abibant. S. 403 Z. 6. von unten, st. eroberte, l. eroberten.

von Archenholz neue Litteratur und Völkerkunde für das Jahr 1790. Januar bis May. gr. 8.

Beschreibung von Nigritien. Aus dem Franz. übersezt. gr. 8.

Cicero's Gespräche über das Wesen der Götter, aus dem Lateinischen übersezt von C. V. Kindervater, 2r und 3r Theil, welche die Anmerkungen und Abhandlungen philosophischen und philologischen Inhalts enthalten. gr. 8.

Cuhns Sammlung der merkwürdigsten Reisen in das Innre von Afrika, in Verbindung mit den Reisen, welche auf Veranstaltung einer Gesellschaft in England nach diesen Ländern unternommen werden. 1r Band. gr. 8.

Das heimliche Gericht, ein Trauerspiel. 8.

Göthe's Schriften, 7r Theil. 8. Leipzig.

Desselben Doctor Faust, ein Trauerspiel. 8.

Desselben Jery und Bätely, ein Singspiel. 8.

Desselben Scherz, List und Rache, ein Singspiel. 8.

Heydenreichs, K. H. System der Aesthetik. 1. Th. 8.

Hube, Michael, über die Ausdünstung und ihre Wirkungen in der Atmosphäre. In 2 Büchern. gr. 8. Leipzig.

Jüngers, J. F., Ehestandsgemälde. 8. Leipzig.

Desselben Launen des Vetter Jacobs. 4r Theil.

Kindervaters, C. V., philosophische und philologische Abhandlungen über den Cicero de natura deorum. 2 Theile. gr. 8.

Digitized by Google

Litteratur der Türken, oder vollständige Nachrichten von den Studien, Akademien, Bibliotheken, und der Buchdruckerey der Osmannen. Aus dem Italienischen des Herrn Abbé Toderini, mit Zusätzen und Anmerkungen von Hrn. Prof. Hausleutner. 8. nebst einem türkischen Concerte.

Der neue deutsche Merkur, herausgegeben von Herrn Hofrath Wieland für das Jahr 1790. Januar bis May. 8.

Museum, das neue deutsche, herausgegeben von Boie für das Jahr 1790. Januar bis May. 8.

Reinholds, Carl Leonh., Briefe über die Kantische Philosophie. 1r Band. gr. 8.

Dieselben auf Postpapier. gr. 8.

Schulz, Fr. kleine Romane. 4r Theil. 8.

Unterricht von Strafen bürgerlicher Verbrechen. Für Gerichtshalter und Unstudierte. 8.

Dreyerley Wirkungen aus einerley Ursach. 3r, 4r Theil. 8.

Die Bergbaukunde, von der Societät der Bergbaukunde herausgegeben. 2r Band mit Kupfern. gr. 4.

In Commißion:

Christus und seine Jünger nach Raphael von Marc. Anton gestochen, von Langer copirt.

Chodowieckis Familie. Nach Chodowiecki von Penzel gestochen.

2 Blatt von Geyser, eine Landschaft nach Oeser aus Herders zerstreuten Blättern, und die Verstoßung der Hagar nach Dietrich.

Digitized by Google

Neues
Deutsches Museum.
6. Stück. Junius, 1790.

I.

Johann Georg Schlosser
über Herrn Garvens Abhandlung der Frage:
In wie fern es möglich sei, die Moral des Privatlebens bei der Regierung der Staaten zu beobachten?

Beschluß.

Auf dem zweiten Unterschied zwischen den Souverän und dem Bürger, scheint Herr Garve zu Behauptung seiner Meinung mehr zu ruhen; ich gestehe aber, daß er dabei Grundsätze als ausgemacht wahr annimt, die ich, so deutlich er sie hinlegt, doch beinahe nicht zu verstehen glaube, weil ich sie bisher für eben so ausgemacht ungegründet hielt, und noch keine Beweise davon vor mir finde.

Dieser zweite Unterschied besteht darin: daß der Souverän eine ganze Nazion, der Privatmann bloß sich zu vertreten habe. Dieser Unterschied ist

allerdings richtig, und er kan auch soviel wirken, daß die Souveräne um deswillen seltener dem Enthusiasmus der Freundschaft, der Leidenschaft, der Großmut und des Wohlwollens, oder den liebenswürdigen Ausschweifungen der Menschenliebe Raum geben dürfen, denen sich der Privatmann oft überlassen kan. Aber die Moral hat engere Grenzen, und, wenn wir im Allgemeinen von ihr reden wollen, so müssen wir sie in dem Verhältniß nehmen, wie sie bei dem Menschen im Durchschnitt zu sein pflegt.

Herr Garve spricht auch eigentlich nicht von diesen schönen Excessen des Guten, er baut aber den Grund der Verschiedenheit der Moral auf einen Satz, der ihn nothwendig irre führen mußte; nicht weil er an sich falsch wäre, sondern weil er auf Menschen, wie wir sind, schlechterdings nicht anwendbar ist.

Das höchste erdenkliche Gesetz aller menschlichen Handlungen, sagt er (S. 40), ist, zu thun was dem Menschengeschlecht im Ganzen genommen am nützlichsten ist. Ich glaube allerdings, daß das das Gesetz ist, nach welchem Gottes Vorsehung arbeitet; aber soll es ein von unserer Menschenmoral verschiedenes Gesetz menschlicher Handlungen sein, soll es ein Gesetz sein, das wir nicht durch das Medium unsrer eignen Empfindung erkennen, die uns die Moral lehrt, so fehlen ihm zwei Dinge: Die Publikation und die Sanktion. Die

Publi-

Publikation fehlt ihm, weil uns weder ein Gott gesagt hat, noch ein Mensch uns sagen kan, was dem menschlichen Geschlecht im Ganzen genommen am nützlichsten ist; die Sanktion fehlt ihm, weil unser eignes Gefühl uns immer auf uns zurück weist, und alles, was wir für andere Menschen thun, nicht nach ihrem, sondern nach unserm Nutzen abmißt, der bei dem Egoisten ein unedles, bei dem rechtschaffnen Mann ein edles Interesse giebt.

Um zu wissen, was dem menschlichen Geschlecht im Ganzen genommen am nützlichsten ist, müssen wir zuerst wissen, ob die Tausend und Millionfach verschiedene Menschen doch so in einem Punkt übereinstimten, daß ihr Nutzen auf einerlei Art erhalten werden könte, und in unserm Vermögen müßte es stehen, das, was denn dieser ihr Nutzen foderte, wirklich zu machen; oder soll jeder Mensch, soll nur jede Menschenhorde, oder Gesellschaft einen besondern Nutzen für sich suchen; so müßten wir diese Gesellschaften alle kennen, diesen Nutzen einsehen, und die Möglichkeit begreifen, wie wir ihn wirklich machen sollen. Noch mehr, wir müßten wissen, wie wir ihn jedem nach und nach, im Verhältniß seiner Kräfte und seines Zustandes, zuweisen; und auch das wäre nicht genung, wir müßten auch für die Zukunft sorgen — Wie gesagt, ich fürchte hier den Philosophen nicht zu verstehen, und bis ich ihn verstehe, läugne ich die Wahrheit dieses Gesetzes.

Und wie ich das Gesetz läugne, so läugne ich die Folgerungen, die Herr Garve daraus zieht, und die nicht übel mit den Grundsätzen des Thrasymachus überein kommen, welche Sokrates in Platons Republik, mich dünkt, mit vielem guten Sinn, bestreitet. Also, fährt er fort, hat eine zahlreiche Gesellschaft von Menschen einen Vorzug vor einem einzigen. Ich verehre die Tugend des Patrioten, der sich für sein Vaterland aufopfert. Ich bin wenigstens entschlossen, auch das für das Meinige zu thun. Aber, für Frankreich so wenig als für England; und der Europäer, der Deutsche würde wohl in den Augen der ganzen Welt ein Thor scheinen, der sich für eine Heerde von Kamtschadalen, oder für das Chinesische Reich, das er nur der Landcharte *nach* kennt, aufopfern wolte. Noch mehr, die Erhaltung einer zahlreichen Gesellschaft, sagt Herr Garve, ist wichtiger, als die Erhaltung einer kleinern. Also wenn der Preußische Staat 6 Millionen Menschen hat, und Frankreich oder Oesterreich 25; so muß Preußen sich aufopfern für diese Staaten? Warum? Weil, sagt Herr Garve, das Wohl von 25 Millionen ein größres Stück der gesamten Glückseligkeit ist, welche den Endzweck des Schöpfers ausmacht. Ich weis nicht, ob der Schöpfer die gesamte Glückseligkeit durch Addition oder Subtraktion abwiegt; aber das weis ich, daß sein Zweck ihm bekant ist, nicht mir. Mir hat er

durch

durch die Stimmung der Empfindung, die er mir gegeben hat, mein Wohl, nicht das Wohl seiner Schöpfung auf das Herz gebunden. So weit diese Empfindung in mir spricht, für mich, für meine Familie, für mein Vaterland, für meine Freunde, so weit folge ich ihr; wolte er, daß sie für Asiens Mogolen mehr fühlen solte, als für mich, für mein Haus, für meine Geburtsstadt; so müßte mein Gefühl für andere, nach dem Maaß ihrer Zahl wachsen. Doch was folgte, wenn es in dem Verhältniß wüchse? Das, sagt Herr Garve, daß der Souverän einer Gesellschaft, deren Repräsentant er ist, mehr aufopfern darf, als ein Privatmann seinem Interesse.

Wenn Herr Garve nur das folgern wolte, so glaube ich, es wäre näher in dem Satz gelegen, daß, da die Moral die Glückseligkeit dessen zum Zweck hat, dem sie geschrieben ist, der Souverän seine Handlungen nach der Glückseligkeit der Gesellschaft, welche er repräsentirt, abmessen müsse, der Bürger sie nur nach seiner abzumessen brauche.

Diesen Satz würde wohl niemand geläugnet haben; aber aus dem Satz würde mehr nicht folgen, als daß, ob gleich der Souverän und der Privatmann einerlei Grundsätze der Moral haben, dennoch jener sie anders anwenden müsse, als dieser. Ich glaube, ich habe oben bei meiner ersten

Be-

Bemerkung schon genug gezeigt, daß diese Verschiedenheit keinen Einfluß auf die vorliegende Frage habe. Herr Garve scheint dieses selbst zu erkennen, da er aus dieser Verschiedenheit nur andere Kollisionen entstehen läßt. Die Verschiedenheit der Kollisionen macht aber keinen Unterschied in der Moral, wenn die Ausnahme in der Kollision nach einerlei Grundsatz zu machen ist. Da auf diesem Satz mein Widerspruch gegen Herrn Garve vorzüglich beruht, so will ich ihn noch einmal mit einigen Beispielen bestätigen. Mein Haus steht in Flammen, meines Nachbarn Haus auch. Ich habe ein Kind darin gelassen, er einen Wechsel von großem Werth; wir laufen beide die größte Gefahr zu verbrennen, wenn wir wieder hinein gehen. Ich gehe hinein, er nicht. Handeln wir beide gleich moralisch? Gewiß! ich handle sehr moralisch, und er auch, so verschieden auch unsere Handlungen sind. Haben wir beide verschiedene Moralen? Gewiß nicht! Ich mache in der Kollision, in welcher ich bin, die Ausnahme gegen meine Erhaltung, weil mein Kind ein so wichtiges Ingredienz meines Glückes ist, daß ich mit dem Gedanken einer unterlassenen Hülfe zu seiner Rettung nicht leben will. Er macht sie für die Seine, weil seine Erhaltung ein so wichtiges Ingredienz seines Glückes ist, daß er des Geldes dagegen nicht achtet. Würde er anders handeln, so würde er um soviel unmoralischer handeln,

deln, als die Geldesliebe schlechter ist, als die Kindesliebe.

Ferner, ein Staat will seine Truppen durch das Land eines andern Staates wider dessen Willen führen. Dieser widersteht ihm mit Gewalt, und tödtet zu Tausenden. Ein Bürger läuft wider meinen Willen durch mein Haus, ich schlage ihn auch todt: Handeln wir gleich moralisch? Gewiß nicht. Der Souverän that Recht, weil der gewaltsame Durchmarsch durch sein Land von Folgen ist, die den Einbruch in das Gesetz der Menschenliebe weit überwiegen: ich handle abscheulich, weil der Durchgang des Mannes durch mein Haus ohne alle Folgen ist. Wir sind also beide nach einem Gesetz zu richten; nämlich nach dem: thue niemand wehe, ohne die wichtigsten Ursachen. In einem andern Fall wird man uns gerade anders nach eben dem Gesetz beurtheilen. Ein Souverän leihet jemand tausend Gulden, der kan sie nicht bezahlen, ohne zu darben; der Souverän nimt sie, und läßt ihn darben. Ich leihe jemand eben so viel, mein Schuldner kan nicht zahlen, ohne zu darben, ich aber kan sie auch nicht entbehren, ohne in den nämlichen Fall zu kommen; wer wird hier nicht aus dem nämlichen Gesetz für mich, und gegen den Souverän sprechen?

Herr Garve setzt eine andere Kollision; es folgt aber eben das. Ein Souverän, der sich zum Despoten aufgeworfen, hat einen unbesonnenen

nen Vertrag gemacht, deſſen Beobachtung ſeinen Staat an den Rand des Verderbens führte; ſoll er ihn halten? Ein Privatmann hat eben einen ſolchen Vertrag gemacht, der ihn eben ſo weit führt. Man zwingt dieſen zu deſſen Erfüllung; hat man auch das Recht jenen zu zwingen? Oder noch weniger zu ſagen, kan dieſer ihn mit eben ſo gutem Gewiſſen brechen, als jener?

Wenn wir vom Zwange reden, ſo wird ſchwerlich jemand ſein, der dem Souverän, welcher einen ſolchen Vertrag gehalten haben will, nicht das Recht zuſprechen ſolte, den andern zu zwingen; ſo wie die bürgerliche Geſellſchaft den Paziszenten zwingt. Ja noch mehr! Die bürgerlichen Geſetze ſind hier ſogar nachſichtiger, als das Völkerrecht. Die zwingen den Vermieter ſeines Hauſes nicht, den Mietkontrakt zu halten, wenn er ſein Haus ſelbſt benutzt oder verkauft, oder ſolche Reparaturen zu machen hat, wobei der Mietmann nicht wohnen könte; Sie erlauben dem Mandatarius, ehe er das übernommene Geſchäft antritt, das Mandat aufzuſagen; ſie zwingen weder Braut noch Bräutigam ſich zu heirathen, wenn eins, auch ohne alle Urſache, den Verſpruch nicht halten will; ſie verſtatten Moratorien, und haben manche Fälle ausgeſetzt, in welchen der Schuldner nur in Quantum poteſt verurtheilt werden kan. Alles das iſt, nach dem Völkerrecht, der Souverän nicht nachzuſehen ſchuldig!

Doch

Doch vom Zwang wollen wir nichts weiter reden, wir fragen ja nur, was moralisch gut sei?

Ich habe oben, als ich in den allgemeinen Bemerkungen vom Unterschied des Rechts und der Pflicht sprach, schon gesagt, daß in Kollisionsfällen Recht und Verbindlichkeit ihre Anwendung oft verlieren, und zur einfachen reinen Pflicht werden. Ist das in dem Fall anzunehmen, den der Verfasser voraussetzt, wie es anzunehmen sein muß; so hat der Souverän, der sein Wort bricht bloß um der Kollision willen, allerdings die moralische Möglichkeit, oft sogar die Pflicht, von seinem Vertrag abzugehen.

In allen Kollisionsfällen aber zieht die Wahl des Handelnden doch immer die Strafe nach sich, die das Gesetz androht, gegen welches die Ausnahme gemacht wird. Diese Strafe folgte den Römern, als sie den bei den furcis Caudinis eingegangenen Vertrag ihres Generals nicht hielten. Sie folgte dem Mattius Suffetius als er dem Vergleich Roms mit Alba entschlüpfen wolte. Sie folgte in neuern Zeiten Franz I., als er seinen Vertrag mit Karl den V. nicht erfüllen wolte; und Herr Garve erkennt selbst die Gerechtigkeit dieser Strafe, wenn er den Souverän, nicht sowol in der Zeit, in welcher er den Vertrag bricht, als in der Zeit, in welcher er ihn schloß, einer Ungerechtigkeit beschuldigt.

In

In eben dem Verhältniß ist aber auch der Partikulier, der, als moralischer Mensch betrachtet, solche Kontrakte unter ähnlichen ihm proportionirten Umständen bricht. Wars Zufall, Unglück, unvorhergesehene Veränderung der Umstände, so wird der Privatmann und der Souverän vor dem Richterstul der Moral immer entschuldigt sein, wenn er seinen Kontrakt nicht hält; und verurtheilt der Richter jenen, straft diesen das Kriegsglück seines Mitkontrahenten: so wird doch die Stimme des Publikums für ihn sein. War's aber Leichtsinn, Betrug, Gewinnsucht, welche den Kontrakt schloß, und konte dabei wohl voraus gesehen werden, daß er nicht zu halten sei: so wird der Souverän billig unter Souveränen, und der Privatmann billig unter allen seinen Mitbürgern, Ansehen, Zutrauen und Kredit verlieren. Eine Strafe, welcher, wie Machiavell bemerkt, nur Pabst Alexander und Ferdinand von Arragonien durch ein unerhörtes Glück entgingen. So gelang es in den alten Zeiten nicht dem Lysander, nicht dem Pyrrhus, nicht den Karthaginensern; so in den neuern nicht dem Hause Stuart, nicht dem Herzog von Savoyen, nicht der Französischen Politik u. s. w.

Wie es mit den Kontrakten ist, so ist es natürlich auch mit den Separatfrieden. Ich bin zu gering, über Friedrich den Großen und seine

seine Gesinnungen bei dem Breßlauer Frieden zu urtheilen. Aber daß dieser Friede das System von Europa verändert hat, und daß er zwei Staaten, die von Jahrhunderten her unversöhnliche Feinde waren, zusammen bringen half; daß er in dem siebenjährigen Krieg es diesem unsterblichen König so schwer machte, irgends Beistand und Bundgenossen an sich zu schließen; das glaubte wenigstens das Publikum. Wer tiefer in die Verfassung und Lage des Preußischen Staates einsieht, wird beurtheilen können, ob die Ausnahme, die König Friedrich machte, der Kollision gemäß war, in welcher sich dieser große Monarch befand.

Von Seite 47 bis 55 komt Herr Garve wieder auf seinen Satz, von Berechnung des Wohls der Menschheit nach arithmetischen Verhältnissen. Ich muß aber noch einmal sagen, daß ich diesen Philosophen hier nicht verstehe. Mir ist wohl bekant, daß dergleichen Grundsätze nicht neu sind; und ich habe schon vor mehreren Jahren, in meiner Betrachtung über Shaftsburys Abhandlung von der Tugend, meinen Zweifel dagegen geäußert; noch bin ich auch nicht eines andern belehrt, vielmehr scheint es mir, daß selbst die eifrigsten Anhänger dieser übermenschlichen Moral ihrer müde zu werden anfangen;

gen; *) und wer ſolte nicht, wenn er bemerkt, wie unwiderleglich daraus folge, daß alſo der größere Staat wegen ſeiner Größe das Recht habe, von dem Kleinern, weil er kleiner iſt, eine Aufopferung zu fodern; oder daß das Uebergewicht großer Geſellſchaften über kleine nicht nur phyſiſch, ſondern auch moraliſch ſei. Zwei Sätze, die Herr Garve S. 48 wörtlich behauptet. Die Natur ſagt einem jeden Menſchen, ſagt einem jeden Staate, daß ſeine Erhaltung, ſein Glück, ſein erſter und letzter Zweck ſei. Sie hat das Wohl anderer Menſchen zu einem Ingredienz ſeines Glückes gemacht; ſie hat manchen privilegirten Seelen, unter manchen Umſtänden, dieſes Wohl anderer Menſchen ſo nahe gelegt, daß ſie ohne das bewirkt zu haben, keines Glückes fähig ſind; daß ſie lieber nicht leben, als dieſes ſtören wollen. Aber keinen hat ſie ſo enge an alle Menſchen gebunden, keinem hat ſie den Menſchen als bloßen Menſchen, ſo nah ans Herz gelegt, daß er nur Köpfe zu zählen brauche, um ſich zu entſchließen, auf welcher Stufe ſein eignes Glück ſtehen ſoll. Sie hat mir nicht verboten, mein Weib, mein Kind, meinen Freund,

*) C'eſt pour le coeur de l' homme un ſentiment trop vaſte,
Et j'ai vû quelquefois par un plaiſant contraſte
De ce Syſteme outré les zelés partiſans
Cherir tout l' univers excepté leurs enfans.
Paliſſot.

Freund, wenn ich kan, gegen Tausende zu vertheidigen, und tausend Männer, wenn ich kan, in's Grab zu legen, um den Säugling an der Brust meines Weibes zu erretten. Und wie sie das mir nicht verboten, wie sie mir das vielmehr zur Nothwendigkeit gemacht hat: so hat sie Rom seine Erhaltung eben so gut anbefohlen, da es sechzig oder siebenzig Tausend Bürger zählte, als da es dreimal hundert Tausend stark war. Sie hat dem vereinigten Griechenlande nicht geboten, den Persern seine Hände gebunden hinzugeben, wenn gleich hundert Perser auf einen Griechen zu rechnen gewesen wären; sie gebietet noch heute dem König in Preußen so wenig, sich dem Hause Oesterreich zu unterwerfen, wenn das gleich vier und fünfmal so viele Unterthanen hätte, als sie der kleinsten Reichsstadt gebietet, sich Preußen hinzugeben, wenn gleich tausend Preußische Unterthanen gegen einen ihrer Bürger gezählt werden solten.

Jemehr ich dem Satze, den Herr Garve dahin legt, nachdenke, desto weniger kan ich glauben, daß er ihn im Ernste gemeint habe. Ich bemühe mich ihn auf alle Arten einzuschränken, um ihn nur erträglich zu machen, ich sehe aber nur eine, und die, dünkt mich, wäre so zu fassen:

Es

Es ist einem großen Staate nicht für eine unmoralische Handlung auszulegen, wenn er seinem wahren Wohl das Wohl eines kleinern Staates aufopfert. Und dieser Satz ist, im Fall der richtigen Ausnahme in der Kollision, richtig; aber er gilt nicht von dem großen Staat allein, er gilt auch von dem Kleinen; er gilt von jedem Menschen, der, wenn er moralisch betrachtet werden soll, immer als unabhänaig betrachtet werden muß. Es ist nicht wider die Moral, wenn ein paar Menschen aus einer Schiffgesellschaft sich der Schaluppe bemächtigen, und die übrigen, die sie nicht fassen, im Schiffbruch umkommen lassen. Es war nicht unmoralisch, daß Cocles die Tyber vertheidigte gegen Porsennas Heer, bis die Brücke abgeworfen war; es wäre nicht unmoralisch gewesen, wenn die Kommendanten von Otschakow und Belgrad sich besser gewehrt hätten, wäre auch das ganze Türkische Reich nur so groß, als diese Festungen waren.

Also kommt es auch hier gar nicht auf die Größe oder die Kleinheit an, sondern wieder bloß auf das Opfer, das die Kollision erfodert! Ist dem Wohl eines großen oder eines kleinen Staates mehr daran gelegen, seinen Zweck zu erhalten, als das, was er andern Staaten, andern Menschen schuldig ist, zu beobachten: so handelt er nach seiner Pflicht, wenn er diese sich aufopfert; die andern Staaten aber, und die andern Menschen, die

in

in der Kollision des Wohls des großen Staates und ihrer Glückseligkeit, nach der nämlichen Moral die Ausnahme machen, haben dagegen ihre Pflicht, diese Aufopferung abzuwenden wie sie können, und den großen Staat, der sie von ihnen fodert, einen Usurpator, einen Tirannen, einen Räuber zu nennen, und bei jeder Gelegenheit ihn als einen solchen zu behandeln, er mag nun die Ausnahme richtig oder unrichtig gemacht haben; denn hier sind nicht Rechte und Verbindlichkeiten, sondern Pflicht und Pflicht sind in Kollision, zwischen welchen nichts als die Gewalt entscheiden kan, weil in diesen Fällen die Kollision selbst einen jeden von der Rücksicht auf andere Menschen oder Staaten frei spricht.

Nach diesen Grundsätzen, nicht nach der Rechentafel, ist die Gewalt, die Oesterreich den Graubündnern, und Frankreich Savoyen that zu beurtheilen; und nach eben diesen ist jeder Partikulier in gleichem Fall, der Moral gemäß, zu richten. Wenn mich ein Mörder verfolgt, warum solte ich nicht im ersten besten Hause die Fenster einschlagen um hinein zu springen? Wenn mein Schiff sinkt, warum soll ich nicht die Waaren hinaus werfen, ob ich sie gleich nicht wieder ersetzen kan?

Ich mögte so gern von diesem Garvischen Satz der allgemeinen Glückseligkeit abgehen, aber dieser Philosoph hat ihn so lieb gewonnen, daß er ihn von S. 55. wieder aushebt, und noch weiter

ver-

verfolgt. Er sieht daselbst die Souveraine zusammen genommen an, als die großen Vorsteher der Menschheit, als Triebfedern der moralischen Welt, wodurch der höchste Regierer derselben die übrigen Räder in Bewegung setzt; und nach dieser Voraussetzung glaubt er, daß also die Regenten das Wohl des menschlichen Geschlechtes im Ganzen als ihren wahren und letzten Zweck erkennen müssen. Er legt ihnen aber diese Pflicht nur in so weit auf, als sie dieses Verhältniß einsehen, und in so weit sie es einsehen.

Ich zweifle, ob die Spanier ihre Grausamkeiten in Amerika mit einem bessern Argument rechtfertigen können. Ihr mögt sie mit andern Argumenten noch so weit in die Enge treiben, so werden sie immer sagen, wir sahen unser Verhältniß einmal so ein, und handelten darnach. Doch laßt uns nicht durch Konsequenzmachereien Untersuchungen prüfen. Sind Garvens Sätze, so wie sie da liegen, richtig; so mag daraus folgen, was da will. Ich glaube aber, daß sie unrichtig sind.

Wahr ists, die Regierungen der Staaten, die Einwirkung der Regenten bestimmt das Wohl der Welt; aber das Wohl des ganzen menschlichen Geschlechts kan und soll sie von der Moral nicht entbinden. Es kan sie nicht davon entbinden, weil sie dieses Wohl nur durch das Medium der Moral sehen können; es soll sie nicht entbinden,

weil

weil es nicht kan. Umsonst sucht sich der Herr Verfasser damit zu helfen, daß er sagt, so weit sie es einsehen. Wer für das Wohl des Ganzen anders sorgen soll, als die Moral ihn anweist, die aus der Natur des Menschen geschöpft ist, muß dieses Wohl durch ein andres Medium, als durch diese Moral erkennen; kein Mensch hat aber ein andres, und wahrhaftig kein Mensch braucht auch ein andres; denn, wenn jede einzelne Gesellschaft ihr wahres Wohl einsieht, und es zu erhalten sucht; so folgt das Wohl des Ganzen von selbst! Auch nur so weit kan der Satz: Alles ist Recht, was dem menschlichen Geschlecht im Ganzen ersprießlich ist, für wahr angenommen werden; denn so weit der Mensch sieht, kan dem Ganzen nichts ersprießlich sein, was der Moral entgegen ist. Wäre aber eine Uebertretung eines Moralgesetzes doch dem Ganzen ersprießlich: so kan nur Gott diese Kollision sehen, und die Ausnahme darin richtig machen, weil seine Weisheit dieses Wohl durch ein andres Medium, oder vielmehr durch gar keines, sondern unmittelbar sieht. Bloß in dem Vertrauen auf diese Weisheit konten also die theokratischen Staaten manches thun, was ohne dieses Vertrauen Unrecht war, wie der Verfasser Seite 57 sagt. Also, das Alles sehen allein, nicht das Mehr sehen, weiter sehen als andere Menschen, berechtigt, wie S. 59 behauptet werden will, moralische Grundsätze zu zerbrechen,

die des Menschen Verstand aus der Natur des Menschen geschlossen hat; denn kein Mensch kan über diese hinaussehen. Keine Pflicht der Großen kan sie von dieser ihrer ersten Pflicht, der Natur der menschlichen Verbindung, wie Menschen sie sehen, getreu zu sein, lossprechen; und wäre es auch wahr, wie es nicht wahr ist, daß aus allen Pflichten Rechte entstünden; so kan doch unmöglich je eine solche Pflicht gedacht werden. So hoch, nach des Verfassers Idee, die Souveräne stehen, so stehen sie doch nie über der Sphäre der Menschheit. Diese begrenzt immer ihren Horizont. So hoch jeder einzelne Souverän nach des Verfassers Idee steht: so darf, und kan, und soll er doch nie für mehrere sehen, als für seinen Staat, bis seine Kollision, oder ein anderer Staat ihn auch für den zu sehen, auffodert. Denn ein jeder Staat ist selbstständig, hat in der großen Harmonie der Schöpfung seine eigne Augen, seinen eignen Willen, seinen eignen Platz erhalten, dessen Verhältniß nur der einsehen kan, der die ganze Harmonie übersieht, und den wir Menschen nur nach dem Gesetz der Moral beurtheilen können. Und eben so hat in dieser großen Harmonie auch jeder Mensch seinen Willen, sein Auge, seinen Platz, den ihm der Souverän ausser dem Fall der Kollision so wenig nehmen kan, als ein Staat den andern, ausser diesem Fall, von dem seinigen verdrängen kan.

Und

Und eben so denkt selbst der Verfasser nach S. 62 und 63 u. d. f. Er rechtfertigt also hier meine erste Bemerkung selbst, daß nicht die Moral des Privatmanns von der Moral des Souveräns, sondern, daß nur ihre Lagen und die dadurch veranlaßten Kollisionen verschieden sind. Wer wird aber das läugnen, wer hat es geläugnet? Ich lasse mich über die Beispiele nicht heraus, welche Herr Garve von solchen Kollisionen giebt. Ich würde vielleicht weniger Gewicht auf den Verlust einer Provinz setzen, und gewiß weniger Anstand nehmen, den Richelieu und alle seine Nachahmer sehr zu verdammen; zumal jetzt, da die Folge gelehrt hat, was aus Richelieus Werk in Frankreich und an andern Orten entstanden ist, wie die künftige Zeit lehren wird, was in andern großen und kleinen Staaten die Nachahmer Richelieus angerichtet haben. Ich eile vielmehr zu den Behauptungen von S. 68 u. s. w., wo ich wieder zweifle, ob ich recht lese, und ob ich den Verfasser recht verstehe. Er will aus den großen Revoluzionen der Staaten schließen, daß die Souveräne oft von der Moral abgewichen sind, und weil so viel Gutes aus diesen Revoluzionen erfolgt ist, so will er weiter schließen, daß also diese Revoluzionen selbst durch ihre Wirkung moralisch geworden seien. Schon diesen Schlüssen kan ich nicht folgen, wie viel weniger dem mit nichts belegten Grundsatz, daß die Konstituzionen die Absicht haben, daß bei dem

Privatmann alles bleiben soll, wie es ist, der Arme arm, der Reiche reich; und daß dieses eben so bei den Staaten wäre.

Ich finde dieses alles anders. Die Konstituzion läßt dem Reichen die Freiheit seinen Reichthum zu verschleudern; dem Armen die, sich reich zu machen. Die Gesetze des Eigenthums verbieten dem Fleißigen nicht seinen Lohn, dem Glücklichen nicht sein Glück zu nehmen, wo er es findet; und sie können den Reichen nie hindern, unglücklich, selten, lüderlich zu werden. So ist es mit den Staaten. Ohne die Schlacht bei Leuktra hätte Sparta aufgehört Sparta zu sein, ohne den Lysander Athen, ohne den Sulla und Cäsar Rom; die Konstituzion allein kan den Staat so wenig halten, als der Pfeiler allein das Haus. Wenn dort die Menschen nicht die Konstituzion halten, so fällt die Nazion ohne Feind; und wenn hier die Vorsicht den Pfeiler nicht erneuert, so fällt das Haus ohne Windstoß.

Doch sei's, daß lauter Ungerechtigkeiten die Revoluzionen bewirkt haben, wodurch die Staaten sogar umgeschaffen worden sind; sei's, daß die Menschheit sogar viel bei diesen Revoluzionen gewonnen habe: was würde anders daraus zu nehmen sein, als ein Paragraph zu einer Theodizee? Wird Sulla und Cäsar, werden die Triumvirn weniger lasterhaft scheinen, weil sie das Römische Blut stromweise vergossen haben, das

damals

damals schon eiterte? Wird Tiberius und Claudius und Nero u. s. w. damit zu rechtfertigen sein, daß sie Rom in den grausamsten Despotismus zwangen, da Rom ohne Despotismus nicht mehr zu retten war? Wird Alexander, Julius und Borgia weniger hassenswürdig sein, weil sie den Grund dazu gelegt haben, daß nun Italien wenigstens ruhiger ist?

Niemand wird läugnen, daß sehr unmoralische Handlungen sehr nützlich werden können, aber wir können deswegen keinem Menschen ein Recht dazu zuschreiben, vielweniger ihm dergleichen Handlungen als Pflicht vorschreiben, können sie nicht einmal entschuldigen, als wenn der Nutzen, der aus ihnen entsteht, von dem, welcher sie thut, intendirt, berechnet, vorausgesehen worden ist; und wenn er größer ist, als die Immoralität. Welcher kan aber die aufwiegen, die das Band der Menschheit, Treu und Glauben zerreißt, und Recht und Gerechtigkeit mit Füssen tritt?

Da ich diese Vordersätze nicht verstehe, so verstehe ich noch weniger, wie die Frage S. 70. Thut jeder Unrecht, welcher in dem Zustand der Staaten etwas verändert? ich will nicht sagen, beantwortet werden soll, sondern nur, wie es überhaupt möglich sei, sie zu beantworten. Freilich, wenn jemand behauptet hätte, daß die Konstituzion der Staaten nie ohne Unrecht

recht verändert werden könte, so wäre die Frage zu beantworten. Das hat aber — und kan niemand behaupten. Auch hat der Verfasser in dem, was er über diese Frage sagen will, seinen Satz, daß jede Veränderung, die dem Ganzen nützlich ist, darum auch gerecht sei, gar unschließlich belegt. Er führt zwei Beispiele von Hauptveränderungen in Deutschland, die den Deutschen sehr nützlich waren, an, und bemüht sich zu beweisen, daß die Helden dieser Revoluzionen nach dem strengen Recht unrecht gehandelt hätten, und daß doch jederman sie lobe, weil ihre Thaten so nützlich gewesen sind. Diese Beispiele scheinen mir aber sehr übel gewählt zu sein; denn die beiden Helden, auf die sich Herr Garve beruft, Moritz von Sachsen und Gustav Adolph von Schweden handelten sehr gerecht. Herr Garve fragt, ob Moritz seinem Wohlthäter der Gerechtigkeit nach untreu werden durfte, und ob die Arrestirung des Landgrafen eine hinlängliche Ursache zum Krieg gewesen wäre? Ich glaube, daß, nach dem strengsten Recht, die Arrestirung des Landgrafen allein eine Ursache zum Krieg gewesen wäre, weil Moritz sich für den Landgrafen verpfändet hatte, folglich er verpflichtet war, ihn frei zu machen. Aber Herr Garve hat übersehen, daß Moritz ausser dem auch die Deutsche Freiheit, die Karl der V. gegen seinen Eid auf tausenderlei Weise beleidigte, daß er die Gewissensfreiheit, die

Karl

Karl der V. versprochen hatte, und nicht hielt, als Mitglied des Reichs, als Protestantischer Fürst zu behaupten verflichtet war. Durfte Karl in seinem Despotismus fortfahren, so war der Kurfürsten Titel, den Moritz erhalten hatte, ein Spottnamen, und kein Geschenk, das dankenswerth war; und da Karl auf alles Vorstellen und Bitten den Landgrafen nicht auslieferte, da er ihn gegen Treu und Glauben in die Gefangenschaft geworfen hatte, so war Moritz ihm keine Kriegserklärung schuldig, so wenig in Privatsachen die Marechaussee den Räuber, den sie zum Richterstul schleppt, erst zu zitiren braucht.

Das andere Beispiel von Gustav Adolph, ist eben so wenig an dieser Stelle treffend. Herr Garve muß ohne Zweifel das Manifest nicht vor Augen gehabt haben, mit welchem Gustav Adolph seine Unternehmungen rechtfertigte. Er muß vergessen haben, daß Ferdinand die Herschaft auf dem Baltischen Meere sich anmaßen wolte; vergessen, daß Ferdinand dem König in Polen Hülfe geschickt, dem König in Schweden aber sogar den Königstitel verweigert hatte. Lauter Facta, die Gustav Adolph zu rächen offenbar berechtigt gewesen ist, und die nicht durch verlegene, aus dem Staub der Archive gezogene, in dem grauen Alterthum begrabene Dokumente zu beweisen; sondern, die zu eben der Zeit im Angesichte

gesichte von ganz Deutschland, im Auge von ganz Europa geschehen waren. Gewiß, wenn unsere neuen Deutschen Jesuitenvogelsteller nicht ihren Frieden mit Herrn Gärve gemacht hätten, so fürchte ich, diese Stelle, welche die zwei wichtigsten Werkzeuge der Aufrechthaltung der Protestantischen Religion, mit Uebergehung so notorischer Thatsachen, einer Ungerechtigkeit beschuldiget, diese Stelle, welche beinah in eben dem Geist geschrieben ist, in welchem Herr Schmidt die Reformazionsgeschichte behandelt, würde dem Herrn Verfasser eine neue Ladung von Vorwürfen zuziehen. Ich aber bin überzeugt, daß es demselben nur ging, wie es oft den Philosophen geht, wenn sie Facta zu ihren Prinzipien suchen, und wie es nur selten denen begegnet, welche Prinzipien aus Factis herholen wollen.

Hätte aber Gustav Adolph auch nicht so wichtige eigene Gründe gehabt, die Oesterreichische Uebermacht demütigen zu wollen; so würde doch selbst der Ruf der gedrückten Deutschen Reichsstände ihn sehr gerechtfertigt haben, wie er, dünkt mich, seine Thronfolgerin sogar gerechtfertigt hat, daß sie in dem Westphälischen Frieden eine so wohl verdiente Schadloshaltung foderte. Zwar, auch der Ruf der Reichsfürsten scheint Herrn Garve nicht wichtig genug zu sein zur Vertheidigung des heldenmütigen Königs, und er will es überhaupt, ich

ich weis nicht warum, immer nach dem strengen Recht unverantwortlich finden, wenn ein Souverän von einem mit Unrecht bedrückten zu Hülfe gerufen wird, und sich dem zu Gunst in fremde Händel mischt.

Die Moral scheint mir weder so uninteressirt, daß man, um ihr treu zu bleiben, bloß das Beste der ganzen Menschheit immer zum Zweck haben müsse, noch so egoistisch, daß man sich seines Nachbarn gar nicht anzunehmen habe. Ihr wahrer Werth besteht darin, daß sie das unmittelbare eigene Interesse mit dem, was mittelbar durch das Wohlseyn anderer Menschen erreicht wird, richtig zu proporzioniren weis.

Wäre die Moral des Privatmannes hier von der Moral der Souveräns unterschieden, so müßte diese strenger sein als jene. Denn nicht allein die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch die bloße Moral, verlangen oft, daß der Bürger sich in fremde Händel mische. Sie wollen, daß die, welche Alters oder Schwachheitshalber sich nicht vertheidigen können, von andern vertheidigt werden; und in den Augen eines jeden rechtschaffenen Mannes, wird es billig für die größte Schlechtigkeit gehalten, wenn man einen Vertheidigungslosen, da, wo man ihn vertheidigen kan, seinem Schicksal überläßt. Ich könte dieses mit beinah unzähligen Stellen des Cicero auf hunderter-

derterlei Arten sagen; wem könten aber diese Stellen bekanter sein, als Herrn Garve selbst?

Und überdies scheint ja selbst die Ungerechtigkeit eines Volks alle Hände aufzufodern, daß sie gegen dieses sich aufheben. Ich weis wohl, was man alles von dem Strafkriege gesagt hat; und so wenig ich denselben in allen Fällen vertheidigen mögte, so wird er doch sicher da der Moral der Völker sehr gemäß sein, wo die Strafe die Absicht hat, den ungerechten, um sich greifenden Staat in die Schranken der Gerechtigkeit zu treiben. Der Ungerechte giebt zu erkennen, daß er durch kein Band an die übrige Menschheit gebunden sein wolle. Er spricht also die Menschen los von allen Pflichten gegen ihn, und hebt selbst das allgemeine Gesetz der Menschheit auf. Aus diesem Gesichtspunkt sind allerdings die Kreuzzüge selbst zu rechtfertigen, und würden alle Nazionen Europa's zu rechtfertigen sein, wenn sie sich alle von Süden und Westen verbänden, einem neuen Attila zu widerstehen, der heute mit einem Schwarm Tataren aus Norden einbrechen und Europa überschwemmen wolte.

Und auch selbst in der Rücksicht ist der Privatmann verpflichtet, ohne eigenes Interesse sich in fremde Händel zu mischen. Ich weis nicht, wo es Herr Garve hergenommen hat, daß im Privatleben die erste Regel dahin gehe, sich nur

um

um sich zu bekümmern, und in fremde Angelegenheiten keinen ungebetenen Rath zu geben. Die alten Gesetze, nicht nur der Deutschen, sondern vieler Völker, haben jederman aus einer Familie das Recht gegeben, die Pflicht auferlegt, sich an dem Mörder ihres Anverwandten, wäre dieser ihnen auch noch so gleichgültig, zu rächen; die neuen befehlen wenigstens die Gerichte dazu aufzufodern, und machen nicht einmal einen Unterschied unter Verwandten und Fremden. Wer den Dieb seines Nachbarn halten kan, und es nicht thut; wer ihn vor Einbruch, Mord, Brand, Betrug nicht warnt, wird oft bestraft, hat wenigstens immer Verantwortung auf sich. Und hat, auch in bürgerlichen Sachen, jemand nur das allerentfernteste Interesse bei einer Sache, so stehen ihm die Gerichte mit Kauzionen, Sequestern, Arresten immer zur Seite; warum solten denn die Nazionen nicht berechtigt sein, mit aller Macht zu hindern, daß die gierige Klaue des ungerechten Eroberers nicht alles an sich reiße? Hätten die Griechischen kleinen Völker dem Philipp zu rechter Zeit widerstanden, würde er und sein Sohn sie verschlungen haben? Hätten die Lateiner, Sabiner, Samniter, Hetrurier im Anfang, die Afrikanischen Nazionen in der Mitte, und die Asiatischen, Gallischen und Deutschen Völkerschaften am Ende des Römischen Staats, diesen gierigen, oft so ungerechten Republikanern gemeinschaftlich die

Spitze

Spitze geboten, sie würden nie Herren der Welt geworden sein. Und wer würde dann in der ganzen Moral einen Grund gefunden haben, sie zu tadeln?

* * *

Nicht hier also, wo die Moral selbst für den Souverän spricht, sondern da, wo Herr Garve die Moral mit deren Anwendung in der Kollision verwechselt, hätte die Rechtfertigung seines Systems gegen die üblen Folgen desselben ihren Platz gefunden. Doch, er wird mir erlauben, ihm auch hier zu folgen, und vielleicht werden wir am Schluße sehen, daß seine eigne Bestimmungen den gewagten Satz von der Verschiedenheit der Moral der Souveräne und der Privatpersonen aufheben.

Herr Garve sagt S. 77. Ist es einerlei, ob man sage, der Fürst hat keinen zwingenden Gesetzgeber, oder er hat kein Gesetz?

Gewiß es ist nicht einerlei. Aber der Privatmann hat im Auge der Moral auch keinen zwingenden Gesetzgeber. Unmöglich konte Herr Garve uns auf 76 Oktav Seiten nur lehren wollen, daß der Souverän Souverän, und der Bürger Bürger wäre. Sein ganzer Diskurs bis hieher hat das Ansehen zu behaupten, daß der Souverän eine andere Moral habe, als der Bürger.

Was

Was setzt Herr Garve aber an die Stelle des Zwangs? Die Belehrung, sagt er, von dem, was gut ist! Was ist aber gut? Wenn der Souverän von der Moral des Partikuliers frei gesprochen wird, so muß das Gute, das wir ihn lehren sollen, sich auf etwas anders beziehen, als auf die Natur des Menschen. Was soll aber das Andere sein? Etwa das Wohl des menschlichen Geschlechts im Ganzen genommen? Machiavell vertheidigt auf diese Weise den Brudermord des Romulus. „Wer," sagt er, „mit Weisheit einen Staat einrichten will, und die Absicht hat, nicht sich, sondern dem gemeinen Besten nützlich zu sein, nicht seinen Nachkommen Vortheil zu schaffen, sondern dem Vaterland, der muß sich bemühen, alle Gewalt allein in seine Hände zu bekommen, und ein weiser Mann wird niemand tadeln, welcher etwa eine ausserordentliche Handlung begeht, in der Absicht, einen Staat, oder eine Republik in gute Ordnung zu bringen u. s. w. *).

Herr Garve, der gerade gegen die Folgerungen dieser Art sich rechtfertigen will, wird also daher das Gute nicht nehmen wollen, worauf er seinen Souverän zu verweisen gedenkt. Er wird ihn demnach doch immer auf die Natur des Menschen weisen müssen; und das thut er auch wirklich, wenn

*) Discorsi. L. I. C. 9.

wenn er gleich hernach sagt: daß derselbe für das Wohl und Weh der Menschen empfindlich gemacht werden soll. Was thut aber die Moral des Privatmannes anders?

Zum Andern will Herr Garve der Moral des Privatmanns bei den Souveränen die Regel substituiren, daß aus der Natur der Freiheit ihre Einschränkung folge. Eben das ist aber auf eben die Weise von dem Privatmann zu sagen.

Der Herr Verfasser giebt hierauf einige Regeln an, wodurch er seinen Souverän, den er von den Fesseln der Privatmoral entledigt hat, binden will. Ich gestehe aber, daß mir diese Regeln sehr unbestimt scheinen; doch mögen sie sein, wie sie wollen, so sehe ich nicht, auf was, weder ihre Erfindung, noch ihre Sanktion gegründet wäre, das nicht eben auch dem Privatmann zu Erfindung seiner Regeln, und zu deren Sanktion gegeben wäre. Ist nun, wie ich in meiner ersten Bemerkung bewiesen zu haben glaube, nicht die Regel, sondern der Grundsatz, worauf die Regel gebaut ist, die Moral; und ist, wenn der Bürger nicht juristisch, sondern moralisch beurtheilt werden soll, die Sanktion der Regel nicht im Gerichte des Staats, sondern im Gerichte des Gewissens zu suchen; so können auch diese Regeln bloß verschiedene Anwendungen einer und der nämlichen

Moral

Moral sein, wenn sie anders nicht mehr Klugheitsregeln, oder moralische Vorschriften sind.

Die erste Regel soll sein: daß der Souverän, ausser von der Noth gedrungen, oder durch ausserordentliche Vorfälle aufgefodert, nichts in seinem Verhältniß mit seinen, oder mit andern Völkern ändern soll.

Diese Regel, die durch ihre Einschränkungen beinahe zu nichte wird, soll darauf gegründet werden, daß die Erhaltung dessen, was da ist, besser sei, als die Beförderung eines ungewissen Besseren. So dachte Philipp von Mazedonien, der Römische Senat, und Friedrich von Preußen nicht; doch sie mogten denken was sie wolten, die Regel mag wahr sein oder nicht, (und sie braucht Einschränkungen um wahr zu sein,) so ist das keine moralische, sondern nur eine Klugheitsregel, gewiß keine moralische Regel aus dem Verhältniß gegen andere Menschen.

Die zweite Regel S. 82. daß die Mittel nicht nachtheiliger seien als der Zweck, ist wieder, wie sie da liegt, eben die Klugheitsregel die nach Aristoteles Politik (L. II. Cap. V. §. 17. Edit. Conring.) Eubulus dem Autophradates empfahl, als er Atarne belagern wolte. Er ließ ihn nicht untersuchen, ob er ein Recht auf die Stadt habe, sondern ob sie ihm mehr eintragen werde, als die Belagerung koste.

Die

Die dritte Regel ist, daß die Veränderlichkeit meist eine Folge der Veränderung sei. Auch diese Regel ist eine Klugheitsregel, und findet ihr Seitenstück in der Stelle des Aristoteles, das ich neulich in einem kleinen Aufsatz von den Staatsreformen *) angeführt habe.

Lassen wir aber diese drei Regeln auch moralische Vorschriften sein, so, dächte ich, sind sie dem Souverän wieder nicht allein eigen. Auch der Privatmann thut klug daran, wenn er sitzen bleibt, wo er gut sitzt; auch der Privatmann ist ein Thor, der nach unserm heutigen Ton eine philosophische Agrikultur treibt, die ihn mehr kostet, als sie einträgt; auch der Privatmann handelt unvernünftig, der seine Haushaltungsgrundsätze so oft verändert, daß keiner mehr halten kan.

Die vierte Regel, die Herr Garve anführt, wird einen flüchtigen Leser seines Aufsatzes, der, während der 84 vorhergehenden Seiten, vor der Barbarei, die immer der Verachtung der Moral auf dem Fuße folgt, vielleicht gezittert hat, wieder trösten; denn hier erklärt der Herr Verfasser, daß er seinen Aufsatz nur für den Indostan, und die Barbaren in Asien, Afrika und Amerika geschrieben habe. Er sagt S. 88. daß die Verträge und Garantieen, welche bei den gesittetsten Völkern in

*) Im Neuen Deutschen Museum. Dezembr. 1789. S. 572.

in Europa eingeführt sind, eine Aehnlichkeit mit dem Schutz haben, dessen der Privatmann genießt; deswegen glaubt er Seite 90. daß auch die Pflichten der Souveräne nun strenger wären, und S. 87. hatte er schon zugegeben, daß dadurch ein dem bürgerlichen Stand näherkommendes Verhältniß unter den Souveränen entstanden wäre. Wir würden bei dieser Bemerkung ganz zufrieden gestellt werden, wenn wir nur aus dem, was Herr Garve bisher behaupten wolte, abnehmen könten, was denn diese Staaten zu Beobachtung dieser Garantie und dieser Verträge verbinden kan, wenn nicht die Moral eben das bei den Souveränen wirkt, was sie bei dem Privatmann wirken muß! Alle die Gründe, womit bisher Herr Garve den Souverän von der Moral frei sprechen wollen, sprechen ihn auch, nach Herrn Garvens eigenen Beispielen, (S. 42) von Haltung der Verträge frei. Es ist also, wenigstens meiner Einsicht nach, an diesem ganzen Räsonnement nur so viel wahr, daß unter den gesitteten Europäischen Nazionen die Folgen der Uebertretung der Moral fühlbarer werden. Aber selbst das, daß es nun so weit gekommen ist, daß diese Folgen fühlbarer werden und sicherer eintreffen, selbst das ist ein Beweis, daß auch unter den Fürsten die Moral nie unwirksam gewesen ist. Gerade weil unsere Vorfahren so alle Gesetze übertreten haben, sind endlich ihre Nachkommen in ein so gewaltsames Verhältniß gefallen,

daß sie sich durch Verträge, Garantien und dergl. binden lassen mußten. So wolte Autalcydas durch seinen Frieden die Griechen, gleich Löwen und Tigern, durch Hunger und Schläge in vergitterte Logen zwingen, in welchen sie freilich ihre Raubbegierde nicht ablegen würden, wo sie aber ihr stolzes Herz zäumen müßten, auch wenn sie nicht wolten. Hat nun die Moral soviel gethan; ist das die Strafe, womit sie die Uebertretung ihrer Gesetze heimsucht: so würde es sehr unbillig sein, wenn man ihr ihre Wirksamkeit absprechen wolte? Sie hat sich an den Assyrern, Lydiern, Medern, Phöniziern und Persern gerächt; sie hat die blühenden Staaten Griechenlands mitten in ihrem Flor abgehauen; sie hat den Koloß zertrümmert, den Philipp und Alexander von Mazedonien errichtet; sie hat Roms unbiegsamen Nacken gebrochen, und nachdem sie seit der Zeit die kleinen Ausbrüche der Spanischen, der Französischen, der Englischen, der Deutschen Tirannen gleich in ihrem ersten Aufstreben zu nichte gemacht hat, so hat sie nun den Völkern Europas ein solches Schrecken eingejagt; daß sie wenigstens mit Zittern, wenigstens aus Klugheit, seltener der Hand der Gerechtigkeit entschlüpfen, wenigstens selten ihr ungestraft entschlüpfen können. Das Leben der Nazionen muß, wie das Leben der Menschen, erst nach seinem Ausgang beurtheilt werden, und der beweiset durch tausend Beispiele,

daß

daß das Diadem und der Purpurmantel so wenig vor den Streichen des Rächers der Tugend schützt; als die Faszes der Republiken vor ihnen bestehen können.

Die Untersuchungen von S. 92. bis 122 kan ich nach meiner Absicht ganz übergehen. Sie handeln alle bloß von der Frage: Wann ist die Kollision so beschaffen, daß ein Souverän mehr oder weniger von seiner Pflicht gegen andere Menschen, und gegen andere Staaten, und gegen sein Land selbst, abgehen darf? Das wird und kan niemand läugnen, daß ein Souverän in solche Kollisionsfälle kommen könne; aber wie wenig das für Herrn Garve beweiset, habe ich vorhin, wie ich glaube, überzeugend dargethan.

Ich kan sogar Herrn Garve hier zugeben, daß dergleichen Kollisionsfälle oft so zweifelhaft sein können, daß ein Souverän große Entschuldigung verdient, wenn er die Ausnahme unrichtig macht; auch das will ich zugeben, daß in solchen zweifelhaften Fällen das entferntere eigene Interesse, vielleicht auch die noch so dürftige Einsicht in das allgemeine Beste, den Zweifel entscheiden darf. Aber, daß das in allen den Fällen, die Herr Garve anführt, der Fall gewesen sei, daß es der Fall in dem dreißigjährigen Kriege, daß es sonderlich der Fall gewesen sei, als Frankreich die Engländer mit dem Popanz des Prätendenten schrecken wolte, davon bin ich nicht überzeugt. Weder die Vor-

sorge für das Beste Englands, noch die Rechte Jakobs des Zweiten, noch am wenigsten die Verträge, die Frankreich mit diesen gemacht hat, konten hier in die Wagschaale des Rechts kommen. Nicht das erste, denn Jakob war ein Ruin seines Landes; nicht das zweite, denn er hatte sich seiner Rechte nicht sowol durch seine Flucht als durch seine Aufführung begeben; nicht das letzte, denn Frankreich konte nicht mit Jakobs Person, sondern nur mit dem Staat Verträge machen. Ich wundere mich, wie Herr Garve sich auf diese Verträge berufen mogte. Dionys von Halikarnaß legt eben diese Sprache den Lateinern, Sabinern, Hetruriern zu den Zeiten der ersten Römischen Könige auch immer in den Mund, wenn sie ungerechte Kriege anfangen, sonderlich als sie die Tarquinier wieder einsetzen wolten; wer wird sich aber dadurch verführen lassen? *)

Es war also nicht der Ausgang, nicht das Unglück der Jakobiter, wodurch das Publikum zu seinem Urtheil über Frankreichs Betragen bewegt wurde, sonder es war allerdings dieses Betragen selbst;

*) Aristoteles wirft diese Frage in seiner Politik auf. L. III. C. 1. am Ende (Ed. Conr.) und behauptet ebenfalls, daß die Verträge mit denen, die regieren, nicht Verträge der Regenten, sondern des Staates sind; und daß folglich, wenn die Regierungsform sich ändert, sie nicht auf die Person des Regenten allein gedeutet werden können; denn, sagt er, der Staat ist nicht da, um regiert zu werden, sondern um des gemeinen Wohles willen.

Digitized by Google

selbst; zumal da der Prätendent nur eine Maske geheimer Triebfedern war.

Eben so wenig scheint mir das Beispiel Spaniens zu Zeiten der Französischen Ligue wohl gewählt. Nicht dadurch, daß Philipp sich in die Französischen Händel mischte, wurden sie verschlimmert; sondern dadurch, daß Philipp sich in dieselben mischte, um sie zu verschlimmern. Das hat Boccalini sehr artig erklärt, wenn er erzählt, wie ausserordentlich geschäftig die Spanier gewesen, den Brand in dem Palast des Königs von Frankreich zu löschen; daß man aber, als der Brand immer größer geworden, endlich Verdacht geschöpft, und nach der Untersuchung statt des Wassers, das sie herbei zu bringen vorgegeben, nur Pech und Schwefel in ihren Fässern und Schläuchen gefunden habe. Zu unsern Zeiten dachte Europa anders als der Herr Verfasser, da Preußen sich in die Pfälzer und Holländischen Angelegenheiten mischte. Und wie viel würde selbst Oesterreich, wie viel würden die mutigen Brabanter, wie viel würde Frankreich einem uneigennützigen Friedensstifter zu danken haben? wenn sich einer in ihre Sachen mischen, und da und dort den ausgetretenen Strom wieder in seine Grenzen weisen wolte, die Recht und Gerechtigkeit, und Souveräneneid, und Unterthaneneid vorgeschrieben haben. Doch, ich brauche mich über das alles nicht einzulassen; denn die Frage, die zwischen Herrn Garve und mir

strei-

ſtreitig ſcheint, iſt nicht dieſe: Ob hier und da die Ausnahmen in den Kolliſionen richtig gemacht worden ſind, ſondern dieſe iſts: Ob die Souveräne bei ihren Kolliſionen nach einer andern Moral die Ausnahme zu machen haben, als ſie der Privatmann bei ſeiner Kolliſion zu machen hat?

Herr Garve erläßt mir von S. 122 an ſelbſt alle weitere Vertheidigung meiner Meinung. Er ſagt ſelbſt S. 123, daß wenn man die häufigen Uebertretungen der Moral, von welchen die Geſchichte voll iſt, betrachtet, und ſieht, wie nützlich ſie dem Menſchengeſchlechte waren, man ſie, als einen Theil von dem Plan der Vorſehung, durch den Erfolg rechtfertigen, aber nicht als eine Regel für künftige Fälle anſehen ſoll. Das iſt, was ich vorhin ſagte, daß dieſes alles in eine Theodizee, nicht in eine Abhandlung über den Werth der Moral in der Politik gehöre. In einer Theodizee laſſe ich mir das alles ſehr gerne bei denjenigen gefallen, welche nothwendig über Gottes Haushaltung richten und ſeinen Advokaten machen wollen; hier aber, mögte ich mit dem Euripides ſagen:

Μη μοι τα κομψ' ἀλλ' ὧν πολει δει, *)

Es

*) Laß das, und rede von dem, was dem Staat nützlich iſt.

Es ist ohnehin nur so eine Sache mit unsern Urtheilen über das Wohl und das Weh anderer Menschen. Denn, was Dionys von Halikarnaß über die Glaubwürdigkeit sagt, daß die Menschen gewöhnlich das Fremde nach dem, was ihnen einheimisch ist, beurtheilen, und das Glaubliche und Unglaubliche bloß nach ihren Erfahrungen abmessen *), das trift auch bei unserer Untersuchung über die Glückseligkeit, die Aufklärung, den Wohlstand der Nazionen ein. Der ehrliche Mann, der in Wielands Geschichte des menschlichen Herzens die nackten Wilden Hosen zu tragen lehrte, glaubte wohl zu ihrer Glückseligkeit vieles beizutragen; sie dankten es ihm aber so wenig, als vielleicht die Gruppe der Inseln in dem Atlantischen Meere, die Herr Garve anführt, ihren aufgeklärten Beherschern ihre Dienstbarkeit danket; wenigstens denken die Irländer ganz anders als dieser Schriftsteller von der Glückseligkeit, die ihnen England schenkt; und ich habe selbst einen Irländischen

*) Eben das bemerkt Montagne, und drückt es sehr gut aus: Il semble à chacun, que la maitresse forme de la Nature humaine est en lui: Selon elle il faut regler tous les antres. Les alleures, qui ne se rapportent aux siennes sont feintes et fausses. Lui propose-t-on quelque chose des actions ou facultes d'un autre? la premiére chose qu' il appelle à la Consultation de son jugement c'est son exemple: selon qu' il vachés lui, selon ce la va l'ordu du monde. O l' asnerie dangereuse et insuportable. Ess. l. II. Ch. 32.

dischen Kapuziner in einem Deutschen Kloster gesehen, der, im Zutrauen gegen mich, zwar seine Kutte herzlich verfluchte, sie aber dennoch tausendmal lieber bis an das äusserste Ende der Erde fortschleppen, als in seinem Vaterland Englands Ketten tragen wolte. Ich brauche mich indessen über die ganze Abhandlung von S. 122 bis 136 nicht herauszulassen, zumal da sie an manchen Stellen mehr dem satyrischen Brief des St. Evremont über den Pyrenäischen Frieden, als einer philosophischen Untersuchung, gleich sieht. Ich eile deswegen zu Seite 136, wo Herr Garve alles, was er auf den vorhergehenden acht Bogen gesagt hat, umstößt, und alle meine bisher wider ihn vorgetragenen Behauptungen rechtfertigt, wenn er da sagt:

„Es giebt nur einen ganz fixen Punkt in der Moral, das ist die Liebe. Sobald man hievon abweicht, und das zum Prinzipium annimt, daß man in seinen Prinzipien zu seinem eigenen Besten auf das Beste der Uebrigen gar keine Rücksicht nehmen dürfe; so ist auch der Ungerechtigkeit, welche gefließentlich schadet, das Thor eröfnet.“

Ueber die zu große Ausdehnung dieses Satzes, daß die Liebe, die nur fixer Punkt in einem Theil der Moral ist, zum fixen Punkt der ganzen Moral gemacht wird, will ich mit dem Herrn

Ver-

Verfasser nicht rechten; ein Schriftsteller ist bisweilen berechtigt, dergleichen Einschränkungen dem Leser zu überlassen. Auch will ich die Anwendung dieses Satzes auf die Handlungssperren nicht berühren, weil, um diese zu beurtheilen, noch eine Menge anderer Klugheits- und Handlungsprinzipien mit diesem Moralprinzip verbunden werden müssen, die hier zu weit führen würden. Aber das muß ich Herrn Garve hier fragen: Ob denn, wenn dieser Punkt des Kapitels der Moral, vom Verhältniß der Menschen gegen einander, fixirt ist, ob nicht dann nothwendig folge, daß der Privatmann und der Souverän einerlei Moral haben: Einerlei, wenn beide ausser der Kollision sich entscheiden wollen; und einerlei, wenn sie in der Kollision eine Ausnahme machen müssen? Die feste Einprägung dieses fixen Punkts in die Herzen der Fürsten wird sie gerechter machen, als alles, was der Schutzgeist der Nazionen, durch den Herr Garve sie haranguiren läßt, ihnen vorsagen kan.

Doch, wenn ich die Harangue dieses Schutzgeistes lese, wenn ich auf die Stelle zurück sehe, welche ich eben aus Herrn Garven angeführt habe, wenn ich alle die Einschränkungen, Ausnahmen und Modifikazionen überlege, welche dieser Philosoph seinem Satz:

qu' il faut tout faire
Au rebours du sens populaire,
pour maintenir le Potentat *)

beifügt; so besorge ich beinahe, daß der Ernst meiner Abhandlung dem Herrn Garve ein Lachen zubereiten wird; und daß sein ganzer Aufsatz nichts als ein Persiflage ist, womit er den alten und unsere neuen Machiavelle lächerlich machen will. Denn jener hat, sowohl in seinen Discorsi sopra la prima decade di Livio, als in seiner Istoria fiorentina, überhaupt beinah in allen seinen Schriften, und sonderlich im 18ten Kapitel seines Principe, fast eben die Maximen angeführt, die Herr Garve so satyrisch zu vertheidigen scheint; unsere neuen Machiavelle aber, die meisten Staatsminister und Favoriten, das große und kleine Hofgesinde, die Manifestmacher, und dergl. tragen sie ebenfalls überall auf der Stirne und auf den Lippen. Das einzige fixe Gesetz der Menschen Liebe aber, das Herr Garve gegen den Schluß seiner Abhandlung anführt, und jede Periode der Harangue des Schutzgeistes, mit welcher diese Abhandlung von dem Publikum Abschied nimt: diese beweisen alle so

trium-

*) Daß, um zu stehn auf seinen Füßen,
Trotz dem plebeischen Gewissen,
Ein König thun kan, was er will.
Chapelain, in St. Evremonts Academicus.

triumphirend die wahre Absicht des Herrn Verfassers, daß demselben mein Aufsatz beinah eben so lächerlich scheinen wird, als wenn jemand die Geographie der Reisen des Pantagruel rektifiziren wolte. Das einzige kan mich indessen doch entschuldigen, daß dieser Schlüssel zu Herrn Garvens Aufsatz zu sorgfältig von demselben verborgen worden ist, und daß es also doch der Mühe werth sein dürfte, ihn ganz vor dem Publikum aufzudecken, damit nicht der weniger nachdenkende Theil dieses Publikums verführt werde, die Grundsätze, womit dieser Aufsatz die gewöhnliche Afterpolitik lächerlich machen will, für Grundsätze der wahren Politik zu halten, und sie um desto sorgloser zu befolgen, weil der Uebersetzer und Kommentator der Moral des Cicero selbst sie mit seinem Stempel bezeichnet hätte.

Digitized by Google

2.

Antönchen und Trudchen.

Beschluß.

Als Antönchen zu Hause kam, dachte er drauf, andre Verse zu machen, und vergaß seinen Onkel darüber. Trudchen nahm sich vor, es ihm nachzuthun, und für die erste Gelegenheit einen Vers bereit zu halten, nach der Melodie: In allen meinen Thaten ꝛc.

Bald nachher hatte der Herr von Wesekendow einen großen Schmauß seinen Nachbarsleuten vom Adel zu geben. Sein Schwager, seine Schwägerin und Antönchen wurden auch dazu gebeten. Vater und Mutter ließen sagen, daß sie kommen wolten; aber Antönchen vergaß nicht, daß er ein unglücklicher Liebhaber sein müßte, und er schrieb seiner Muhme folgendes Briefchen:

„Nein, Trudchen, nein, ich komme nicht
„zu dem Schmause, das will mein Stolz,
„und noch was anders, will es nicht. So?

„Ich

„Ich soll mir von dem Onkel in seinem groben „Ton sagen lassen, daß ich seine Hühner ver„schüchterte, daß mein Pferd seine Bäume „fräße! Und wenn das auch nicht wäre, ich „käme doch nicht. Man muß unglücklich sein! „Vergiß also nicht, liebes Trudchen, daß du „recht traurig sein, und alle Augenblicke 'mal „seufzen mußt. Wenn man dich fragt, warum, „so mußt du schluchzen, das wird recht hübsch „sein, so mußt du es machen. Nach Tische „mußt du von der Gesellschaft weggehen, und „nur immer kläglich seufzen. Sorge du nicht, „ich werd' es auch so machen, und da wirds „ordentlich egal gehn. Den Abend, wenn sie „essen, komme ich unter dein Fenster, und da „werden wir geruhig machen können. Adje, „liebe Muhme, Verwandte und Bekante, „du weist so gut von mir, daß ich dich lieb „habe, wie ich es von dir weis, also habe „ich die Ehre, in dich verliebt zu sein bis in „den Tod,

Dein

Anton.

Trud-

Trudchen bekam diesen Brief, aber sie war etwas böse über die Lehren, die ihr Antönchen gab. Glaubt er denn, sagte sie, daß ich nicht zur rechten Zeit versteh traurig zu sein? Daß ich nicht seufzen kan, wenn es nöthig ist? Er soll sehn, daß ich gescheut genug dazu bin. Wenn ich den ganzen Tag ein Wort sage, so soll man mich für eine dumme Gans halten. — Sie wurde aber wieder gut, wenn sie bedachte, daß Antönchen den Abend unter ihr Fenster kommen und singen und spielen würde. Sie wiederholte auch das Lied, das sie gemacht hatte, und als sie es recht gut auswendig konte, ging sie ihrer Mutter zur Hand und half ihr den Tauben die Hälse umdrehen und die Karpfen lebendig viertheilen. Es wurden auch erschrecklich viel Lämmer, Puter und Enten geschlachtet, denn es solte den Gästen nichts abgehen.

Die Frau von Sliebenfeld kam den gesetzten Tag schon früh, um ihrer Schwester den Tisch zurecht machen zu helfen. Sie machten es beide sehr gut. Die beiden Schwäger hatten sich gepudert und den Bart geschoren und sprachen mit einander von ihren Kindern. Antönchens Aufführung nahm sie stark Wunder. Aber sagt, was ihr wolt, sagte Herr von Sliebenfeld: mein Sohn liebt meine Nize, das ist rich-

richtig. — „Das mein' ich ja auch,“ sagte der Schwager, und nun meinten sie es beide.

Bald nachher kamen die Gäste, und der Pfarrer des Orts war der erste. Die Stube war bald voll. Man erkundigte sich nach dem Befinden der Frau von Wesekendow und der Frau von Sliebenfeld, aber besonders war man begierig, die Wunderfrölen, Trudchen, zu sehen. Die Mütter zitterten, sie gegen ihre Töchter zu stellen, und die Töchter waren nicht weniger begierig darauf. Die Hunde hießen sich auch nach ihrer Manier mit schnüffelnden Nasen willkommen, und dreheten sich im Zirkel herum. Die Köter mit hochaufgerollten Schwänzen und die Tüffen mit demüthig herabgelassenen, wobei sie sich knurrend und mit gewiesenen Zähnen umsahen. Ihre Herren riefen ihnen zu: kusch, kusch! Aber der Herr von Wesekendow, der Lebensart verstand, nahm eine große Hetzpeitsche her und jagte sie heraus, wobei die Gesellschaft auch etwas, aber nicht viel abkriegte, darüber lachten und spaßten sie recht artig.

Nun kam Trudchen herein, und alle Mütter und Töchter waren gezwungen zu gestehen: sie sei ein sehr schönes Mädchen. Von dem Augenblick an wurden sie kaltsinnig gegen sie, und gaben sich alle mögliche Mühe, Fehler an ihr zu finden, da das aber nicht ging, mußten sie ihre Tugenden dazu machen.

Digitized by Google

Beim Frühstück erinnerte sich Trudchen an die Lehren ihres Antönchens, und auf der Stelle seufzte sie und schlug die Augen gen Himmel. Die fremden Edeldamen merkten es wohl, und bedauerten, daß sie mondsüchtig wäre.

Nach dem Frühstücke ging es spatzieren und dann zu Tische. Man freute sich sehr über die großen Braten, und diese Freude fuhr den hohen Gästen in die Kiefern und bewegte sie gewaltig. Sie waren alle weit eher voll als satt. Die Herren lobten die Küche der Frau von Wesekendow von Herzen, die Frauen lobten sie noch weit mehr, weil es ihnen nicht von Herzen ging. Man fragte auch den Herrn von Sliebenfeld, wo der Junker Antönchen wäre? Trudchen wurde feuerroth. Der Vater antwortete: er hätte Antönchen nicht mitgebracht, weil er noch zu jung sei, in so schöne Gesellschaft zu kommen, er wüßte sich noch nicht drein zu finden.

Bei der Tafel gieng es lustig her, und als das Nachessen kam, wild. Da wurde gewaltig geschäkert, gesungen und gejauchzt. Man hatte vergessen, eine Frölen in der Gesellschaft zu bitten, daß sie singen solte, da sie noch kein Wort gesagt hatte, das nahm sie übel. Sie war eine Weile in St ** gewesen und etwas aus dem Gröbsten gekommen. Die Mutter war auch böse, daß man ihre Tochter vergessen hatte, und sie ließ es sich

ganz

Digitized by Google

ganz fein durch kurze Antworten und herabhangende Lefzen merken. Nun roch man Lunte und bat sie recht herzlich um Verzeihung, bat auch die Frölen eine ganze Viertelstunde, und sie machte viel Umstände, sang aber doch endlich, und hörte in einer ganzen Stunde nicht wieder auf, denn so lange brauchte sie immer, um alles durch zu singen, was sie konte. Man konte sich über ihre Stimme, über ihren Anstand und ihre Fähigkeit nicht satt verwundern, und sie sagten alle, daß sie das nicht in ihr gesucht hätten.

Jetzt sahen Trudchens Eltern zum erstenmal, daß sie unter einem andern Mädchen stände, und der Vater kratzte sich hinter die Ohren und die Mutter hatte einen kurzen Husten. Sie waren aber beide feuerroth und lobten das geschickte Fräulein nur ganz schwach, und bedauerten, daß sie nicht auch an Trudchen etwas mehr gewendet hätten, damit sie auch so gescheut geworden wäre. Sie nahmen sich aber vor, noch Rath dazu zu schaffen.

Man stand endlich vom Tische auf, und Trudchen, mit ihrer Geistesgegenwart ging von der Gesellschaft weg, um zu seufzen, wie es ihr Antönchen eingebunden hatte. Sie ging eine Weile umher und kam in ein kleines Holz, da setzte sie sich nieder, seufzte, drehete die Augen gen Himmel, sprach drei oder viermal den Namen Antönchen aus, und begleitete ihn mit schönen

Beinamen. Ach, blondes Antönchen, sagte sie: ich liebe dich, du liebst mich, schönes Antönchen, komm her, komm her in dies Holz und bete mich an, wie die Liebhaber in Spanien und Frankreich ihre Geliebten anbeten! Das wäre recht hübsch! Aber ach, du bist weit weg, du denkst nicht an mich, du vergißt dein Trudchen, die ihr Antönchen nie vergißt. Du wirst ihr untreu, da will ich lieber sterben! — Und wirklich fühlte sie, daß ihr die Augenlieder schwer wurden, denn sie hatte etwas viel gegessen, und eh sie sich versah, sank sie auf die Seite und schlief für todt ein. Sie hatte recht artige Träume. Bald sah sie ihren Vetter auf der Marenze reiten! Bald in leinen Aermel auf die Jagd gehn! Bald in seinem prächtigen rothen Kleide! Das gefiel ihr im Traume immer am besten.

Herr und Frau von Wesekendow konten gar nicht vergessen, daß die andre Frölen so schön gesungen und so viel Ehre eingelegt hatte. Sie besprachen sich lange darüber, und da guter Rath theuer war, nahmen sie ihre Zuflucht zu dem Pfarrer, der ein kluger Mann war, wie man sich noch erinnern wird. Er dachte ein paar Minuten nach, und dann sagte er:

Gnädi-

Gnädiger Herr und gnädige Frau, weil Sie einmal mit dem Strome schwimmen, und die gnädige Frölen in Künsten und Wissenschaften unterrichten lassen wollen, was nicht gut ist, und unsre Zeiten so verderbt macht: so muß ich ihnen sagen, daß das nicht anders, als in einer großen Stadt z. B. Stet * * geschehen kan. Da giebt es Klaviermeister zu drei Groschen die Stunde, und da kan sie was rechtschaffenes lernen. Wollen Sie es nun einmal, so reisen Sie in Gottes Namen mit Frölen Trudchen hin und in zwei oder drei Monaten bringen Sie sie als ein kleines Wunder wieder her. Sie können dazu gleich Anstalt machen, weil im Felde nichts mehr zu thun ist; unmaßgeblich gnädige Frau und gnädiger Herr, so meinte ich.

Das Ehepaar fand, daß der Pfarrer Recht hätte und sein Rath gut sei, und kam wieder zur Gesellschaft. Als sie auseinander ging, konte sich die Frau von Wesekendow nicht enthalten, einen Wink zu geben, daß sie ihr Trudchen zu Ostern noch ganz anders sehen solten, als zu Michaelis.

Trudchen wachte wieder auf und hatte recht süß geschlafen. Ihre Mutter sagte ihr nichts. Herr und Frau von Sliebenfeld blieben die Nacht da. Man as den Abend nicht viel, weil man den Mittag so viel gegessen hatte. Trudchen verkrümmelte sich, sobald sie konte, weil sie die Bestellung nicht vergessen hatte. Sie that das Licht

aus, trat im Nachtwams ans Fenster, und wartete nun unter großem Herzpuppern auf Antönchen. Er blieb auch nicht lange aus, kam unter ihr Fenster und wolte vor Liebe verbrennen. Ganz leise sang er etwas her, aber die Geige hatte er diesmal nicht bei sich. Zum Ersatz wolte er eine kleine zärtliche Anrede an sie halten, und dies that er in folgenden Worten:

Ach, du mein Trost, da ist sie, da ist sie! Ist wohl je ein sterblicher Mensch bei dem schönen Mondschein so glücklich gewesen.

Trudchen war gerade lustig und unterbrach ihn. Antönchen, sagte sie: wenn du eine Leiter hättest, wärst du bei mir.

O, rief Antönchen: göttliche Schöne, meine Einbildungskraft klettert über Mauern, wie eine Katze, und mein Herz kriecht durchs Schlüsselloch, wie ein Ohrwürmchen! Es ist mir zu Muthe, als ob ich vor dir auf den Knien läge, dir den Rock küßte, und von unnennbarer Wonne ganz — zu Breie gekocht wäre. Ich mögte vor Freuden heulen, daß ich dich sehe — Und ist mir das nicht genug im ganzen großen Weltall, du liebe, liebe — Laus! Doch, was schwatze ich? Ich muß singen.

Nun

Nun sang er sein voriges Lied noch einmal, unterbrach sich aber zuweilen mit Entschuldigungen, daß er nicht lauter singen dürfte, weil sein Papa und seine Mama es hören, dazu kommen, und ihre Freude stören mögten. Trudchen war damit zufrieden und sang ihm darauf auch etwas, in der Melodie eines beliebten Kirchenlieds, was ihrem treuen Liebhaber vollends den Kopf drehend machte. Darauf nahm Antönchen Abschied, und sagte, er wäre Angst, daß sie zu glücklich werden und nachher nicht so gerne mehr unglücklich sein würden. Trudchen billigte diesen Gedanken durch ein herzliches Gähnen, und drauf sagten sie sich das allerzärtlichste Lebewohl hinauf und herunter. Antönchen lief nach Hause und Trudchen ins Bette.

Sie schlief sehr fest, und als sie aufstand, waren ihr Onkel und ihre Tante schon fort. Ihre Mama sagte ihr nun, daß sie nach Stet * * solte, um singen zu lernen. Trudchen that einen großen Freudensprung, da sie bedachte, daß dies eine herliche Trennung geben, und ihr Gelegenheit verschaffen würde, nun vollends so unglücklich zu sein, als die Liebesleute in den Romanen. Sie ließ es Antönchen sagen, weil sie vor Freuden nicht schreiben konte, und erhielt den Nachmittag folgenden Brief von ihm:

„Donner erschlag mich, Blitz versenge mich,
„Wasser verschlinge mich, Strick henke mich:
„meine Muhme reis't nach Stet * *! Sie

„weis

„weis es, die Unmenschliche, und sie thut gestern
„keinen Mucks! Nach der Stadt will sie, und
„mir untreu werden! Ich rufe es dem Echo
„zu, und das Echo kätelt mir nach! Die Vö-
„gel sind stumm geworden. Viele Mehle
„singt nicht mehr, und die Frösche wollen nicht
„quäkern! Ach, ich bin namenlos unglücklich!
„Zahllos viel sind meine Leiden, und ich habe
„Bauchkneipen, weil ich mich die Nacht ver-
„kältet habe. Voller Verzweiflung bin ich
„dein ergebener Liebhaber und Vetter,

Anton.

Trudchen wolte über diesen Brief in Thränen zerfließen; aber am allermeisten kränkte sie sich, daß Antönchen von Untreue sprach. Sie wolte ihm erst nicht antworten, weil sie ihm aber 'was fürs Bauchkneipen rathen mußte, so that sie es doch. Sie schrieb ihm:

„Was fällt dir ein, grausamer Barbar?
„Ich dir untreu werden, und liebe dich mehr,
„als mich selbst? Ich solte dir den Kopf recht
„waschen davor, unmenschlicher Liebhaber, und
„wenn man 'was sagen soll, muß mans denn da
„nicht vorher wissen? „Ich hab' es erst heute
„erfahren, daß ich nach Stet** soll, also
„siehst du wohl ein, daß ich dirs gestern nicht
„sagen konte. Ich glaube, du bist nicht werth,

„daß

„daß ich dir mein Herz gegeben habe, und ich „werde mirs wohl wieder ausbitten müssen. „Ich will ja bloß nach der Stadt reisen, hur„tig die Musik lernen, und gleich wieder kom„men. Adje, nimm 'was zu Schwitzen ein, „daß dir der Bauch nicht mehr weh thut, und „ich bin so böse auf dich, daß ich nicht einmal „sagen mag, wie lieb ich dich habe.

Trudchen.

Antönchen nahm die Vorwürfe Trudchens zu Herzen. Er wolte sogleich alles wieder gut machen und schreiben, aber er hatte kaum die Feder angesetzt, als sein Vater kam und ihm sagte, daß er sich fertig halten solte, mit zu seinem Onkel zu gehn und ihm Adje zu sagen, weil er auf ein paar Monate nach Stet * * reis'te. Antönchen legte sich mit der Hofnung zu Bette, daß er sein Trudchen den andern Tag sehen würde und schlief sehr gut, worüber er sich ärgerte, als er aufwachte. Um vier Uhr mußte er aus den Federn, und die Kalesche fuhr vor. Sie wurden sehr gut empfangen, aber Trudchen that muckisch, woraus Antönchen schloß, daß sie noch böse auf ihn sei. Er suchte Gelegenheit mit ihr allein zu sein, und die fand sich bald. Seine Mama hatte einen Trunk Milch zum Frühstück verlangt, und Trudchen lief nach dem Stalle und melkte selbst. Antönchen ging ihr nach, trat in den Stall und ließ sich

auf

auf die Knie vor ihr nieder, ohne an das Kniestück seiner ledernen Beinkleider zu denken. Er nahm Trudchen bei der Hand und bat sie um Vergebung, daß er so auffahrend gegen sie gewesen sei. Trudchen that immer noch aparte und sagte: Steh auf, gottloser Liebhaber, du machst dir die Hosen voll, 's ist naß da — „Ach, was schiert mich Hose und Vollmachen," rief Antönchen: „ich weis von nichts weiter, als von dir. Dein Stolz kleidet dich herlich, aber ich schäme mich wie ein begoßner Hund, denn dein Herz ist so sanft, wie die Milch, die du da streichest. Warum bist du doch so grausam? Verzeih mir, Unmenschliche, das mußt du, sonst muß ich sterben.

Jezt wolte er von der Seite in etwas sinken, das ihn sehr beschmuzt haben würde, darüber erschrack Trudchen und war nun nicht länger mehr böse. Nu, so steh auf, grausamer Kniekärpel, sagte sie: und quäle mich nicht wieder so. — Sie umarmten sich, und gingen vergnügt zu ihren Eltern zurück. Der Tag verlief unter Essen, Trinken und Spazierengehn. Des Abends gab man sich herzlich Adje, und Antönchen kam mit gebrochnen Herzen und trocknen Augen nach Hause. Trudchen hatte nicht Zeit,

sich

sich zu betrüben, denn den folgenden Tag solte es fortgehen, und die Anstalten dazu beschäftigten sie über und über.

Sie reis'te endlich mit ihrem Papa ab, der so lange in Stet * * bleiben wolte, bis sie die Musik so gut wüßte, als ers verstand, und die Reise war glücklich. Trudchen machte den Mund gar nicht zu, als sie in die Stadt hinein fuhr, und bemerkte, daß es ganz 'was anders damit sei, als mit dem Schlosse Wesekendow. Die ersten Tage vergaß sie Antönchen glatt, als sie aber etwas zu sich selbst gekommen war, schrieb sie ihm recht zärtlich, und erzählte ihm, was sie alles gehört und gesehen hatte. Der Herr von Wesekendow hatte einen sehr geschickten Klaviermeister gefunden, der sich sehr bezahlen ließ, denn er nahm Einen Thaler für — zwölf Stunden. Trudchen hatte große Mühe, zu verstehen, was der alte Mann, der nicht gut hörte, ihr sagte, und hatte noch größre, es ihren Fingern und ihrer Kehle begreiflich zu machen; indessen es war zu erwarten, daß sie es so desto gewisser und länger behalten würde.

Ihr Papa lag den ganzen Tag über auf den Kaffeehäusern, und dies Leben spannte seine gewöhnlichen Grundsätze von Adel und Ehre nicht wenig ab. Er fand es aber hübsch, Billard spielen zu sehen, und auf einen Markt hinaus über die Köpfe von Hunderten von Menschen hin

Toback

Toback rauchen zu können, und da er schnurrig war und gern sprach, so hatte er bald einen kleinen Hof um sich her. Unter andern schloß sich ein gewisser Mensch sehr enge an ihn. Der Herr von Wesekendow, als ein offenherziger Mann, hatte ihm oft von seiner Tochter gesagt, und was er alles mit ihr vorhätte. Der Mensch hatte Geld, aber nichts weiter. Er hätte aber gern ein altes Schloß gehabt, Stand und Namen verändert, um seinen vorigen Namen und Stand ein wenig damit abzuwischen. Er hatte einen Rock mit Tressen an, bezahlte überall, und hielt zuweilen ganze Gesellschaften frei. Er gefiel dem Vater, und der nahm ihn auch mit zu seiner Tochter, die ihn aber mit Antönchen verglich und von Herzen seufzte. Das Vertrauen stieg mit jedem Tage, und man machte schon insgeheim ganz wunderliche Anstalten, die noch rascher gingen, als der gewisse Mensch mit einem Briefe in Wesekendow gewesen war, und sich der Frau vom Schlosse gezeigt hatte. Beide ließen sich von seinem Gelde blenden, und Antönchen solte, bräche auch die Freundschaft mit einer armen Familie darüber, zurück gesetzt werden. Der Mensch war zwar nicht nobel, aber er kont' es leicht werden, weil man damals in Pr** den Narren gerne Schellen für die Gebühr gab. Er wolte das Schloß ganz neu ausbauen, Grundstücke, Tausende von Schafen und einen prächtigen Marstall

stall ꝛc. anschaffen; kurz, er wolte alles, was den guten Leuten bei ihrer eigenliebigen Unerfahrenheit Freude machen konte. Trudchen war fein, und merckte bald was; darüber setzte sie ihren Kopf auf, und nahm sich vor, durchaus nicht zu wollen, was ihr Vater und ihre Mutter wolten. Als einmal ihr Bräutigam bei ihrem Vater in der Stube war, hörte sie in der Kammer, deren Thür nur angelehnt war, mit ihren eignen Ohren folgendes:

Ich habe Ihnen schon gesagt, hub der Vater an, daß ich Sie wohl zu meinem Schwiegersohn haben mögte; aber Sie haben mir immer noch nicht gesagt, woher und wohin: Ich meine, Sie sollen mir sagen, wie es denn eigentlich mit Ihrer Geburt und Ihrem Vermögen aussieht, und dann wollen wir schon machen.

Der Mensch antwortete: Da Sie von Adel sind, Herr von Wesekendow, so muß ich Ihnen reinen Wein einschenken und Ihnen meine ganze Geschichte erzählen. Mein Vater lebte auf einem Dorfe, zwei Meilen von hier, und da Müßiggang aller Laster Anfang ist, so ackerte er, um nicht müßig zu sein. Ich hatte Verstand und er ließ mich lesen und schreiben lehren. Er hatte einen Bruder hier in Stet * *, der zu seinem Zeitvertreibe seidne Zeuge aller Art webte. Das ist eine recht schöne Handthierung, Herr von Wese-

ken-

kendow! Zu diesem schickte mich mein Vater und bat ihn, eine Arbeit für mich zu suchen, die mir Spaß machen könte. Er wußte einen Kaufmann, zu diesem brachte man mich. Ich habe immer nicht gern die Hände im Schooß gehabt, also that ich, was er gethan haben wolte, kehrte auch zuweilen zu meinem Zeitvertreibe seinen Laden aus und putzte ihm die Schuhe. Er war ein guter Mann, und machte mir alle Jahr ein kleines Geschenk an Gelde, weil bei mir 'was drauf ging. Man nante mich spaßhafter Weise Schmutzbarthel. Der Handelsherr hatte mich sehr lieb und vertrauete mir alles an. Er gab mir auch zuweilen die Schlüssel zu seinem Geldkasten, und ich legte Hand an alles, was ihm lieb war, und sein Geld und Gut ging mir über alles. Indessen fings mit ihm an zu hinken. Er ging aus der Stadt und ich setzte mich an seine statt, denn wer in der Welt nicht frißt, wird gefressen, wissen Sie wohl. Ich heirathete; meine Frau war reich und gut zum Handel. Es ging alles gut, und sie starb und ließ mir ihr Vermögen. Da aber der Handel um diese Zeit haperte, gab ich ihn ganz auf. Großen Ehrgeiz hatt' ich nicht. Jetzt hab' ich noch vierzigtausend Thaler und wenn das Wenige Sie vermögen kann, mir Ihre Tochter zu geben, so werd' ich mich glücklich schätzen.

Bei den vierzig tausend Thalern hatte Herr von Wesekendow geschmunzelt; aber Trudchen

sprang,

sprang, ohne auf die Antwort ihres Vaters noch zu horchen, zu seinem Schreibzeuge, und schrieb, roth wie ein Truthahn, folgendes an ihren Liebhaber Antönchen:

„Anton, lieber allerbester Anton, wilst „du es leiden, daß man dein armes Trudchen „verkauft? Mein Vater ist hier in der Stadt „recht kleindenkend geworden: er will mich mit „einem gewissen Herrn Schmutzbarthel ver„heirathen, der Laden ausgekehrt, und Schuh „geputzt hat. Aber das sag ich dir, ich will „lieber das Leben nicht haben, als ihn nehmen. „Wenn ich dich sehe, will ich dir diese schreck„liche Katzestrohfee erzählen; aber komm je„eher je lieber mit einem Pferde vor das Thor, „wo wir herein gefahren sind; komm über „vier Tage von heute an gerechnet, ich werde „des Morgens um sechs Uhr da sein, wir reiten „zu deinem Vater, und gewiß und wahrhaftig „er wird es eben so übel nehmen als ich, daß „man mich an solchen Kerl verheirathen will. „Ich erwarte dich aber auf jedem Fall, und „will dann meiner Mutter schreiben, wo ich „bin und ihr dreist sagen, daß ich keinen an„dern Mann haben will, als dich. Ja, An„tönchen, ich schwöre dir, daß ich keinen an„dern nehmen will, ich schwöre es dir bei Him„mel und Erde. Du kanst deiner Mama die„

„sen

„sen Brief zeigen. Ach, mir wird die Zeit „so lang werden, bis ich dich sehe und wieder „habe. Ich liebe dich mehr, als je.

Trudchen.

Antönchen erhielt diesen Brief richtig, setzte sich auf die alte Marenze, und seine Eltern hatten es ihm erlaubt, und waren sehr böse auf ihren Schwager. Antönchen war den gesetzten Tag gegen sechs Uhr vor dem bewußten Thore, und mit dem Schlage kam Trudchen, ohne Athem und an allen Gliedern zitternd, an. Ach, Trudchen, sagte Antönchen: Romane hin, Romane her, wir wollen nicht länger durch Entfernung und die gedrohete ewige Trennung leiden. Ich entführe dich, das ist auch prächtig! — Trudchen setzte sich hinter Antönchen auf, und sie kamen glücklich nach Sliebenfeld. Onkel und Tante empfingen Trudchen mit Freuden, und ihre Mutter war auch schon umgestimt, und wolte von Schmutzbartheln nichts mehr hören. Der Herr von Sliebenfeld schrieb an seinen Schwager und führte ihm zu Gemüthe, wie sie so lange einig mit einander gelebt, was er ihm versprochen hätte, wie sehr sich ihre Kinder liebten, und daß er sogleich kommen und ihre Heirath vollziehen lassen solte. Jener erhielt diesen Brief und er wirkte. Sogleich bezahlte er in seinem Hause, sagte zum

Schmutz-

Digitized by Google

Schmutzbarthel: er solte es nicht übel nehmen, und reiste zu seinem Schwager. Trudchen und Antönchen sagten jetzt laut und offenherzig, daß sie sich sehr lieb hätten, und wurden gewaltig roth dabei. Man verzieh ihnen, küßte sie, und alle Anstalten wurden zur Hochzeit gemacht. Antönchen und Trudchen bekanten, daß sich hier alle Romane endigen müßten, und das bestimte sie vollends, ihre Eltern zu bitten, daß es nur recht bald vor sich ginge. Die Hochzeit war prächtig, und die ganze benachbarte Noblesse war dabei. Man lobte heimlich Trudchen, daß sie lieber ein Antönchen, der nicht vierzig tausend baare Dreier hätte, als einen Schmutzbarthel, mit vierzig tausend baaren Thalern, hatte heirathen wollen.

Friedrich Schulz.

Digitized by Google

3.

Warnung.

Ihr Herren, die ihr euch, verführt von eitler Ehre,
Den Namen starke Geister gebt,
Und bloß nach dem Gesetz, das die Natur gab, lebt,
Die ihr der frommen Vorwelt Lehre
Zum Ziel profanen Witzes macht,
Der Blindheit unsrer Ahnen lacht,
Euch lieblos des Verfalls der armen Bonzen freuet,
Und ihre Heiligkeit als Gleißnerei verschreiet,
Die ihr auf Bann und Interdikt
Mit stolzem Lächeln niederblickt,
Und sie als Gauckelspiel verachtet,
Ja selbst die Hölle wenig achtet,
Verwegne! spitzt die Ohren nur,
Und höret, was mir jüngst (noch klappern mir die Zähne
Bei der Erinnerung an diese Schreckenszene)
Zur Mitternachtzeit wiederfuhr!

Ich stand auf einmal an der Pforte
Zu jenem unterird'schen Orte,
Von dem manch Buch so böse Ding' erzählt,
Und wo, von gleicher Pein gequält,
Der Erde stolze Potentaten,
Mit armem Bettlervolk auf einem Roste braten.
Rings um die Mündung wallte hoch
Ein dicker Dampf empor, der schwefeldhnlich roch:

Es

s herschte weit und breit ein schaudervolles Schweigen,
nd da ich weder Mensch, noch Thier
ntdeckte, wagt' ich es, gereizt von Neubegier,
)en finstern Schacht hinab zu steigen.
)och, stellt euch mein Entsetzen vor!
kaum war ich innerhalb der Schwelle,
So schloß mit wildem Knall sich hinter mir das Thor,
Ind, ach! ich armer Tropf befand mich in der Hölle.

Dem Wanderer, neben dem ein Blitz herabfährt, gleich
Stand ich bis in das Mark erschüttert, stumm und bleich,
Und rang von Zeit zu Zeit die Hände
Verzweiflungsvoll empor: Doch eh' ich mir's versah,
War schon ein scheußlich Unthier da,
Das einem Teufel der Legende,
So wie ein Ei dem andern, glich.
„Wen sucht Er," brüllte fürchterlich
Der Unhold, „hier bei uns? Was führt ihn von der Erde
Zur Unterwelt herab? Will Er an Satans Herde
Sich wärmen? Nur herbei!" . . . Ein kalter Schauer lief
Bei diesem Antrag mir vom Kopf bis zu den Füßen
Durch jedes Glied. „Nein! nein! ich bitte," rief
Ich zitternd, „nur das Thor mir wieder aufzuschließen." —
„Gemach!" erwiedert' er, „so ist es nicht gemeint:
Wer einmal hier ist, guter Freund!
Muß nolens volens sich bequemen,
In Ewigkeit bei uns fürlieb zu nehmen.
Drum denk' Er ja an keine Wiederkehr!
Das Privilegium, von hier einst loszukommen,
Das Abbadona sich, so wie ich jüngst vernommen,
Erschlichen haben soll, erhält wohl keiner mehr.

Auf! folg' Er mir, wohin ich ihn geleite!
Nur da hinaus zur linken Seite!" —

Mein Sträuben half hier nichts: drum ging
ich willig mit.
Wir wanderten ganz sachte, Schritt für Schritt,
(Denn wo kein Scheiterhaufen glühet,
Bei dem man Sünder brät und brühet,
Ist's, wie sich leicht erachten läßt,
Nicht wenig finster in der Hölle)
Und kamen endlich an die Stelle,
Wo Seelen ohne Zahl, in Pfannen eingepreßt,
Gebraten auf dem Rost, und aufgehenkt an Spießen,
Für eines Stündchens Lüsternheit,
Die keinem Beichtiger zur österlichen Zeit
In's Ohr geflüstert ward, nun ewig schmachten müssen.
O Himmel, hilf! welch ungeheure Schaar
Verworfener von mancherlei Gelichter
Bot rings umher sich meinen Blicken dar!
Hier schnitt ein Potentat erbärmliche Gesichter,
Und rief: ich Thor! warum eröfnet' ich den Schatz
Des Landes nicht den Bonzen meines Staats?
Ich wäre dann wohl fern von Satans Bratenwender,
Ja stünd' als Heiliger im römischen Kalender!" —
Dort riß ein Philosoph das Haar sich aus dem Kopf,
Und heulte: „weh mir armen Tropf!
Ach! hätt' ich blind geglaubt, und meine dreiste
Nase
In kein profanes Buch gesteckt,
So läg' ich nun nicht hier auf Kohlen hingestreckt,
Und wär' im Himmelreich bei meiner alten Base!" —

Dienstfertig und galant, wie jeder Franzmann ist,
Kam Meister Rabelais, mich freundlich zu empfangen,
Und als er mich wohl zwanzigmal geküßt,
Mich auf mein brünstiges Verlangen

Mit

Mit der verwegnen Frevlerzunft,
Die, was von Bändigung der menschlichen Vernunft
Die schwarzen Herrn von ihrem Dreifuß sprachen,
Nicht achtete, bekant zu machen.
„Hier," sprach er, „sehen Sie den Spötter Lucian,
Den Erbfeind frommer Scharlatane,
Der lächelnd dem verjährten Wahne
Die Spitze bot. O Freund! das ist ein Wundermann,
Der durch des Witzes Talisman
Nicht selten selbst dem bösen Feinde
Ein Lächeln abgewinnen kan.
Die ganze höllische Gemeinde
Ist ihm vom Herzen zugethan.
Dort sitzt Professor Bayl, und sinnt auf neue Zweifel,
Wodurch er dann und wann die Existenz der Teufel
Auch hier trotz allem, was er sieht
Und höret, ungewiß zu machen sich bemüht,
Bis Lucifers Gefolg zu neuer Wut erwachet,
Und ihn ein schwarzer Polyphem
Unwiderlegbar fühlen machet,
Des Teufels Wirklichkeit sei mehr als ein Problem.
In einer beißen Tonne sitzend,
Und, einem Braten gleich, am ganzen Leibe schwitzend
Seufzt in dem Winkel dort der arme Dechant Swift,
Der einst in gleichem Maaß des Spottes ätzend Gift
Auf Luther und Kalvin und auf den Pabst zu triefen
Sich unterstand, und drum itzt in den Tiefen
Des finstern Höllenschlunds, verdammt
Von dreier Kirchen Theologen,
Die er durch seinen Kiel sich auf den Hals gezogen,
Als Opfer seiner Kühnheit flammt.

In jener Ecke harrt schon vorlängst auf Voltairen
Nicht fern von Lucian ein unbesetzter Stul.*)
Falls Frankreichs Bonzen nicht, eh' ihn der Höllenpfuhl
Mit Haut und Haar verschlingt, den alten Gauch bekehren."

Noch zeigte Meister Rabelais
Im traulichen Gespräch mir manchen, dessen Schriften
Beim blinden Laienvolk so vieles Unheil stiften,
Und der dafür nun ewig Ach und Weh
Im Höllenabgrund ruft. So ist denn wirklich, dachte
Ich endlich bei mir selbst, so ist denn alles das,
Was ich von Satans Reich in Kochems Werken las,
Kein bloßes Märchen? und erwachte.

O möchte doch dies gräßliche Gesicht,
Ihr losen Spötter, euch zur ernsten Lehre dienen!
Mögt' euer frecher Mund der Hölle Strafgericht
Kein Pfaffenmärchen mehr zu schelten sich erkühnen!
Doch, leider! hör' ich schon die Herren eures Schlags
Auch über diese Warnung spaßen:
„Mit Lucian und seinen Schülern mags
Sich selbst im Höllenpfuhl nicht übel leben lassen!"

Ja,

*) Dieses Gedicht ist lange vor Voltär's Tod verfaßt worden.

Ja, Freunde, dürfte man dort unten sich die Zeit
Durch munteres Gespräch und frohen Witz vertreiben,
So stünd' auch meine Hand bereit,
Durch Ketzerein sich wund zu schreiben.
Allein beim mindsten Scherz, der euch entschlüpfet, gießt
Ein Teufel, der schon alt und wetterlaunigt ist,
Euch siedend Pech auf's Haupt: dann laßt ihr's gerne bleiben.
Drum, meine Herren, überdenkt
Die Sache reiflich, und beschränkt
Die leidige Vernunft um eures Heiles willen!
Bereuet, widerruft, wirkt Buß', und schreibt Postillen!
Denn wahrlich, wahrlich sag' ich euch:
Die Ewigkeit ist lang, zumal im Höllenreich!

J. F. Ratschky.

---

4. Ue-

4.

Ueber die historische Gewißheit.

(Bei Gelegenheit der Fragmente über Friedrich den Großen von dem Herrn Ritter von Zimmermann, Leipzig, 1790. 8. 3 Bände.)

Man hat es dem Herrn von Voltaire immer als ein großes Verdienst um Aufklärung überhaupt angerechnet, daß er den Geist des Skeptizismus auch in die Geschichte brachte; und, meines Bedünkens, muß es ihm als ein noch größeres Verdienst angerechnet werden, daß er diesen Geist sogar durch seine eigenen historischen Werke nährte. „Wehe dem," sagt unser Lessing irgendwo, „der Voltairens Schriften überhaupt nicht mit dem skeptischen Geist lieset, in welchem er einen Theil derselben geschrieben hat." Und wenn, wie wir alle glauben, der Zweifel der Weg zur Wahrheit, oder zu einer bessern Ueberzeugung ist: so hätte Voltaire auch diese Anwendung seiner Lehre auf seine Schriften nicht übel nehmen können. Er wurde ja eben dadurch, daß er seine Leser eigentlich

lich nicht aufklärte, wenigstens in gewisser Rücksicht, ihr wahrer Aufklärer. —

Dieses Verdienst hat auch der Herr Ritter von Zimmermann um uns, oder wenn er es nicht hat: so liegt die Schuld doch nicht an ihm. Sehr viele der in seinen Fragmenten über Friedrich den Großen enthaltenen Nachrichten gestatten nämlich in sofern keinen Zweifel, als sie ihm von dem gewesenen preußischen Minister, dem Herrn von der Horst, mitgetheilt worden sind; und wenn der unbefangene Leser es gleich gänzlich dahin gestellt seyn lassen muß, ob z. B. ein Minister Papiere, welche seinen Dienst betreffen, dem Herrn Ritter, als einem Ausländer, zum beliebigen Gebrauch in die Hände gegeben haben dürfte: so stimt ein Theil jener Nachrichten doch mit dem, was man sonst schon von den Grundsätzen, Unternehmungen und Handlungen Friedrich des zweiten weis, und sogar mit dem, was selbst diejenigen ihm zuzugestehen genöthigt sind, welche so gern ungerecht gegen ihn sein mögten, zu vollkommen überein, als daß man, wenn ihre Wahrheit nicht auch sonst schon anerkant wäre, ihnen Glauben versagen könte. Allein nicht ganz so verhält es sich mit einem andern Theil derselben. Und wofern der Herr Ritter, bei seiner großen Vorliebe für jedes Wort und jedes Blättchen Papier, was von hoher Hand komt, und bei seiner lebhaften

ten Einbildungskraft nicht etwan unglücklicher Weise Papiere, welche von einem Minister zu Haarwickeln bestimt waren, für eigentliche ministerielle Papiere angesehen, oder gar, wie der bekante Ritter Ricaut de Marliniere, einen Feldjäger zu einen Minister gemacht, — oder — was bei seinem Unglücke, gedruckte Sachen falsch zu lesen, eben so wahrscheinlich ist — manches falsch gehört, und falsch verstanden hat: so muß der wißbegierige und nicht ganz unwissende Leser bei verschiedenen seiner Erzählungen in ein sonderbares Gedränge gerathen.

Er lehrt uns nämlich verschiedene Begebenheiten nicht allein ganz anders kennen, als wir solche bis jetzt gekant haben, sondern widerspricht auch mehr als einem Zeugnisse, das man sonst für unwiderleglich gehalten haben würde, und thut dieses alles zugleich so wenig in dem Tone des Skeptizismus, und vielmehr auf eine so vornehme, entscheidende, selbstgefällige Art, daß er eben so wohl den Leser zu genauern Prüfungen und Vergleichungen nöthigt, als zuweilen einen noch ärgern, wie historischen, Skeptizismus in ihm erweckt. Er erzählt uns, z. B. *) daß Friedrich der zweite nicht, wie man bis jetzt so ziemlich allgemein geglaubt hat, als Kronprinz nach England — sondern daß er nach Wien flüchten, daselbst sogar katho-

*) Fragm. Bd. I. S. 46. u. f.

tholisch werden, und die Tochter Karl VI., die verstorbene K. K. Maria Theresia heirathen wollen; — daß der Marschall von Seckendorf, als kaiserlicher Gesandter in Berlin, diese Unterhandlung in Geheim betrieben, und daß eben jener Vorsatz des Prinzen, katholisch zu werden, ihm das strenge Gericht, welches Friedrich Wilhelm der erste über ihn halten ließ, zugezogen habe; — er kan es nicht begreifen, warum dieser sich „so wütend den Absichten seines Sohnes widersetzen sollen, wenn dieser so ein großes Verlangen bezeugt hätte, sich mit einer englischen Prinzeßin zu vermählen; dem damaligen politischen System wäre diese Vermählung ganz angemessen gewesen, denn Friedrich Wilhelm habe damals ganz an England und Oesterreich gehangen, und die Königin von Preußen würde alles gewagt haben, diese Heirath mit ihres Bruders Tochter möglich zu machen.“ — Freilich hatte man für jene Flucht Friedrich des zweiten nach England, und für den Vorsatz, daselbst die Prinzeßin Amalia (nicht die Prinzeßin Anna) zu heirathen, bis jetzt keine eigentlichen Urkunden; es war nur Sage, aber so ziemlich allgemeine Sage; und da diese immer nun der Wahrheit ziemlich nahe zu kommen pflegen: so kan der Herr Ritter es auch nicht übel deuten, wenn der Leser eben dadurch bewogen wird, die ganze Erzählung des Herrn Ritters genauer zu untersuchen. Was nun also erst-

erstlich den hohen Grad von Unwillen anbetrift, welchen Friedrich Wilhelm über die vorgehabte Flucht seines Sohnes bezeigte: so suchten diejenigen, welche diesen ganzen Vorfall sich gern ganz bestimt denken wolten, die wirkende Ursache desselben bis jetzt in einem kleinen Umstande, den unser Herr Ritter gänzlich aus den Augen gelassen hat, und welcher denn doch das ganze Benehmen Friedrich Wilhelms dabei vorzüglich begreiflich macht. Dieser Umstand war die übrige Denkart dieses Fürsten. Friedrich Wilhelm sah bekantermaßen fast alles von der militärischen Seite an; und jene Menschen glaubten, daß bei dieser Vorstellungsart er die vorgehabte Flucht seines Sohnes, mögte sie übrigens nach Wien oder London gerichtet, und eine Verheirathung der Zweck, oder bloß Befreiung von dem väterlichen Drucke die wirkende Ursache, und Religionsveränderung oder nicht, die Folge davon gewesen sein — nicht anders als eine eigentliche Desertion, und, in sofern der Prinz mehrere dazu verleitet hatte, als ein förmlich Komplott ansehen können; und daß er sie als solche auch wirklich betrachtete, schien ihnen dadurch zur Gnüge erwiesen, daß er ein Kriegsgericht über seinen Sohn sprechen ließ. In Ansehung der Verbindung Friedrichs des zweiten mit einer englischen Prinzeßin aber denkt der Herr Ritter sich wohl, daß dieses eine leichte Sache gewesen sein würde; allein unglücklicher

Weise

Weise verträgt sein Denken hier sich nicht — wofern gegen seine Worte sonst noch gilt, was Friedrich der zweite selbst erzählt, — mit dem, was wir aus der Geschichte wissen, oder vielmehr mit dem Denken Friedrich Wilhelms. Aus den historischen Werken jenes Fürsten, und sowohl aus den Memoires de Brandenbourg, *) als aus der Geschichte seiner Zeit **) kan der Herr Ritter nämlich — wofern sonst ein so eigentlich inspirirter Geschichtschreiber, wie er, es der Mühe werth hält, andre Geschichtschreiber zu Rathe zu ziehen — lernen, daß zwischen Friedrich Wilhelm dem ersten und Georg dem zweiten eine persönliche Feindschaft obwaltete, daß jener diesen, seinen Bruder, den Komödianten, und dieser jenen, seinen Bruder, den Kaporal, den König der Heerstraßen, den Erzsandmeister des H. R. Reiches nante; daß dieser Haß sehr bald von den Personen auf die Sachen überging, und Einfluß auf die größten Begebenheiten hatte; — daß Friedrich Wilhelm im Jahr 1728 von dem im Jahr 1725 geschlossenen Traktat mit Hannover abging; daß es bald darauf zwischen Hannover und Brandenburg beinahe zu einem förmlichen Kriege gekommen wäre," u. d. m. Hing nun aber Friedrich Wil-

*) Oeuvr. de Frederic II. Berl. 1789. Bd. 1. S. 282. u. f.

**) Oeuvr. posth. Bd. 1. S. 122.

Wilhelm nicht so ganz, wie der Herr Ritter meint, an England, war eine Verheirathung zwischen seinem Sohne und einer englischen Prinzessin, (wenn sie gleich ursprünglich, wie Herr Büsching meint, verabredet gewesen wäre) nicht seinem damaligen politischen System angemessen: so muß man, durch eine Stelle aus der historischen Abhandlung des Herrn Grafen von Herzberg, über das letzte Lebensjahr Friedrich des zweiten, in seinem Glauben, daß dieser als Prinz nach England flüchten wollen, bestärkt werden. Der Herr Graf sagt nämlich *), „daß weil Friedrich der zweite Absichten von Verheirathung und Politik, welche von den Absichten seines Vaters wären verschieden gewesen, gezeigt hätte, er in Verhaft genommen worden sei," u. s. w. und wenn Friedrich Wilhelm gleich, wie gedacht, durch die Flucht seines Sohnes allein hätte höchst gegen ihn aufgebracht werden müssen: so würde, bei dem guten Vernehmen, worin er mit dem Wiener Hofe damals stand, sich doch nicht sagen lassen, daß die Absichten seines Sohnes seiner Politik entgegen gelaufen wären. Er hatte erst im Jahr 1728, in eben dem Jahre, worin er von dem Traktat von Hannover abging, mit diesem Hofe den Traktat von Wusterhausen ge-

*) Huit Dissertat. S. 281. Ayant manifesté en 1731 de vues de mariage & de politique différentes de celles du Roi de son père, il fut arreté &c.

geschlossen; und Seckendorf dürfte, ohne ein solch gutes Vernehmen, schwerlich zu dem größten von Friedrich dem zweiten ihm zugeschriebenen Einfluß gelangt sein *). Auch wurde — was wohl zu merken ist — dieser Prinz aus Gefälligkeit für den Wiener Hof mit einer Nichte der Kaiserin verheirathet. — Was aber der Behauptung des Herrn Ritters, daß Friedrich der zweite nach Wien gehen und katholisch werden wollen, vorzüglich im Wege steht, ist, daß Friedrich Wilhelm in den religiösen Aufträgen, welche er in Ansehung seines Sohnes dem Prediger Müller gab, mit keinem Worte einer vorgehabten Religionsveränderung oder eines Ueberganges desselben zu der katholischen Religion gedenkt. Dieses ist aus Urkunden bekannt. Der Briefwechsel zwischen jenem Fürsten und dem Prediger Müller ist gedruckt **); und der erste verlangt darin von dem letztern nur, daß er seinen Sohn zur Buße über seinen Ungehorsam gegen seinen Vater, und über die Sünde, daß er Leute verführt habe, zu bewegen, und von seiner irrigen Meinung in Ansehung der Vorherbestimmung oder der Gnadenwahl zurück zu bringen su-

chen

*) Mem. de Brandenb. S. 283. u. f. 293.

**) Unter dem Titel: Beytrag zur Lebensgeschichte Friedrich des Großen, Berlin 1788. 8. Aus einer Stelle in den Memoirs of Ch. Frederick King of Prussia, by S. Johnson und M. Harrison, Lond. 1786. 8. S. 9 könte man schließen, daß ein Theil davon schon vorher abgedruckt gewesen.

chen solle. Friedrich der zweite erscheint hier nur zu sehr kalvinistisch. Allein, wie gedacht, keine Spur, daß er auf dem Wege gewesen, katholisch zu werden. Und Friedrich Wilhelm „hielt doch," wie wir es von dem Herrn Ritter von Zimmermann selbst lernen *), „nach dem Buchstaben des „Heidelbergschen Katechismus die Messe für eine „verdamte Abgötterei, hielt fürchterlich steif an „der Orthodoxie seiner Väter, und hätte geglaubt, „sein ganzes Volk, jede protestantische Seele in „der preußischen Monarchie fahre grade und sporn„streichs mit seinem Sohne, wenn dieser in Wien „die katholische Religion angenommen hätte, hin„ab in die Hauptwache der Hölle!" — Auch der Herr von Katt ließ, zu Folge eben jener Urkunde, dem Prinzen nicht ein Wort über Religionsveränderung, obgleich sonst vielerlei religiöse Dinge, so wie nicht ein Wort sagen, was uns bewegen könte, Friedrich dem zweiten „dabei einen großen Gedanken" **), oder Ehrgierde und Vergrößerungssucht, und dem Marschall von Seckendorf den geringsten Antheil daran zuzuschreiben. Vielmehr zeigt sich aus den dort angeführten Punkten, daß der Prinz bei seiner Flucht kein anderes Vorhaben gehabt, als sich von dem Drucke seines Vaters zu befreien, daß in dem sächßischen Lager bei Radeberg im Jahr 1730 zuerst die Rede davon

*) Fragm. Th. 1. S. 59.
**) Ebend. Th. 1. S. 37.

von gewesen, u. d. m. und ich, meines Theiles, bekenne es freimütig, daß es mir etwas wehe that, durch die Schrift des Herrn Ritter von Zimmermann um die Vorstellung gekommen zu sein, daß Friedrich der zweite durch seine vorgehabte Flucht vorzüglich nur einer unangenehmen Lage entgehen wollen. Nun ich weis, daß der Herr Ritter ehrgeizige Absichten, oder einen großen Gedanken dabei wenigstens wahrscheinlich findet, kan ich mir es nicht verwehren, diesem großen Gedanken den Haupttheil an dem ganzen Vornehmen zuzuschreiben, und die dem Prinzen getroffenen vorhergegangenen Begegnungen bloß als den Vorwand dazu anzusehen; und ich fürchte, die mehresten seiner Leser werden eben so denken, werden glauben, daß diese Art von Ehrgeiz nicht dem wahrhaft großen Geiste zustehe. Sogar diejenigen, welche wissen, und nichts dagegen haben, daß Friedrich der zweite alle Religionen, (versteht sich wohl alle positive Religionen?) verlachte, *) werden etwas dagegen haben, daß bei seinen Aussichten auf den Besitz eines Königreiches, er die seinige wider Willen seines Vaters vertauschen wolte, und hätten hoffentlich gewünscht, daß er als Prinz in Rücksicht hierauf schon so gedacht haben möchte, wie er als König dachte, nämlich, daß so übele Meinungen man auch von seinem Glauben hege, er denn doch nicht Willens sei, eine andre Religion

*) Fragm. S. 58.

gion anzunehmen *) — Allerdings wäre durch seine Verbindung mit Marien Theresien die pragmatische Sanktion kräftiger als durch alle mögliche Verträge und Gewährleistungen geschützt worden, und der Wiener Hof hätte also immer diese Verbindung, — hätte wünschen können, daß Friedrich der zweite sich nicht mit einer englischen Prinzessin verheirathen mögte, weil dadurch zugleich zwei der mächtigsten Churhäuser gegen den Kaiser genauer, als diesem vielleicht gut schien, verbunden werden konten. Wir wissen mit aller möglichen Gewißheit, daß dieser das Mißvernehmen zwischen Brandenburg und Hannover zu vergrößern suchte, daß er dem König Friedrich Wilhelm einen Beistand von zwölftausend Mann zu dem Kriege gegen Hannover versprach, und es an nichts fehlen ließ, die Beilegung dieser Streitigkeit zu verteiteln, so wie wir wissen, daß Friedrich der zweite, wie gedacht, aus Gefälligkeit für den Wiener Hof mit einer Prinzessin von Braunschweig, einer Nichte der Kaiserin, und also dem Interesse des kaiserlichen Hofes gemäß verheirathet wurde **). Allein aus allem diesen ließe sich allenfalls nur herausbringen, daß Seckendorf nicht bloß (was schon andre Geschichtschreiber gesagt haben) das Mißvernehmen zwischen Vater und Sohn zu unterhalten und zu vermehren gesucht, son-

*) Souv. d'un citoyen T. II. S. 214.
**) Mem. de Brandenb. S. 285 — 287. u. 295.

sondern wohl gar anfänglich dem König Friedrich Wilhelm selbst — versteht sich auf solche Art, wie ein Minister so etwas thun kan — den Antrag gemacht haben könte, seinen Sohn mit Marien Theresien zu verheirathen? Männer, welche wenigstens genauer, wie unser Herr Ritter, mit der Geschichte der damaligen Zeit bekant sind, behaupten, daß dieses wirklich geschehen sei, daß der Prinz aber nie sonderliche Lust dazu gezeigt, und die ganze Sache sich balde zerschlagen habe. Und wie vieles Licht würde durch diesen Umstand nicht über manchen andern Vorfall verbreitet, oder wie manche andre Begebenheit nicht vollkommen begreiflich werden? — Doch, dem sei wie ihm wolle; so viel ist denn doch, bei dem bekanten Karakter Friedrich Wilhelms, wenigstens wahrscheinlich, daß, wenn sein Sohn ohne seine Bewilligung diesen Schritt wirklich gethan hätte, dadurch nicht allein ein völliger Bruch zwischen Oesterreich und Brandenburg bewirkt worden sein, sondern, daß sein Vater auch ihm die Erbfolge in den Preußischen Ländern auf alle mögliche Art zu erschweren oder streitig zu machen gesucht haben würde. Friedrichs „großer Gedanke" dürfte also immer zugleich ein etwas leichtsinniger Gedanke, so wie Seckendorfs geheime Verhandlung mit ihm nicht eben ein Meisterstück der Politik gewesen sein; und der wißbegierige Leser, auch wenn er sonst noch so geneigt sich fühlt, den Aus-

spruch des Herrn Ritters beizutreten, oder ihn für einen tiefen Staatskundigen anzusehen, ist genöthigt das, was dieser so höchst wahrscheinlich und, als sein eigenes Machwerk, auch so groß findet, wenigstens höchst unwahrscheinlich zu finden. —

Freilich aber kan er eben dieses Urtheil nicht von andern Berichten des Hrn. Ritters fällen, ob dieser sie gleich in einem viel entscheidendern Tone vorgetragen hat. Das vorhergehende ist ihm nur höchst wahrscheinlich; aber als ganz zuverläßig weis er, daß, so bald man erfahren, der Zorn Friedrich Wilhelms sei über die vorgehabte Flucht Friedrich des zweiten auf das äußerste gestiegen, und daß er an nichts geringeres als an die Enthauptung des Kronprinzen denke, der Feldmarschall Seckendorf dem Könige ein bis dahin geheim gehaltenes Beglaubigungsschreiben überreichen lassen, wodurch der Kaiser ihn zu seinen Ambassadör erklärt, daß Seckendorf hierauf eine Audienz gefodert, und dem Könige gesagt habe: „Es sei ihm vom Kaiser befohlen, dem Könige sofort den Krieg zu deklariren, wenn er irgend etwas hartes wider den Kronprinzen verhänge, denn der Kronprinz stehe als Kurprinz und gebohrner Reichsfürst unter dem Schutze des Kaisers und des ganzen Reichs;“ und er wisse es zuverläßig, daß der König, dieser Drohungen wegen, sich endlich besonnen, und dem Kronprinzen das Leben gelas-

sen — so wie er (soll vermuthlich Seckendorf sein) die Sache am Ende in so fern noch dadurch gut gemacht habe, daß er, zur Befriedigung der Braunschweigischen Gemahlin des Kaisers, die Vermählung des Kronprinzen mit einer Braunschweigschen Prinzeßin verlangte.

Nun hatte freilich schon Voltaire den Marschall von Seckendorf — zu dem eigentlichen Erhalter des Lebens Friedrich des zweiten gemacht; allein Voltaire hatte auch, wie gedacht, den historischen Scepticismus zu eifrig gelehrt, und war, auf das Wenigste gesagt, zu viel Dichter, als daß man ihm immer auf sein Wort hätte glauben wollen. Besonders waren die Verehrer Friedrich des zweiten in dem vorhabenden Falle hiezu nicht sonderlich geneigt, weil sie sonst auch die Anwendung, welche er von dieser Begebenheit auf den moralischen Karakter Friedrich des zweiten macht, hätten gegründet finden müssen; und ich bin fest überzeugt, daß der Hr. Ritter von Zimmermann selbst, bei seinen schönen und guten Herzen, das Gemälde, welches der letztere von seinem vorgeblichen Erretter in den Memoires de Brandenbourg aufstellt *), nicht jenem wichtigen Dienste angemessen finden wird. Immerhin mögte, wie der H. Ritter meint, oder sagt, der

*) S. 283.

Widerwille Friedrichs gegen Seckendorf erst später entstanden sein; immerhin mogte Friedrich in der Folge denken, Seckendorf habe ihn mißleitet — (das heißt, nach des Hrn. Ritters vorhergehenden Urtheil von dieser Sache, als von einem großen Gedanken, Friedrichs Maaßstab von Größe sei nicht der Maaßstab des Hrn. Ritters gewesen, welches man denn auch wirklich wahrscheinlich findet) oder habe auch die Absichten des Wiener Hofes mit ihm nicht geschickt und eifrig genug betrieben *); er hatte ihm mittelbar einmal das Leben zu verdanken; und was könte Seckendorf begangen haben, wodurch das Andenken an diesen Dienst hätte in Friedrichs Seele ausgelöscht werden müssen? — Nicht, daß jene Verehrer die Möglichkeit solcher Vorstellungen geradezu hätten läugnen wollen. Der kaiserliche Hof erlaubte sich gegen Friedrich Wilhelm gar mancherlei; aber die Frage blieb immer, ob Drohungen auf solche Art gewirkt hätten? und ob sie nur schicklich gewesen wären, Friedrich dem zweiten das Leben zu retten? Ob der Hr. v. Seckendorf dadurch das rechte Mittel gefunden, dieses zu bewirken, und ob ihm also nur das geringste besondre Verdienst hierum zuzuschreiben sei? und daran zweifelten sie bis jetzt, und hatten auch einige Gründe dazu. Schon in jenem Gemälde selbst fanden sie, wofern sie nicht auch Fried-

*) Fragm. Th. I. S. 55.

Friedrich dem zweiten zugleich alle Wahrheitsliebe abſprechen wolten, Züge, wodurch ſie gegen die Erzählung, welche Voltaire aus dem Munde des Hrn. v. Seckendorf gehört haben wolte, mißtrauiſch werden mußten. Ein Mann, welchem die Unwahrheit ſo geläufig worden iſt, daß er allen Gebrauch der Wahrheit darüber verloren hat, konte auch dem Hrn. v. Voltaire wohl eine Unwahrheit geſagt haben *). Noch mehr aber wurden ſie über die ganze Sache durch eine Anekdote, welche Herr Nicolai hat abdrucken laſſen **), beruhigt. Aus dieſer Anekdote erhellt, daß die preußiſchen Generale eigentlich Friedrich dem zweiten das Leben retteten. Und zugleich glaubten ſie aus dem, was, in dem vorher angeführten Beitrage zur Lebensgeſchichte Friedrich des Großen, Friedrich Wilhelm ſeinen Sohn verſichern läßt, ***) daß dieſer nämlich, „wofern er wieder umſchlagen, und auf die alten Sprünge kommen würde, der Krone und Kur bei der Succeſſion verluſtig ſein, auch nach den Umſtänden wohl gar das Leben verlieren ſolle,“ mit einiger Gewißheit ſchließen zu können, daß Friedrich Wilhelm auf die allenfalls möglichen Vorſtellungen des Hrn. v. Seckendorf nicht ſonderlich geachtet, oder dem Kaiſer und dem Reich keinesweges

*) Mem. de Brandenb. S. 283.

**) Im 3ten Hefte S. 324.

***) S. 30. u. f.

ges das Recht des Urtheils über seinen Sohn zugestanden habe. — Aber alles dieses hat der Herr Ritter von Zimmermann durch das, was wir vorher gelesen haben, wieder gänzlich umgestoßen, und sein Gewährsmann, der Herr Minister von der Horst, verdient eben so sehr das Zutrauen des Publikums, als er gut unterrichtet sein konte. Das Uebel dabei ist nur, daß auch dieser sich bloß auf die Erzählungen der Hrn. v. Munchow und von Bodt beruft, und daß die obengedachte Anekdote sich ebenfalls aus dem Munde eines Mannes, welcher schon in dem Feldzuge am Rhein um die Person Friedrich des zweiten war, aus dem Munde des verstorbenen Generallieut. von Buddenbrock, herschreibt, und daß Herr Nicolai also hier eben so wenig aus eigenen Mitteln, wie der Herr Ritter spricht. Auch könte durch die Art, wie dieser die ganze Begebenheit erzählt, der Leser leicht in seinem Glauben an ihn irre gemacht werden. Zwar läßt er es nicht an allerhand kleinen Umständen fehlen, um seine Meinung wahrscheinlich zu machen. Er weis, (a. a. O. S. 40.) daß Seckendorf schon zum voraus Befehle hatte für alles, was er that, und daß er auch alles so behends that, daß er nicht einmal Zeit gehabt hätte, einen Courier nach Wien zu schicken. Aber hoffentlich sieht der Herr Ritter auch selbst ein, daß, wenn der Leser nicht über solche kleine Umstände lachen soll, es begreiflich oder erwiesen sein mußte, wie der Herr Ritter, oder

oder sonst irgend jemand, den Tag und die Stunde wissen könne, an welchen Seckendorf zuerst die Nachricht von der entdeckten Flucht des Prinzen erhielt, und daß er den Tag und die Stunde hätte bestimmen sollen, an welchen Seckendorf seine Vorstellung machte. Auch hätte dieser immer von dem ganzen Vorhaben des Prinzen, ohne daß es im mindesten nach Wien gerichtet gewesen, und ehe Friedrich Wilhelm es erfuhr, unterrichtet sein können. — Ferner soll Seckendorf erst bei dieser Gelegenheit, (gerade wie Voltaire es in dem berüchtigten Memoires erzählt) urplötzlich als kaiserlicher Gesandter aufgetreten sein; und nicht allein in den Memoires de Brandenbourg *) lesen wir, daß er bereits im Jahr 1727 zu Berlin war, und daß vorzüglich unter seiner Vermittelung, im Jahr 1728 der bekante Traktat zwischen Preußen und Oesterreich zu Wusterhausen geschlossen wurde, sondern der Herr Ritter selbst läßt (S. 54) ihn schon die heimliche Unterhandlung, wegen der Flucht Friedrich des zweiten, als kaiserlichen Gesandten betreiben. — Und endlich klingt es immer ein wenig sonderbar, wenn Seckendorf seine, im Namen des kaiserlichen Hofes, gemachten Drohungen dadurch gut gemacht haben soll, daß er, zur Befriedigung der Braunschweigschen Gemahlin des Kaisers, die

*) a. a. O. S. 283.

die Vermählung des Kronprinzen mit einer Braunschweigschen Prinzeßin verlangt habe. Wie konte er etwas bei Friedrich Wilhelm, oder wie die, gegen Friedrich Wilhelm gebrauchten, Drohungen des Wiener Hofes dadurch gut machen, daß er die Wünsche dieses letztern Hofes zu befriedigen suchte? Wie in aller Welt wird man dadurch besänftigt, daß man thut, was ein anderer gethan haben will? — Und wenn nun vollends Seckendorf nur einen entfernten Antheil an der vorgehabten Flucht Friedrich des zweiten gehabt, und dieser wirklich nach Wien hätte gehen und katholisch werden wollen: wie würde da jene Vorsprache und jene Drohungen des kaiserlichen Hofes und Seckendorfs, auf Friedrich Wilhelm auf solche Art haben wirken — wie würde der letztere noch immer in gutem Vernehmen mit dem erstern haben bleiben, wie Seckendorf seinen Einfluß behalten, und jenen bald darauf zu der Reise zu dem Kaiser bereden, wie Friedrich Wilhelm nun erst die pragmatische Sanktion bestätigen, und endlich seinen Sohn, aus Gefälligkeit für den kaiserlichen Hof, mit einer Nichte der Kaiserin vermählen können? Hier geräth man wirklich mit einem Male aus dem historischen in einen weit schlimmern Skeptizismus — Oder hätte etwan Friedrich Wilhelm gar nicht gewußt, gar nicht mit Gewißheit erfahren, wohin sein Sohn sich zu begeben und was er vorzunehmen gedachte? Wer

Theil

Theil an seinem Vorhaben gehabt hatte? — Und nur unser Herr Ritter wüßte alles dieses? Wüßte mehr von dieser wichtigen Begebenheit als der König und Vater davon wußte? — Möglich wäre es; denn der Herr Ritter weis, wie wir schon gesehen haben, und sonst schon wissen, erstaunend viel wichtiges! Freilich aber steht diesem, unserm guten Zutrauen zu ihm eine andere Nachricht im Wege, welche ein anderer, auch preußischer Minister, in seinem und unter seinen eigenen Namen von dieser Begebenheit giebt. Dieser Minister ist kein anderer, als der Herr Graf von Herzberg; und das Zeugniß eines solchen Mannes ganz dahin gestellt sein lassen, oder gar sich nicht darum bekümmern, das kan der wißbegierige Leser nicht wohl. In dem bekanten Memoire historique sur la derniere année de la vie de Frederic II, heißt es *): Il . . . (Frederic) ne dut la conservation de sa vie qu' à la justice & à la fermeté des Generaux ses juges; und, was muß jener Leser nun denken? Der Herr Graf von Herzberg spricht, wie gedacht, in seinem eigenen Namen; er beruft sich nicht auf bloße Erzählungen Anderer; er ist gleichsam im Besitz des Archives, in welchem die ächten Urkunden hierüber zu finden sind, und seine Worte leiden hier gar keine andre Erklärung. Wer kan also, wer darf also noch zweifelhaft bleiben?

*) Huit Dissertations, . . . Berl. 1787. S. 281.

den? — Und wer muß zugleich nicht bedauern, daß gerade das, was der Herr Ritter als zuverlässig weis, nichts weniger als zuverläßig sich ansehen läßt, und daß ihm sein Versuch, uns in Ungewißheit zu bringen, — oder uns aufzuklären — hier ein wenig mißgeglückt zu sein scheinet? —

Eben dieses Bedauern, und ein eben so gerechtes Bedauern, kan vielleicht noch bei einigen andern Gelegenheiten Statt finden. Es ist bekant, daß Friedrich der zweite sich aus der Schlacht bei Mölwitz wegbegab, so wie es bekant ist, daß Voltaire und seine Ausschreiber, ihn schon bei dem ersten Chor, und also gleich im Anfange der Schlacht sich wegbegeben lassen, und hierdurch schien nun freilich Friedrichs persönlicher Mut und Entschlossenheit in den frühern Jahren seines Lebens, ein wenig verdächtig gemacht zu werden. Zwar hatte schon der Herr von Guibert in seiner Lobschrift auf diesen Fürsten sehr anschaulich gezeigt, daß, Falls auch die Sache gegründet sei, Friedrichs Ruhm nichts dadurch verliere; und den denkenden Kopf wird es schwerlich gereuen, nachzulesen, wie der ganze Vorfall von diesem Schriftsteller behandelt worden ist. Er sagt, „daß der Mut, den Friedrich nachmals gezeigt, und der mächtige Schwung, mit welchem er sich in seinem Leben zum Helden erhoben habe, dann ein Wunder mehr sei,

sei, über welches wir erstaunen müssen; daß es nichts ehrenvolleres für die Menschheit gebe, als diesen schönen Wetteifer des Genies mit der Natur, als diese Fähigkeiten, entwickelt durch die Kraft der Ueberlegung, als dieser Karakter, den das Nachdenken vielleicht im Stillen umschuf oder veredelte *)." „Aber der Herr Ritter Zimmermann nimt sich ganz anders dabei. Er läßt die Thatsache gelten; allein keinesweges die daraus gezogenen Folgen; — er läßt es regnen, allein sein Regen macht nicht naß; oder heißt ihm doch nicht Regen, ohne übrigens im mindesten etwas anders, als gewöhnlicher gemeiner Regen zu sein. — Er versichert uns **), „daß Friedrichs physische Beschaffenheit, auch bei sein m fein gebauten Körper, keiner Schüchternheit Raum gegeben habe, daß ein solcher Geist jede Regung von Schwäche entschlossen und mächtig zertrete, daß selbst der Vorwurf von Feigheit, den ihm sein Verhalten bei Molwitz zugezogen, ganz ungegründet sei, und daß desselben damahliges Verhalten durch einen Zusammenfluß von Umständen so unvermeidlich war, daß auch Achilles und Alexander in solcher Lage nicht anders, als er, hätten handeln können." Das klingt allerdings sehr gut; ist allerdings, wie

man

*) S. 236. der deutschen Uebersetzung von Hrn. Zöllner.

**) Fragm. Th. I. S. 222.

man zu sagen pflegt, ein derber Trumpf! Und wer solte nach dieser Einleitung nun nicht gehofft haben, eine ganz besondre Auskunft über diesen Umstand zu erhalten? Aber nichts weniger als dieses! Es bleibt alles beim Alten, oder wird vielmehr nur noch ein wenig schlimmer. Und da sieht man nun, wie man sich irren kan. Der Herr Ritter fährt (nach Maaßgabe dessen, was er in der eigenen Erzählung des Königes von dieser Schlacht gelesen, oder vielmehr zu lesen gemeint hat) fort: „An der Spitze der ganzen Oesterreichischen Kavallerie warf der General Römer ein Preußisches Regiment, das die ganze Kavallerie des Flügels ausmachte, wobei der König stand. Friedrich sah den Augenblick da er niedergehauen oder gefangen werden mußte. Er ritt also zurück. Aber so weit riß ihn freilich der Schwarm der Fliehenden weg, daß er nur erst in der Nacht, und nach völlig gewonnener Schlacht seine Armee wieder fand.“ Friedrich der zweite verläßt also glücklich das Schlachtfeld wieder bei dem ersten Choc — denn, daß die österreichische Reiterei weit früher angrif, als das Fußvolk zum Feuern kam, das wissen wir aus allen Berichten von dieser Schlacht. — Er verläßt es, ehe noch sein eigenes Fußvolk einen Schuß auf das feindliche gethan, ehe dieses noch sich in Bewegung gesetzt hat, allein deswegen handelt er denn doch, wie Achill und Alexander! Auch hat der Herr Ritter Gründe genug

genug für diese seine Meinung in seine Erzählung eingeflochten. Die ganze österreichische Reiterei muß den Angrif machen, anstatt, daß es nur die größere Hälfte, nur dreißig Schwadronen waren; und die eilf Preußischen Schwadronen, welche den rechten Flügel ausmachten, und aus dem Regiment Carabiniers, der Hälfte des Regiments Schulenburg, und einer Schwadron Gens d'armes bestanden, werden von ihm in ein preußisches Regiment verwandelt. Besonders aber scheint er dadurch, daß der König hätte niedergehauen oder gar gefangen werden können, erweisen zu wollen, daß es, von seiner Seite, nichts weniger, als Feigherzigkeit war, wenn er das Schlachtfeld verließ. Und zugleich läßt er ihn sich nicht bloß wegbegeben, sondern der Schwarm der Fliehenden reißt ihn so weit mit sich fort, daß er nur erst in der Nacht wieder kommen kan, und die ganze Preußische Reiterei muß also die Ehre ihres Königes nicht auf dem Schlachtfelde, sondern auf der Flucht zu retten suchen. Aber ich fürchte, daß alle diese Gründe, ob sie gleich für den Herrn Ritter ganz vortreflich sein mögen, doch in den Augen des Lesers nicht als Gründe für jene Meinung desselben, oder als ein Zusammenfluß von Umständen erscheinen mögten, unter welchen Achill und Alexander nicht anders hätten handeln können. Man wird sagen: „der König konte zwar sehr Recht haben, nicht gefangen werden zu wollen;

aber

aber er hatte sehr Unrecht, oder vielmehr, er verrieth wenig Gegenwart und wenig Entschlossenheit des Geistes, wenn er dieses zu einer Zeit, da sein Fußvolk noch in der vollkommensten Ordnung war, für möglich hielt, oder deswegen aus der Schlacht so weit davon ritt, daß er nur erst in der Nacht wieder kommen konte. Der eigentliche Mut besteht ja auf das wenigste darin, daß man die Größe der Gefahr richtig zu beurtheilen weis? Eben so wenig entschuldigt ihn die Furcht niedergehauen zu werden. Niedergehauen und niedergeschossen, läuft auf Eines hinaus; und der König hätte folglich bei jener Furcht am besten gethan, von Anbeginn an, und in der ganzen Folge seines Lebens, ausser dem Kanonenschusse zu bleiben. Und, was das Fortreissen durch den Schwarm von Flüchtlingen anbetrift, so erzählt uns zwar Friedrich der zweite selbst, daß seine geworfene Reiterei ihn bis in die Mitte der Armee allerdings mit sich fortgerissen, aber er sagt uns auch, daß er daselbst wieder einige Schwadronen gesammelt, und sogar in Person sie auf den rechten Flügel wieder hin geführt habe; und der Herr Ritter nimt sich die Freiheit, den König, aus dessen eigenen Erzählung, wohl gemerkt! er die seinige sammelt, Lügen zu strafen, um zu erweisen, daß er, indem er nicht that, was er nach des Herrn Ritters Erzählung nethan haben soll, wie ein Achill Alexander handelte. —

Nicht

Nicht besser stehe es um ein anderes Argument, welches der Herr Ritter als ein Korps der Reserve für seine Meinung anrücken läßt. Er hat in der von dem Herrn von Warnery abgefaßten Geschichte des siebenjährigen Krieges unter andern gelesen, daß der König auch von Kollin im gestreckten Galop weggeritten sei *) — so wie er wahrscheinlicher Weise auch bei diesem Schriftsteller etwas von einer besondern Furcht des Königes, gefangen zu werden, gelesen hat **), obgleich diese Furcht, im Vorbeigehen gesagt, so klug sie gewesen sein mögte, von Anbeginn an nur zu gering in Friedrichs Seele war ***) — und dieses Wegreiten nun soll jenes begreiflich machen, oder entschuldigen, oder — was weis ich? Genug, der Herr Ritter spricht unmittelbar nach jenem Vorfalle davon. Allein ich fürchte, daß hier nicht allein die Leute vom Handwerke, sondern auch die Logiker lachen werden. Friedrich der zweite verließ das Schlachtfeld bei Kollin nicht eher, als bis sein Fußvolk zu Grund gerichtet, das heißt, nicht eher, als bis er wirklich geschlagen war; das sieht man, wenn man sonst es auch nicht wüßte, deutlich sogar aus der Erzäh-

*) Campag. de Frederic. II. S. 160.

**) Ebend. 172.

***) Man s. z. B. Hist. de mon tems, Bd. I. S. 150. Und aus dem siebenjährigen Kriege ließen sich dergleichen Beispiele zu Dutzenden anführen.

lung des Herrn von Warnery selbst; und er verließ es im Galop, um so bald als möglich wieder vor Prag zu sein, und die Anstalten zu der Aufhebung der Belagerung machen zu können, weil, wenn der Marschall von Daun nur ein wenig geeilt hätte, diese Aufhebung dem preußischen Heere theuer würde zu stehen gekommen sein *). Aber bei Molwitz war, wie nach des Herrn Ritters Bericht Friedrich sein Heer verlassen haben soll, bloß die Reiterei geworfen. Da fand gar keine Aehnlichkeit mit Pultava Statt; und der Herr Ritter hätte ja dem Herrn von Warnery diese Vergleichung zwischen Pultava und Kollin nicht nachschreiben sollen, weil sie der von ihm selbst zwischen Kollin und Molwitz gemachten Vergleichung sehr nachtheilig wird. Auch hier also hat er Friedrich den zweiten eben so wenig von dem Vorwurfe der Feigheit bei der Schlacht von Molwitz, als vorher von dem Vorwurfe der Undankbarkeit gegen Seckendorf gerettet, noch ihm Wahrheitsliebe zugetraut; und wie werden die Berliner Aufklärer, welche, nach des Herrn Ritters Meinung, gemeinschaftliche Sache mit dem Herrn von Mirabeau gemacht haben, um Friedrich den zweiten herabzuwürdigen, zu schmähen **) u. s. w. wie werden die sich freuen, daß der Herr Ritter

*) Hist. de la guerre de sept ans. T. I. S. 176. u. f.

**) Fragm. Th. 3. S. 258 und 259. verglichen mit S. 265. u. a. St. m.

ter öffentlich zu ihrer Partei sich schlägt! ! ! Wie sich freuen, daß er als ein neuer Bellerophon (der bekantermaßen erblindete, weil er eine Reise nach dem Himmel unternahm) die Fliegen mit Steinwürfen an den Kopf fortjagt, und

— non moins bon archer, que mauvais raisonneur,

das Sprüchelchen, daß

Rien n'est si dangereux qu'un ignorant ami wahr macht.*) Hier ist weit mehr als Mirabeau! ! — — Und warum solten sie denn auch nicht das Ansehen des Herrn Ritters dem Zeugnisse und dem Bericht des Mannes entgegen setzen, welcher — und zwar nur in einem so geringfügigen Buche, wie Herrn Nicolais Anekdoten sind! **) — den ganzen Vorgang bei Molwitz ins Reine gebracht hat. Zwar nennt Herr Nicolai diesen Mann einen großen und allgemein verehrten Mann, der damals sehr nahe um die Person des Königes, und folglich ein Augenzeuge jedes Schrittes desselben in und nach der Schlacht war; und wenn man nur ein wenig mit diesen Zeitläuften

*) Leser, welche diesen Bellerophon nicht kennen, werden in der Fontaineschen und Hagedornschen Erzählung L'ours & l'amateur des Jardins, oder der Bär und der Liebhaber seines Gartens, Auskunft über ihn finden.

**) 2tes Heft. S. 181. u. f.

ten bekannt ist: so räth man sogleich, daß dieser Mann kein anderer als der vortrefliche General von Möllendorf sein kan; aber was geht alles dieses, und was gehen alle mögliche Urkunden unsern Herrn Ritter, als einen wahrhaft inspirirten oder begeisterten Geschichtschreiber an? Was geht es ihn an, daß der unparteiische und wißbegierige Leser das Zeugniß eines unverwerflichen Augenzeugen nicht verwerfen darf, und aus diesem Zeugnisse gelernt hat, daß Friedrich der zweite erst, nachdem das Fußvolk zum Theil sich verschossen hatte, und als es anfing dunkel zu werden, und nur auf das dringendste Zureden des Marschall von Schwerin, von dem Schlachtfelde sich wegbegab? Er hat nicht um der Leser, sondern um sein Selbst Willen seine Fragmente geschrieben! — Und so bleibt jenem auch hier wieder nichts anders übrig, als den Herrn Ritter und sein Buch — ihrem Geschick zu übergeben, und zu bedauern, daß jener es dieses und auch ihn, den Leser, es hat entgelten lassen, daß — Herr Nicolai glücklich genug gewesen ist, eine Berichtigung wegen der Schlacht bei Molwitz zu erhalten; — zu bedauern, daß der Herr Ritter durchaus, obgleich ganz ritterartig, den Samler mit dem Gewährsmann, die Windmühle mit dem Riesen verwechselt; — und wenn nicht mit Worten, doch in den Sachen, mit jenem französischen Grafen gemeinschaftliches Spiel treibt.

Und

Und hievon nun, oder davon, daß er gerade wie dieser Herr Graf uns aufklären soll, durch Schmähungen auf andre uns aufzuklären sucht, finden sich in seiner Schrift gar vielerlei Beispiele. Er läßt uns z. B. durch den verstorbenen Herrn General von Bork bei Gelegenheit der Drangsale des siebenjährigen Krieges aus dem Munde des Herrn Sulzer kund und zu wissen thun, *) „daß der König habe fodern müssen, weil seine Vasallen größtentheils kein Gefühl für die allgemeine Wohlfahrt haben, nichts für das Beste des Königs und des ganzen Landes empfinden.“ Abgerechnet, daß dieses Fodern des Königs sich nicht mit dem, was wir alle wissen, und was auch der Herr Ritter selbst erzählt, **) nicht damit verträgt, daß Friedrich der zweite während diesem Kriege nicht die allergeringste Auflage machte, liegt diese Schilderung der Preußischen Unterthanen wahrlich der von dem Herrn von Mirabeau gemachten und von dem Herrn Ritter ***) auch sorgfältig ausgehobenen Schilderung derselben nicht weit aus dem Wege, und der französische Aufklärer hat, so viel ich mich erinnere, doch noch das Verdienst, die Brandenburger nur da, wo er als Spion spricht, und in Briefen, welche er nicht drucken ließ, ein langsames, schwer-

*) Fragm. Bd. 3. S. 377.
**) Ebend. Bd. 2. S. 102.
***) Ebend. Bd. 3. S. 263.

fälliges, unleidenschaftliches Volk und Topinamboux zu nennen; und was die Berliner besonders anbetrift: so behandelte unser Herr Ritter, so lange er mit seinen eignen Augen sah, diese weit ärger als der französische Graf. Auch standen diesem ja nicht, wie dem Herrn Ritter, alle mögliche ministerielle Quellen offen; und aus eben dergleichen nun — welche zugleich allen Lesern offen stehen — hätte er hier leicht die Wahrheit, wofern er sie sonst nicht wußte, schöpfen oder lernen können, daß entweder Herr Sulzer den Herrn General von Bork, oder er, der Herr Ritter, den Herrn Sulzer nicht verstanden habe. Der Herr Graf von Herzberg nämlich erzählt — was auch allen denjenigen schon bekant ist, welche nur ein wenig mit der Geschichte Friedrich des zweiten und der Brandenburgischen Staaten sich abgegeben haben — daß, wie nach der Schlacht bei Köllin, im Jahr 1757 die Mark Brandenburg und Pommern ohne Vertheidigung waren, und eine Armee von 20,000 Schweden sich der Festung Stettin näherte, die Stände von Pommern, aus eigener Bewegung und bloß auf Antrieb einiger weniger Patrioten, sich versammelten und dem König anboten, auf ihre eigene Kosten zehn Bataillons Landmiliz, jedes von 500 Mann, zu errichten; daß sie von dem König sich nichts ausbaten, als Offiziers, um diese Bataillons zu disziplíniren und in Ordnung zu bringen, und daß alte verabschiedete

dete Offiziers in Menge von ihren Gütern nach Stettin und Kolberg eilten, um diese Bataillons anzuführen. „Die Stände der Mark Brandenburg," fährt der Herr Graf fort, „folgten diesem Beispiele, und errichteten auch zehn dergleichen Bataillons, so wie die von Magdeburg und Halberstadt viere, und jede Provinz errichtete zugleich einige Schwadronen Husaren. Diese von den Ständen der gedachten Provinzen während dem ganzen siebenjährigen Kriege freiwillig unterhaltenen 24 Bataillons, und diese Schwadronen Husaren waren es, welche die Festungen von Küstrin und Kolberg vertheidigten *), und die Festungen von Stettin und Magdeburg schützten. — Die Bewohner der in den Händen der Feinde befindlichen Länder, Minden und Ravensberg, vertrieben mit Schimpf und Schande diejenigen ihrer Landsleute, welche ihre Regimenter verlassen hatten, und zwangen sie, dahin zurück zu kehren. — Der Präsident Domhardt vertheilte, um dem Könige die wichtigsten Stutereien in Preußen zu erhalten, die Pferde unter die Landleute, und wußte fast alle Einkünfte von preußisch Lithauen zu

*) Die Vertheidigung der letztern ist in Rücksicht auf den Mut, mit welchem sie geführt wurde, ein Muster für alle Vertheidigungen; und der dabei, sowohl von Seiten der Besatzung als der Bürgerschaft, gezeigte Heroismus, ist dem Heroismus der schönsten griechischen und römischen Zeiten gleich.

Digitized by Google

zu der Wiederherstellung der von den Russen abgebrannten Dörfer anzuwenden. Wie nach der Schlacht bei Kollin es der Reiterei des Königs an Pferden mangelte, bewog der Herr von Blumenthal, damaliger Präsident der Magdeburgischen Kammer und gegenwärtiger Staatsminister, die verschiedenen Stände der Herzogthümer Magdeburg und Halberstadt, ohne Schwierigkeit dem Könige fast alle ihre Pferde, an der Zahl von viertausend, zu liefern; Edelleute, Geistliche (chanoines), Bürger und Bauern spannten um die Wette sie von ihren Karossen, Wagen und Pflügen ab, und führten sie zum Gebrauch der königlichen Reiterei herbei." So weit der Herr Graf von Herzberg! Und mit wie viel Beispielen mehr ließe sich beweisen, daß vorzüglich die Bewohner der Erbländer des Königs Gefühl für die allgemeine Wohlfahrt, für das Beste des Königs und des ganzen Landes, nicht bloß während jenem schrecklichen Kriege, sondern auch nachher, wenn nicht durch angebotene oder hergeschossene Geldsummen, doch durch eine Menge anderer Handlungen und Unternehmungen zeigten. Aus allen Ständen, aus allen Klassen von Menschen ließen sich dergleichen Beispiele anführen, ob sie gleich eben so wenig, wie das, was der König selbst für seine Länder that, in die Zeitungen gesetzt wurden. So fanden z. B. die Beurlaubten eines pommerschen Regimentes, welche zum Theil sehr weit von ihrer Heimath entfernt

fernt auf Arbeit waren, sich, sobald das Gerücht von dem Baierschen Erbfolgekriege erscholl, zu Hause ein, damit sie, sobald sie abgerufen werden solten, unverzüglich bei ihren Fahnen sein könten; so verwandten Privatleute, wie z. B. der Herr von Rochow zu Rekahn, einen großen Theil ihrer Einkünfte auf Veranstaltungen, welche nur das allgemeine Beste zum Zwecke haben, u. d. m. Freilich beurtheilten vielleicht verschiedene preußische Unterthanen, und besonders einige Bewohner der Residenzstädte, ihren großen König sehr frei, oder waren unzufrieden mit mancher Einrichtung desselben; und diese Stimmen waren, wie es immer geht, die lautesten, und wurden aus eben so natürlichen Gründen, besonders von den Fremden, für die Volksstimme genommen, und mit vorzüglicher Aufmerksamkeit angehört. Wo ist denn aber das Land, oder wo nur irgend ein Freistaat ohne frondeurs unter seinen Mitgliedern? Wo die Menschen, welche das ganze System irgend einer Regierung zu übersehen, oder die daraus für den Einzelnen entstehenden Beschränkungen, mit den damit verbundenen Vortheilen für diesen Einzelnen, zu vergleichen vermögen? Auch kan die Anzahl derselben und das Maaß ihres Mißvergnügens, nach einem andern Werke des Herrn Ritters *), nicht sehr groß gewesen sein; und auf den

*) Vertheidigung Friedrich des Großen, Han. 1788. S. 10. vergl. mit dem 3. B. der Fragm. S. 186.

den allergrößten Theil derselben läßt sich anwenden, was Mitschell von jener Opposition in der Armee, während dem siebenjährigen Kriege, zu einem preußischen General gesagt haben soll: „Ihre Armee ist eine Armee von Jakobiten; und doch schlagen sie sich wie Teufel für einen König, den sie unaufhörlich tadeln.“ — „Aber,“ wird der Herr Ritter einwenden, „preußische Unterthanen bewogen doch den berüchtigten französischen Grafen, seine Schmähschrift auf Friedrich den Großen (die Lettre presentée à Frederic Guillaume) zu schreiben; und lieferten sogar ihm die Materialien zu seinem größern Werke *)?“ Was diese Werke selbst anbetrift: so wird wohl jeder, der nur ein wenig mit der preußischen Staatsverfassung bekant ist, das von dem Herrn von der Horst dem Herrn Ritter mitgetheilte und auch von dem Herrn Grafen von Herzberg ausgesprochene Urtheil darüber unterschreiben. Die Arbeiten des Herrn von Mirabeau zeigen eine höchst oberflächliche Kentniß jener Staaten, und enthalten eine Menge ganz falscher Thatsachen, so wie der darin enthaltene Tadel Friedrich des zweiten auf wirklich erträumten, französischen Grundsätzen der Staatswirthschaft beruht. In Ansehung der Entstehung dieser Werke aber geräth der wißbegierige Leser, der seine Logik nicht ganz vergessen, oder sie seiner Parteilichkeit nicht ganz unterge-

ord-

*) Fragm. Bd. 3. S. 254. vergl. mit S. 265. u. 269.

ordnet hat, wieder in die größte Ungewißheit. Unmöglich kan er, wie der Herr Ritter schließen, daß die von diesem sehr handgreiflich bezeichneten Brandenburgischen Unterthanen, die Helfershelfer des französischen Grafen deswegen gewesen sind, und eben solche Grundsätze über Staatswirthschaft, wie er, deswegen hegen, weil sie eine einzelne Stelle aus dem einen Werke desselben (welche Stelle übrigens, nach dem eigenen Zeugnisse des Herrn Ritters, äusserst patriotisch preußisch ist) mit Beifall angeführt, und eine Erklärung desselben über eine andre Schrift, so wie mehrere Journalisten, auch in ihr Journal eingerückt haben; unmöglich kan jener Leser daraus, daß der französische Graf einige Meinungen derselben über Jesuitismus und Ausbreitung des Katholizismus, über Cagliostro, Herrn Lavater, u. d. m. angenommen hat, folgern, daß sie deswegen eine bloß oberflächliche Kentniß der preußischen Verfassung besitzen, daß sie deswegen Friedrich den zweiten mißverstanden, getadelt, geschmäht, und die Regierungsgrundsätze dieses Fürsten gänzlich aufgehoben, oder das physiokratische System in die preußischen Staaten eingeführt, den preußischen Schatz in die englischen Fonds gelegt, die falschen Handlungsgrundsätze des Herrn von Mirabeau befolgt u. d. m. zu sehen wünschen, und überhaupt ihre ganze politische Aufklärung in einen blinden Glauben an diesen Mann setzen

sol-

solten *). Vielmehr würde ein solcher Leser durch alle diese Schlüsse unsers Herrn Ritters immer mehr von der vollkommenen Aehnlichkeit zwischen demselben und dem Grafen Mirabeau, in Ansehung der Art und Weise, wie sie beide aufklären, überzeugt werden müssen, wenn mit dieser Aehnlichkeit sich die Anfälle des erstern auf diejenigen, welche dem letztern geholfen haben sollen, vertrügen; — und besonders, wenn dadurch begreiflich würde, wie die vortreflichen Floskeln von Gecken und Hunden, gehörnten Eseln, Aufklärungsdragonern, wilden Tröpfen, Gauklern, Bauerlümmeln, von Quacksalberei, Schurkerei, Stößen in den Hintern, Galgenaas u. d. m. in Fragmente über Friedrich den Großen haben kommen können? Ueberhaupt dürfte eine völlige Entwickelung von unsers Herrn Ritters gegenwärtigem moralischen und intellektuellen Sein und von allen Wirkungen und Endursachen desselben, nach Maaßgabe seiner Schriften, einen vortreflichen Beitrag zu dem Magazin der Erfahrungsseelenkunde des Herrn Moritz, und wichtige Aufschlüsse, über den Geist der Zeit sowohl, als über den menschlichen Geist überhaupt, verschaffen. So viel sieht man indessen schon aus dem angeführten — und das ist denn auch, wenn nicht das Einzige, doch das Geringste, worüber wir dadurch ge-

*) Fragm. Th. 3. S. 302.

gewiß gemacht werden — mit Gewißheit, daß der Herr Ritter seine eigenen Angelegenheiten sogar gern mit der Geschichte Friedrich des zweiten vermischen mögte, und daß, wer nur eine Miene gegen ihn zieht, seiner Meinung nach, sich sogleich an Friedrich den zweiten vergreift; — oder vielmehr, daß er bei Abfassung seines Werkes keinesweges, wie es von jedem Geschichtschreiber gefodert wird, weder sein Vaterland noch seine Religion, und am allerwenigsten sich selbst vergessen hat. Auch steht es wirklich zu befürchten, daß, wofern es in der Welt möglich wäre, die eifrigsten Verehrer Friedrichs in ihren Empfindungen für ihn irre und ungewiß, oder diesen Fürsten ihnen widerlich gemacht zu sehen, dieses, durch die Vermischung seiner Sache mit der Sache des Herrn Ritters, besonders in Ansehung derjenigen bewürkt werden dürfte, welche zwischen Gelehrten, oder vielmehr Schriftstellern, und Königen — versteht sich wirklichen Königen — immer noch, was auch jene wähnen mögen, einigen Unterschied wahrnehmen. Wer würde den Frosch- und Mäusekrieg als Episode in der Iliade nicht ekelhaft, und den Achill nicht herabgewürdigt finden, wenn ein Physignatus oder Hypsiboas sich neben ihn gestellt hätte. —

Doch nicht genug, daß der Herr Ritter den Nachrichten widerspricht, welche von andern, auch von Ministern und Generalen, uns von Friedrich dem zweiten gegeben worden sind; auch sich

selbst widerspricht er, und nicht bloß in Urtheilen, sondern sogar in Thatsachen. Als ein Beweis davon läßt sich die vorherangeführte Schilderung der Denkart der Preußischen Unterthanen, wenn man solche mit der Ueberschrift des eben vorhergehenden Kapitels, von den sublimen Nazionaltugenden der Brandenburger vergleicht, ansehen; aber da es schwerlich sich entscheiden läßt, ob, nach der Meinung des Herrn Ritters, sich die gedachte Schilderung nicht sehr gut mit Nazionaltugend verträgt: so wird es nothwendig sein, ein anderes Beispiel von dieser Art von Widersprüchen anzuführen. In dem ersten Bande seines Werkes also (S. 164) berichtet er uns z. B., daß der König in seinen Abendunterhaltungen (welche hier den Unterhaltungen bei der Mittagstafel entgegen gesetzt werden) natürlicher Weise weit offener und weniger sorgsam, als bei jenen gewesen, „denn (sagt er,) da waren seine Bedienten entweder gar nicht, oder nur selten gegenwärtig.“ — Und schon S. 176, also nur zwölf Seiten nachher, erfahren wir, „daß die Abendmahlzeiten im Marmorsaale zu Sanssouci .... so tief in die Nacht hinein dauerten, „daß allen um die Tafel herum versammelten Bedienten des Königes, wie ihm der Herr Generalchirurgus Schmucker versichert hat, die Beine schwollen.“ — Wem sollen wir nun glauben? Dem Herr Ritter hundert vier und sechzig? Oder dem Herrn Ritter hundert sechs und siebenzig? Oder gar, (welches wohl in mehrern

Fällen

Fällen das sicherste sein dürfte) daß der Herr Ritter auch nicht einmal das — zum Geschichtschreiber erfoderliche Gedächtniß besitzt? —

Und selbst hiebei läßt er es nicht bewenden. Er weis, wie Friedrich der zweite gedacht hat, so gar besser, wie Friedrich der zweite selbst. In eben diesem Bande, S. 246 lesen wir, daß der Französische Gesandte, Lord Tirconel, zu den Gesandten gehört habe, welche dem Könige vorzüglich gefielen: — und Friedrich der zweite schreibt an Darget: *) La Touche (der nach Tirconels Tode als Französischer Gesandter nach Berlin kam) est arrivé ici; il nous convient infiniment mieux que le milord; Dieu me le pardonne, j'ai une aversion pour la gent angloise, dont je ne saurois me corriger. — Auch war es wohl von Seiten dieses Gesandten nicht eben sehr fein, daß er den La Metrie zu seinem Hausfreunde machte **).

Nicht weniger sind andre Männer über das, was sie von ihren Verhältnissen mit Friedrich dem zweiten sagten, oft von dem Herrn Ritter mißverstanden worden. So setzt er z. B. unter die von Friedrich dem zweiten, zu Hause und im Felde, zu seinem Umgange gewählten Generale, seinen Landesmann den Herrn von Warnery ***); und hat dieses unstreitig aus den Worten dessel-

*) Oeuvr. posth. Ed. de Basle, T. 3, S. 325.
**) Oeuvr. de Volt. T. 71. S. 246. Ed. de Beaum. in 12.
***) Fragm. Bd. 1. S. 105 und Bd. 2. S. 211.

ben *), je fus toujours invité à la petite table du roi; lorsque j'étois à son armée, gezogen; allein, wer mit der Sache selbst bekant ist, weis, daß der Herr von Warnery nicht einmal in dem, von ihm selbst hinlänglich bestimten, sehr kurzen Zeitraume, immer (wie es sich aus dem schon zeigt, was er selbst S. 119 erzählt,) und nicht öfterer wie viele andre Generale, bei dem Könige speiste, so wie daß die petite table hier bloß auf die kleine Anzahl der Tischgäste geht, und daß der Herr von Warnery, wofern ich mich nicht irre, bereits mit Ausgang des Jahres 1757, oder doch spätestens mit Anfang des Jahres 1758, und Trotz dem, was er in der Vorrede sagt, keinesweges mit der Gnade des Königes, den Dienst verließ.

Ueberhaupt scheint der Herr Ritter auf diejenige Genauigkeit, welche das Zutrauen der Leser unmittelbar nach sich zieht, und zu ihrem Unterricht so gar erfoderlich ist, keinen sonderlichen Werth zu legen. Er läßt (Band 1. S. 254) Friedrich den zweiten, den Herrn von Klinggräf kurz vor dem siebenjährigen Kriege nach Wien schicken, um eine entscheidende Antwort von der Kaiserin zu holen, und macht jenem bei dieser Gelegenheit ein, hier im Zusammenhange wirklich ganz sonderbares Kompliment; er läßt (ebendas. S. 259) den Herrn von Zegelin, bereits gegen das Ende des siebenjährigen Krieges, als Gesandter

*) Camp. de Frederic II. S. 88.

ter nach Konstantinopel gehen; er spricht (Bd. 2. S. 212) von einem berühmten Lager des Königes bei Strehlen *), er weis, (Bd. 1. S. 246) daß der österreichische Gesandte, Graf Puebla, unter denjenigen gewesen sei, welche dem Könige vorzüglich gefallen haben, ungeachtet aus dem Memoire raisonnée, und aus der dazu gehörigen Refutation des Remarques des Herrn Grafen von Herzberg (Rec. des Deductions S. 51 und 184) zur

*) Was er von diesem Lager sagt, verdient noch mit der Histoire de la guerre de sept ans, T. 2. S. 234. verglichen zu werden. Der Herr Ritter meint nämlich das berühmte Lager bei Bunzelwitz; denn bei Strehlen ist nie ein berühmtes Lager gewesen. Jenes aber verließ der König eben wegen Mangel der Subsistenz; und das dem verstorbenen Minister von Schlabendorf gebührende Verdienst kan also nicht darauf, daß er damals so gute Veranstaltungen zur Verpflegung der Armee gemacht, beruhen. Wohl aber hatte dieser Mann, in Rücksicht hierauf überhaupt, sehr große Verdienste; und wenn der Herr Ritter, oder irgend einer seiner Leser, diese bestimt kennen lernen will: so kan er das rühmlich bekante Werk, von Schlesien, Th. 2. S. 145. Freyburg, 1788 zu Rathe ziehen. Es ist überhaupt ein wahres Unglück für unsern Herrn Ritter, daß die Kronen des Lobes, welche er auszutheilen gedenkt, größtentheils schon von Männern, welche mehr als er von den Sachen so wohl zu verstehen als zu wissen scheinen, und in sehr bekanten Werken, ausgetheilt worden sind, und daß seine Erzählungen gerade mit den Erzählungen dieser Männer, welche so gut unterrichtet sein konten, nicht übereinstimmen. Auch in dem eben angeführten Werke heißt es: (ebend. S. 202.) daß der König das Lager bei Bunzelwitz zum Theil verlassen habe, „um den Unterhalt der Truppen zu erleichtern.“

zur Gnüge bekant ist, daß dieser Minister, während seines Aufenthaltes zu Berlin, nicht allein sich gebrauchen ließ, Rußland gegen den König immer mehr aufzuhetzen, sondern daß der letztere auch von allen diesem, in eben dem Zeitpunkt, worin es geschah, genau unterrichtet war u. dergl. m. Freilich sind dieses Kleinigkeiten; aber sie scheinen denn doch zu erweisen, daß der Herr Ritter nicht so innig und genau, wie er sich das Ansehen giebt, mit der Geschichte der Regierung Friedrich des zweiten bekant ist; und könten wohl gar zu dem Glauben verleiten, daß er, ungeachtet er Summa Summarum, vier und dreißig male vor dem Könige stand, zu dem Geschichtschreiber desselben von der Natur deswegen noch nicht mehr berufen sei, als irgend einer der verschiedenen Kammerlakeien, welche viel hundertmale vor und hinter Friedrich dem zweiten standen, und daß, gleich jenem Ritter, welcher für eine Prinzessin föcht, die er nie gesehen hatte, er sich dem Dienste Friedrich des zweiten geweiht habe, ohne diesen großen Fürsten so ganz eigentlich zu kennen, und ohne dem Andenken desselben so ganz eigentliche Dienste zu leisten, oder gehörige Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

5.

Der Philosoph und sein Schneider.

An meinen Freund Metzger.

Einst wolte sich ein Philosoph
Nach eigener Erfindung kleiden.
Ein Schneider, welcher Stadt und Hof
Bediente, ward, den Rock zu schneiden,
Herbei geholt. Er zog sein Maaß
Bedeutungsvoll aus seiner Ficke.
„Ei!“ rief mit einem Seitenblicke
Der Philosoph, „was brauch ich das?
Hier ist mein Riß, der soll Euch leiten.“ —
Der Schneider bringt Bedenklichkeiten
Und kunsterfahrne Gründe vor.
„Thut meinen Willen!“ sprach der Weise,
Der gerne die Geduld verlor:
„Ein Doktor, der schon sieben Preise
Bei der Akademie gewan,
Wird doch ein Kleid zu zeichnen wissen.“
Der Schneider ging; bei solchen Schlüssen
Verstummt ein blöder Handwerksmann.
Er folgt dem Riß. Nach wenig Tagen
Bringt er das Meisterstück getragen.
Der frohe Doktor paßt es an:
Es war auf Englisch ausgenähet
Und ausgebügelt; doch zu weit.
Der Doktor spiegelt sich und schmähet
Derb auf den Pfuscher. „Herr! das Kleid,

Das

Das schwör ich Euch beim Gott der Mode,
Entspricht dem Muster auf ein Haar,"
Sprach jener und bewies es gar
Nach mathematischer Methode.
„Doch kan ich, wenn es Euch gefällt,"
So schloß er mit verbißnem Lachen,
„Den weiten Sack Euch enger machen." —
„Nein!" rief der Doktor, „um kein Geld!
Ich werde täglich fetter werden;
Nur noch ein Jährchen oder zwei
So hab' ich, ohne Praterei,
Den stattlichsten Habit auf Erden."
So trug ers bis ins dritte Jahr;
Allein sein Bauch blieb wie er war:
Und das Gewand fing auf den Falten
Schon an sich überall zu spalten.
Nun wuchs der Bauch allmälig an;
Doch der Habit fuhr fort zu reißen,
Und, als er paßte, mußte man
Die Fetzen auf die Gasse schmeißen.

Freund! wird der Konstituzion,
Die uns die Philosophen geben —
Ich denk' es oft mit leisem Beben —
Dereinst nicht gleiches Schicksal drohn?

Pfeffel.

6.

Das Götzenbild.

In einem Tempel der Mogolen
Ward sonst mit großem Pomp ein Götzenbild verehrt,
Von Delhis prächtigen Idolen
Das prächtigste. Sein Schmuck war Millionen werth;
Es saß auf einem hohen Throne;
Von Perlen starrte sein Gewand,
Um seinen Scheitel schlang sich eine Demantkrone,
Ein Zepter wuchs aus seiner Hand,
Und unter seinen Füßen stand,
Als Schemel, eine goldne Sphäre.
Einst fuhr der Geist der Reformazion,
(Ein seltnes Phänomen!) in der Braminen Chöre.
Sie glaubten, trotz der Protestazion
Des warnenden Dekans, daß es weit edler wäre,
Statt des geschmückten Gotts, ein nacktes Bild von Thon
Zum Dienst des Volkes auszusetzen,
Und mit den unfruchtbaren Schätzen
Den ärmern Theil der Nazion
Durch milde Gaben zu beglücken.
Der Pflastertreter Zunft und der Poeten Schwarm,
Zwo Kasten, oft gleich faul und öfter noch gleich arm,
Beklatschten den Entschluß mit brausenden Entzücken.
Nun ward das goldne Bild mit seinem Schmuck zerlegt
Und zu Dukaten umgeprägt.
An seine Stelle kam, auf einem niedern Heerde
Von lockerm Tuff, ein Gott von Pfeifenerde.

„Vortreflich!“ rief der Philosophen Schaar
Und ging mit steifem Knie vorüber;
„Doch gar kein Bild wär' uns noch lieber!“
„Bei Gott! die Herren reden wahr!“
Rief hier ein Stutzer aus, und dort ein Eseltreiber.
Indessen lockte noch der flache Rauchalter
Die Pilger und die Bettelweiber,
Bis nichts mehr auszuspenden war.
Nun sah man schnell der Andacht Flamme schwinden.
Das Volk empfand der Einfalt Reiz nicht mehr;
Es freute sich sogar, aus hundert schönen Gründen,
Den Thongott lächerlich, den Tempel kahl zu finden,
Und nach drei Monden stand er leer.
Nun hielt man ein Konzil. Der Nestor der Braminen
Rief: „Brüder, meine Furcht trift ein;
Traun! um die Huldigung der Menge zu verdienen,
Muß ein Idol geschmückt und hocherhaben sein!

Gilt nicht der Satz, den der Dekan empfohlen,
Auch von politischen Idolen?

Pfeffel.

Mit diesem 7ten Theil ist die Sammlung von Schriften des Herrn Geh. Raths von Göthe in 8 Theilen — der 8te Theil ist bereits ausgegeben — beendigt. Das Publikum kann nun berechnen, was es darin erhält, und wird mit dieser Rechnung nicht unzufrieden seyn. Die ehemals schon erschienenen Schriften sind in dieser Ausgabe theils gänzlich umgearbeitet, theils vermehrt und geändert. Claudina von Villa Bella, Erwin und Elmire könnte man, ganz neue Werke nennen; die Leiden Werthers haben beträchtliche Zusätze, Götz von Berlichingen, Stella, Clavigo die letzte Revision erhalten. In der Ankündigung dieser Ausgabe konnte der Verleger die neuen, vorher noch nicht erschienenen Werke des Herrn von Göthe zum Theil nur als Fragmente versprechen. Der Herr Verfasser hat sich aber geneigt finden lassen, den größten Theil derselben zu vollenden. Die Gestalt, worin die unsterblichen Werke: die Iphigenie, der Tasso und der Egmont gegeben sind, werden allein den Verzug entschuldigen, welche bey der Erscheinung der einzelnen Theile der Sammlung nothwendig war, wenn der Herr Verfasser die letzte Hand an dieselben legen wollte. Neue Stücke hat das Publikum überhaupt erhalten:

Zueignung an das deutsche Publikum,
Die Mitschuldigen,
Iphigenie,
Die Geschwister,
Der Triumph der Empfindsamkeit,
Die Vögel,
Lila,
Jeri und Bätely,
Die Fischerin,
Egmont,
Tasso,
Faust,
Vermischte Schriften und Gedichte,
Scherz, List und Rache.

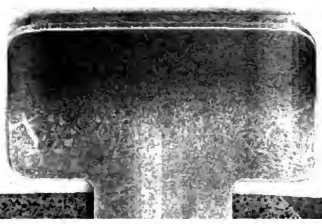
Alle diese Schriften können die Besitzer der alten Ausgabe auch einzeln erhalten. Dem Verleger sey es erlaubt, nun auch ein Wort von der äussern Gestalt seines Verlagsbuches zu sagen. Er dachte: einen Lieblingsschriftsteller führt man gern immer bey sich, es wird also gut seyn, wenn man zuerst eine Ausgabe liefert, welche so bequem als möglich ist; er fand ein nicht starkes feines Schreibpapier dazu am schicklichsten, damit ein Band von 1 Alphabet eine so geringe Dicke erhalten möchte, daß er noch immer ein sehr bequemes Taschenbuch abgeben könnte. Um aber doch auch diejenigen noch eher zu befriedigen, bis die Umstände eine sehr elegante und kostbare Ausgabe für den bemittelten Theil der Nation möglich macht — welche jedoch in Ansehung des Inhalts vor der jetzigen keinen wesentlichen Vorzug haben wird — hat der Verleger einige Exempl. der gegenwärtigen Ausgabe auf holländisch Papier abdrucken lassen. Diese Exemplarien auf holländisch Papier werden aber erst in einem Jahre ausgegeben, weil die Kupfer von dieser Taschenausgabe zu der auf holländisch Papier neu gestochen werden müssen, um sie nicht schlechter zu dieser als zu jener Ausgabe zu liefern. Der Preis der 8 Theile auf holländisch Papier mit neugestochenen Kupfern ist 12 Rthlr. Es sind nur wenige Exempl. davon abgedruckt und sie werden nicht ohne Vorausbezahlung verlassen. Die jetzt vollendete Ausgabe kostet, wie man weiß, nunmehro 8 Rthlr. Eigentlich kann solches niemand in Ansehung der hohen Preise, der Papiere und der Kupfer, von den vorzüglichsten Meistern, nach vortreflichen Zeichnungen, zu hoch finden; aber nicht einem jeden Liebhaber der Göthischen Schriften ist es leicht, 8 Rthlr. dafür auszugeben. Auch für diese hat der Verleger gesorgt und eine ganz wohlfeile Ausgabe auf Druckpapier mit einigen Kupfern in vier Bänden besorgt. Zwey Bände sind davon fertig. Die andern zwey folgen bald nach. Alle 4 Bände, welche die Acht Bände der bessern Ausgabe enthalten, kosten 3 Rthlr. 16 Gr.

Leipziger Ostermesse, 1790.

Georg Joachim Göschen.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google



Digitized by Google